

81.

86213

Lingu A 6

3

<36642003240018

<36642003240018

Bayer. Staatsbibliothek

DIE
SPRACHENWELT

IN IHREM
GESCHICHTLICH-LITERARISCHEN
ENTWICKELUNGSGANGE

ZUR
HUMANITÄT.

FÜR
DEN GEBILDETEN LAIEN UND DIE GEREIFTE JUGEND,

BEARBEITET VON
DR. H. A. MANITIUS.

I. BAND.

ASIEN, AFRIKA UND AUSTRALIEN.

ZOFINGEN & LEIPZIG.

VERLAG VON C. SCHAUENBERG-OTT.

1876.

SPRACHENWISSEN

12. THEIL

GESCHICHTLICH-LITERARISCHES

ENTWICKELUNGSGANG

VON

THEOPHIL

VON

DEN GERICHTEN LAIEN UND DIE GERICHTE JUGEND



I. BAND

ASIE, AFRIKA UND AUSTRALIEN

100

VERLAG VON J. HIRS

IN DIELSDORF



Buchdruckerei J. Hirs in Dielsdorf.

Vorwort.

Seit bereits einer langen Reihe von Jahren hat sich der Verfasser mit den Vorarbeiten eines fast nicht zu bewältigenden Materials zu vorliegendem Werke beschäftigt, bis endlich der erste Band desselben, der die drei Welttheile Asien, Afrika und Australien umfasst, zum Abschluss gekommen ist. Er beabsichtigte keineswegs ein Werk für den Sprachforscher und den Gelehrten von Fach zu verfassen, sondern einzig und allein für den gebildeten Laien und die herangereifte Jugend, überhaupt für Alle, die ein reges Interesse nehmen an dem mächtigen Entwicklungs- und Bildungsgange der Menschheit, den dieselbe mittelst des wunderbaren Reiches der Sprachen und ihrer Literaturen von den ersten Anfängen bis auf die Gegenwart genommen hat, und so im Allgemeinen zur Höhe der Humanität gelangt ist, während zugleich dem Leser das Geistigschönste aus den poetischen Schriftdenkmälern aller Völker und Zeiten als bildende und unterhaltende Lecture geboten wird.

Selbstverständlich musste sich der Verfasser bei einer so umfangreichen, wissenschaftlichen Arbeit auf die Werke

der ausgezeichnetsten Sprachforscher und Fachgelehrten stützen, und was seinem Zwecke entsprach, benutzen, wie Wilhelm von Humboldt's Hauptwerk: «die Kavisprache», Christian Lassen's «Indische Alterthumskunde», Georg von Raumer's Werke, August Schleicher's «Sprachsystem», Max Müller's «Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache» und anderer Werke, die für das grosse Publikum, sowie die Jugend theils zu gelehrt, theils zu kostspielig, theils nicht leicht zugänglich sind.

Was den Verfasser vornehmlich zur Abfassung eines derartigen Werkes veranlasst hat, war die bei seinem vieljährigen literarischen Unterricht und seinen culturhistorischen Vorträgen oft gemachte Erfahrung, dass in den meisten Ständen völlige Unbekanntschaft mit den Sprach- und Culturzuständen unsres eigenen Volkes wie der übrigen Völker herrscht. Sein Bestreben aber konnte nur darauf gerichtet sein, das vorhandene Treffliche und Interessanteste in einen übersichtlichen Rahmen zu bringen, und so den überreichen Inhalt der gebildeten Leserwelt darzubieten.

Ist es dem Verfasser gelungen, den hier angedeuteten Plan in dem vorliegenden Werke, dem gesammten Stoffe entsprechend, durchgeführt zu haben, so dass es sowohl zur Selbstbelehrung und Unterhaltung, als auch zum Gebrauche für Bildungsanstalten dienen dürfte, wird er sich für seine Arbeit reich belohnt sehen. Auch darf er hoffen, dass ihm, bei der Schwierigkeit einer derartigen Schrift, eine nachsichtige Beurtheilung zu Theil werde.

Allgemeines Inhaltsverzeichniss.

Erster Haupttheil.

	Seite.
Einleitung	1—5
I. Die Begründer und Beförderer der Sprachwissenschaft .	5—19
II. Die Erde, der Wohnsitz der Menschen und ihre physische Bedeutung	19—23
III. Abstammung und Racenunterschied der Völker . . .	23—37
VI. Die Sprache an und für sich, nach ihrem Ursprung und Wesen	37—50

Zweiter Haupttheil.

Die Sprachenwelt selbst.

Einleitung	51—54
I. Die erste oder radicale Stufe, welche die einsilbigen oder isolirenden Sprachen umfasst	55—65
II. Die Sprache der zweiten Stufe höherer Entwicklung, auf welcher zwei oder mehrere Wurzeln zusammenwachsen, daher agglutinirende, zusammenfügende oder anbauende genannt	65—67
a. Die japanesische Sprache	68—70
b. Der mongolisch-tatarische Sprachstamm	70—74
c. Der malayisch-polynesischen Sprachstamm . . .	74—80
d. Die mexicanische Sprache	80—85
e. Das Baskische	85—87
f. Das Aegyptische	87—100
III. Die Sprachen der dritten Stufe höchster Entwicklung, welche die Flectirenden oder die Flexionssprachen umfasst.	100—101
a. Der semitische Sprachstamm	102—132
b. Das Arier- oder Inderthum	132—180
c. Das Iranerthum	180—236
d. Die Sprache der kaukasischen Bergvölker . . .	236—243

Nachtrag. Sinnsprüche.

	Seite.
	245
A. Chinesische	245
B. Indische	246
C. Persische	246—247
Aus Sandis Rosengarten	

Algemeines Sprachwissenschaftliches

Erster Haupttheil.

1—19	I. Die Begründung und Begründung der Sprachwissenschaft.
19—27	II. Die Erde, der Mensch und ihre physische Bedingung.
27—37	III. Abstammung und Völkerverhältnisse der Völker.
37—50	VI. Die Sprache an und für sich, nach ihrem Ursprung und Wesen.

Zweiter Haupttheil.

51—54	Einführung.
55—65	I. Die erste oder radicale Stufe, welche die einseitigen oder isolirten Sprachen umfasst.
65—70	II. Die Sprache der zweiten Stufe höherer Entwicklung, auf welcher zwei oder mehrere Wurzeln zusammenwachsen, daher agglutinirende, zusammenfügende oder aneinander genann.
70—74	a. Die japanische Sprache.
74—80	b. Der mongolisch-tatarische Sprachstamm.
80—85	c. Der malayisch-polynesischer Sprachstamm.
85—87	d. Die mexicanische Sprache.
87—100	e. Das Baskische.
	f. Das Aegyptische.
100—101	III. Die Sprachen der dritten Stufe höchster Entwicklung, welche die fleetenden oder die Flexionssprachen umfasst.
102—132	a. Der semitische Sprachstamm.
132—180	b. Das Arier- oder Indierum.
180—220	c. Das Keltische.
220—247	d. Die Sprache der keltischen Völker.

Druckfehler.

Seite	35.	Verdan ⁿ en	muss heissen	verdanken.
"	37.	Lepsins	" "	Lepsius.
"	107.	Kohrlet	" "	Kohelet.
"	142.	250000 Slokas	" "	25,000.
"	155.	neben	" "	haben.
"	186.	Ahura, Mesda	" "	Ahura Masda.
"	198.	Armuz	" "	Ormuz.
"	209.	Nscht	" "	Nacht.
"	210.	Etn	" "	Ein.
"	210.	Gusten	" "	Guliston.
"	211.	Sandis	" "	Saadis.
"	211.	König	" "	König.
"	211.	Kaon	" "	Kann.
"	212.	ns	" "	es.
"	215.	Schiiden	" "	Schiiten.
"	215.	Hofis	" "	Hafis.
"	218.	empfeh'n	" "	empfahn.
"	220.	unverherrscht	" "	unbeherrscht.
"	222.	Thresnen	" "	Thränen.
"	222.	dier	" "	dies.
"	223.	in	" "	ihn.
"	223.	entpuillt	" "	entquillt.
"	224.	lasen	" "	lassen.

Druckfehler.

Erster Haupttheil.

Einleitung.

Den Menschen in seinem geistigen Entwicklungsgange an der Hand der Sprache und Geschichte darzustellen, ihn zu beobachten in seinem Streben, Ringen, Kämpfen und Siegen, ist unbestritten eine der wichtigsten, interessantesten und belehrendsten Aufgaben der Wissenschaft. Da erfahren wir, wie sich das Menschengeschlecht aus seiner ursprünglichen Rohheit von Stufe zu Stufe zu immer höherer Gesittung und zu einem menschenwürdigen Dasein emporgebildet hat. Noch ehe es eine Geschichte der Cultur gab, führte schon die Sprache selbst, als ein lebender und sprechender Zeuge der menschlichen Zustände den darnach Forschenden aus dem ersten Dunkel aller Bildung in ein helleres Licht. Auf diese Weise werden wir unmittelbar zu den frühesten Anfängen der Bildungsgeschichte des Menschen, mittelst der in Keilschrift überlieferten Cultur Assyriens und Babyloniens, sowie der hieroglyphischen Urkunde Aegyptens geführt. Dadurch, dass das Menschengeschlecht als ein sich fortbildendes Ganzes, gleichwie eine Kette Glied an Glied, frühzeitig in Völkerstämme und Völkergruppen sich vertheilte, dass die Sprache so verschiedenartig zunächst in Mundarten auftrat, die dann allmählig zu nationalen Sprachen sich ausbildeten, dadurch eben wurden ganz naturgemäss auch zugleich die menschlichen Geisteskräfte in einer

mehr und mehr sich erneuernden und gesteigerten Weise erzeugt. Und hierin müssen wir die wahre Würdigung des Menschengeschlechtes, wie dessen volle Cultur-bildung und höhere Humanität finden, soweit es der vergleichenden Sprachforschung, die in neuester Zeit der Naturwissenschaft von gleicher Bedeutung ebenbürtig zur Seite steht, gelungen ist, ihren geschichtlichen Zusammenhang zu erkennen und darzustellen. Ist doch die Sprache das unbedingt nöthige und wunderbare Ergebniss der Thätigkeit des allgemeinen Menschengesistes, und nur mittelst derselben vermochte irgend ein Volk, von seinem frühesten Ursprunge an, nach der jedesmaligen Naturanlage, zu einer vollendeten Ausbildung seines nationalen Characters mehr oder weniger gleichen Schritt zu halten.

In den drei Seelenvermögen des Denkens, Fühlens und Wollens, findet die Urthätigkeit des Menschen ihren Mittelpunkt und bringt dieselbe zum vollsten Austrag, indem jene Vermögen in der genauesten Verbindung und gegenseitigen Wechselwirkung zu einander stehen, wodurch sich die Erscheinungen des innersten Seelenlebens, sowohl für den Menschen selbst, als auch für die Aussenwelt durch Sprache kundgeben und geltend machen. Wir können diess als das dem Menschen angeborene Sprachvermögen bezeichnen, infolge dessen er die Sprache aus und durch sich selbst zu schaffen vermochte, als den eigenthümlichsten Ausdruck und die wahre Offenbarung des Göttlichen in ihm.

In den bisher angedeuteten, ebenso belehrenden als interessanten Gegenstand tiefer einzugehen, bietet kein Welttheil einen entsprechendem Ausgangspunkt als Asien, der Ursitz des Menschengeschlechtes, die Wiege alles geistigen Erwachens und Aufschwunges. Wie dort die Sprache entstand und sich in Formschönheit entfaltete, wie dort die ersten religiösen Ideen Wurzel schlugen, dort die ersten wichtigen Gesetze des staatlichen Lebens entsprangen, ebenso reichen die frühesten Gebilde des Schönen in Kunst, Poesie und Wissenschaft bis zu den Anfängen des Völkerlebens im Morgenlande hinauf.

Doch erst als jenes frühzeitige Emporblühen geistigen Daseins, und dessen weitere Entwicklung auf europäischen

Boden gelangt war, da erwuchs, gleichwie aus neuer Aussaat, ein junger, riesiger Baum hervor, welcher seine Aeste und Zweige nach allen Himmelsrichtungen hin ausbreitete und neue Blüthen, neue Früchte für die sich geistig entwickelnde Menschheit trug. In diesem Bilde erkennen wir die unmittelbare Anknüpfung und weitere Entfaltung der mannigfach verschiedenen Offenbarungen der menschlichen Gemüths- und Geisteskraft, wie diese sich zuerst in dem asiatischen Völkerleben kundgegeben hatte; aber nach einem jahrtausendlangen Kreislaufe als höchstes Ziel aller geistigen Bewegung von neuem hervorbrach, und zuletzt auf dem weiten Gebiete europäischer Cultur hervortrat, unter dem alles irdische Sein verklärenden, weltumgestaltenden Einflusse des Christenthums zugleich als letzte Idee geistiger Entwicklung und Humanitätsbildung einer grossen Menschenfamilie der Kinder des alleinigen Gottes, nach dem Auspruche Jesu: «Es soll ein Hirt und eine Heerde werden.» Denn eben diese Steigerung und Erweiterung des innersten wahren Menschenthums ist auch das Einzige, was der Einzelne auf dem wogenden Meere des Lebens, sofern er an dem entwickelnden Gange und Fortschritte seines Geschlechtes regen Antheil nimmt, als ein unveräusserliches und unzerstörbares Eigenthum betrachten kann, ja, es ist selbst in einem Volke dasjenige, woraus fort und fort neue Erscheinungen auf dem Gebiete geistigen Lebens und Strebens hervorgehen können. Es ist demnach die gesammte sittliche und geistige Bildung des Menschengeschlechtes, von der frühesten Zeit an, bis auf uns herauf, als eine ununterbrochene, in und durch sich zusammenhängende Erziehung sämmtlicher Völker der Erde zu betrachten, da Gott die Nationen der alten wie der neuen Welt durch sein allmächtiges «Werde» an das Licht gerufen und für das Licht berufen und bestimmt hat, dass sich aber Alles, in dem Reiche der Natur wie des Geistes, nach einem weisen Gesetze des Schöpfers nur allmählig emporbilden kann und soll.

Von dieser Wahrheit tief durchdrungen, und mit den innigen, wunderbaren Beziehungen vertraut, in welchen Asien und Europa in ihrem geistigen Bildungsgange und in volksthümlicher Verwandtschaft einst standen, woraus auch

später für die übrigen Welttheile ein ganz neues geistiges Leben erwuchs, fühlen wir uns wahrhaft erhoben. So können wir auch der Hoffnung und Ueberzeugung leben, dass, da die Zeit einer freien, ungehinderten Forschung bereits angebrochen ist, das Licht der Wahrheit immer unaufhaltsamer die Finsterniss verdrängen, und Wahrheit und Gerechtigkeit zum herrlichsten Gemeingut der Menschheit machen wird, mögen immerhin Selbstsucht und Eigennutz sich bemühen, in das lichte Gewebe geistiger Bestrebungen hier und da schwarze Fäden zu ziehen. Das Licht reinsten Erkenntniss menschlicher und göttlicher Dinge wird dessenungeachtet um so allgemeiner und siegreicher werden. Ist doch unverkennbar eine grössere Empfänglichkeit für die höchste geistige Cultur unter den Völkern; giebt sich doch ein regsames Bestreben nach einem neuen Standpunkte religiöser wie staatlicher Zustände kund, gegründet auf die sich immer friedlicher gestaltenden Beziehungen der Nationen zu einander, auf ihre immer grössere, weil leichtere Annäherung und volksthümliche Verschmelzung, ferner auf immer tiefer eingehende Forschungen über Sprachbau und Entzifferung alter Schriftzüge und historischer Denkmäler.

Aus Alledem ergibt sich die grosse Idee einer allgemeinen Verbindung und geistigen Einigung, worin wir das Endziel aller wahren Humanität erkennen müssen, wie diese sich kundgibt in der vollen Anerkennung alles sittlich Grossen, Schönen und Wahren, bei welchem Volke es sich auch immer vorfinde, in einer allgemeinen Duldsamkeit Andersdenkender und Andersglaubender. Stehen wir auch kaum auf halbem Wege nach jenem der Menschheit von Gott vorgezeichneten Ziele — ihrem vorleuchtenden Ideale kann und wird sie sich mehr und mehr nähern, nämlich jenem ächten Gottesstaate, wo die schroffen Glaubensbekenntnisse sich immer mehr ausgleichen werden, wo der Mensch «Gott im Geiste und in der Wahrheit» verehren wird, wie es der grosse Lehrer der Menschheit prophetisch verkündet hat, wo ein Jeder nicht nur mit dem Munde und dem Namen nach, sondern mit der Gesinnung und in der That seinen Nächsten als ebenbürtigen Bruder anerkennen und behandeln wird.

Hiermit sind die Grundzüge des asiatisch-europäi-

schen Entwicklungsganges des Menschengeschlechtes, und zugleich der Standpunkt angedeutet worden, von welchem aus wir die Sprachenwelt in ihrer Bedeutsamkeit für den Bildungsgang der Menschheit betrachten werden. Ehe wir jedoch auf jene selbst übergehen, müssen wir zuvor I. die Gründer und Beförderer der Sprachwissenschaft kennen lernen, hierauf II. einen Blick auf die Erde als den Wohnsitz des Menschen werfen, sodann III. das weite Gebiet der Völker nach Abstammung und Racenunterschied überblicken, und IV. zuletzt die Sprache an und für sich, nach ihrem Wesen und Ursprunge, betrachten.

I.

Die Begründer und Beförderer der Sprachwissenschaft.

Der Neuzeit erst verdanken wir die Sprachwissenschaft oder Sprachkunde von der hohen Bedeutung, in welcher ihre Ergebnisse jetzt vorliegen. Sie ist eine Schöpfung des 19. Jahrhunderts, das 18. arbeitete, wie auf allen Gebieten, auch hier dem Lichte vor. Gelehrte erster Grösse, vornehmlich Deutschlands, Englands und Frankreichs, stellten schon in früher Zeit, besonders aber während der letzten fünfzig Jahre, vergleichende Untersuchungen über das Wesen der Sprachen und ihren geschichtlichen Zusammenhang an, nachdem am Schlusse dieses Jahrhunderts das Sanskrit, die alte Indersprache, entdeckt worden war. Es dürfte darum ebenso interessant als lehrreich sein, auf eine so verdienstvolle, für den gesammten Bildungsgang der Menschheit wichtige Thätigkeit der Sprachgelehrten einen Blick zu richten.

Sie haben theils durch ihre Reisen nach den fernsten Ländern der Erde, theils mittelst tiefgehender Forschungen, worauf sich die neuere und neueste Sprachwissenschaft gründet, erst das wahre Licht über die Natur und den innern wunderbaren Bau der Sprachen der verschiedenen und mannigfachen Stamm- oder Culturvölker verbreitet; sie haben dadurch zugleich mit beigetragen, wahre Bildung, Bildung des Geistes und des Herzens, zu fördern; Bildung aber macht nicht nur frei, sie macht auch mit der Sprache und durch die Sprache den Menschen erst zum Menschen, sie ist «die Wurzel und die Krone der Humanität». Die Wissenschaft ist seitdem nicht ermüdet, den Wust des alten Aberglaubens hinwegzuschaffen, die trüben Nebel scholastischer Gelehrsamkeit zu zerstreuen, und so dem reinen Lichte der Wahrheit freien Zugang zu bereiten. In das bunte Gewirr der Sagenwelt und dichtender Ueberlieferungen haben sie Klärung, und die historischen That- sachen in einen innern Zusammenhang gebracht, so dass die lebendige Idee, das echte Menschenthum zu erkennen ist, und selbst auf die Entwicklung des religiösen Lebens haben sie einen weitgreifenden Einfluss ausgeübt.

Jene Männer der Wissenschaft haben sich zugleich bleibende Verdienste um die Völkerkunde erworben, welche die Sprachwissenschaft erst selbst zu begründen geholfen hat. Obschon auch die Griechen bereits vor Sokrates und Plato über Sprache philosophische Beobachtungen angestellt haben, und nächst den Indern die ersten Schöpfer auf dem Gebiete der grammatischen Wissenschaft geworden sind, so finden sich doch keine Spuren von geschichtlichen und sprachvergleichenden Arbeiten bei ihnen vor. Selbst ein so vielumfassender Geist wie Aristoteles, der in jedes Reich der Natur tief eingedrungen ist, hat nur über die Elemente der Sprache und über Wörter geschrieben, und die alexandrinischen Gelehrten stellten hauptsächlich correcte Texte der griechischen Classiker, vorzüglich des Homer her, indess waren sie doch die Ersten, welche eine gewisse Ordnung in die Sprachformen brachten. Ebenso wenig können wir es von den Römern erwarten, die in Bezug auf Wissenschaft von den Griechen abhängig,

und meist nur ihre Nachahmer geblieben sind. Quintilian und Cicero beschränken sich sprachlich auf die Redekunst. Plinius in seiner Naturgeschichte VI. 5 erzählt zwar, dass sich in Kolchis 300 Stämme vorgefunden, welche verschiedene Dialekte sprachen, und dass die Römer 130 Dolmetscher brauchten, um mit den Eingebornen zu verkehren. Mag dies nun auch übertrieben sein, so dürfen wir wohl der Angabe Strabo's glauben, der von 70 in jenem Lande, welches heute noch das «Sprachengebirge» heist, bei einander wohnenden Stämmen erzählt.

Die ersten Versuche und Bestrebungen, eine Sprachwissenschaft zu begründen, gingen von Hans Schildberger, bereits im Jahr 1427, aus, indem er hierauf bezügliche Proben in armenischen und tatarischen Sprachen gab, wozu er die nöthigen Kenntnisse in Kriegsdiensten, unter Kaiser Siegmund gegen die Türken, erlangt hatte. Nur wenige geistreiche Männer des 16. Jahrhunderts wurden durch richtige Ansichten über den Bildungsgang der Sprachen dahin geführt, mehrere Idiome unter sich zu vergleichen, wie Casaubon, gewöhnlich Casaubonus genannt, der grösste Gelehrte seiner Zeit, ein vorzüglicher Uebersetzer griechischer Classiker und Kritiker; er starb 1614 zu Leyden; ferner Scaliger, ein berühmter Chronolog und Philolog, starb ebendasselbst als Professor der schönen Wissenschaften 1609; und Alb. Schultens, einer der gelehrtesten Orientalisten, der dadurch eine neue Bahn in der Benutzung der orientalischen Sprachen brach, dass er die mit der hebräischen verwandten morgenländischen Sprachen, vorzüglich die arabische kritischer behandelte. Er starb als Professor der orientalischen Sprachen und Universitätsprediger 1750 in Franecker, in der niederländischen Provinz Friesland. Dem Beispiel des Italieners Antonio Pigafetta, dem Gefährten Magellan's, auf dessen Entdeckungsreise (1534) und Verfasser eines Wörterbuchs der auf den Philippinen und Molukken herrschenden Sprachen, folgten mehrere Reisende, und sammelten Wörter in fremden Ländern, was jedoch nur wenig Licht über die Verwandtschaft der Sprachen der Erde verbreitete. Das in vielen Werken Zerstreute sammelte Megi-

ser, in seinem «Thesaurus polyglottus» im Jahr 1603. Ein wesentlicher Fortschritt für die Sprachforschung aber lag in dem Bestreben, das «Vaterunser» in verschiedene Sprachen zu übersetzen, was zunächst von dem bereits genannten Hans Schildberger ausging. Die erste Sammlung veranstaltete Konrad Gessner, ein Polyhistor und Professor der griechischen Sprache zu Lausanne, um 1555, und 37 Jahre später veröffentlichte Magiser eine solche von 40 Sprachen. Darauf lieferte der Missionär Benjamin Schulze eine Sammlung, die 200 Vaterunser enthielt. Es geht hieraus deutlich hervor, dass die Apostel, welche «hingehen sollten, und lehren alle Völker» die eigentlichen Vorarbeiter und Vorläufer der Sprachwissenschaft waren so wie ihre Nachfolger, die Missionäre der ganzen christlichen Kirche; denn die Uebersetzungen des Vaterunser und der Bibel in die verschiedensten Sprachen wurden das werthvollste Material für die Sprachforscher.

Wesentliche Verdienste um das Sprachstudium erwarb sich auch die Kaiserin Katharina II. von Russland, welche deshalb mit Gelehrten in Briefwechsel trat. So schrieb sie an den Buchhändler und berühmten Schriftsteller Nicolai in Berlin, um sich ein Verzeichniss von Grammatiken und Wörterbüchern von ihm auszubitten, welches ihr 1785 im Manuscript übersandt wurde. Aus dem äusserst interessanten Briefe vom 9. Mai desselben Jahres an Eberhard von Zimmermann, Geograph, Naturhistoriker und Philosoph, geb. 1743 in Uelzen in Hannover, theilen wir Einiges mit: «Ihr Brief», schreibt sie, «hat mich aus der Einsamkeit hervorgelockt, in welcher ich mich fast 9 Monate lang abgeschlossen hatte, und aus welcher mich herauszureissen mir sehr schwer fiel. Sie werden nicht errathen, was ich dort vorhatte. Ich will es Ihnen sagen, denn dergleichen geschieht nicht alle Tage. Ich habe ein Verzeichniss von 200 bis 300 Wurzelwörtern der russischen Sprache angefertigt, und dieselben in so viele Sprachen und Dialekte übersetzen lassen, als ich nur auffinden konnte. Die Zahl derselben übersteigt schon das zweite Hundert. Täglich nahm ich eines dieser Wörter vor und schrieb es in allen den Sprachen, welche ich sammeln konnte, nieder. Dies hat mich

gelehrt, dass das Celtische dem Ostjäkischen gleicht; dass dasselbe Wort, welches in einer Sprache Himmel heisst, in andern Wolke, Nebel, Gewölbe bedeutet, dass das Wort Gott in gewissen Dialekten den Guten, Höchsten, in andern Sonne oder Feuer bezeichnet. (Bis hierher ist der Brief französisch geschrieben., dann folgt eine Zeile deutsch.) Dieses Steckenpferdchens wurde ich überdrüssig, nachdem das Buch von der Einsamkeit durchgelesen war. (Darauf wieder französisch.) «Da es mir aber leid gethan haben würde, eine solche Masse Papier in's Feuer zu werfen — der sechs Klaftern lange Saal, den ich in meiner Eremitage wie meine Studirstube benutzte, war überdies ziemlich warm geheizt — so berief ich den Professor Pallas (ein berühmter Reisender und Naturforscher, geb. zu Berlin 1741) zu mir, und, nachdem ich ein ehrliches Bekenntniss meiner Sünde abgelegt hatte, sind wir übereingekommen, diese nützlichen Uebertragungen durch den Druck zu veröffentlichen, und für diejenigen nutzbar zu machen, welche Lust haben sollten, sich mit der Langenweile eines Andern zu beschäftigen. Man wartet zu dem Ende nur noch auf einige Mundarten des östlichen Sibiriens. Ob die Welt in diesem Werke glänzende Ideen verschiedener Art bemerken wird, oder nicht, dürfte wohl von der respectiven Geistesstimmung derer abhängen, die sich damit beschäftigen werden, lässt mich selbst aber vollkommen gleichgültig.» Wir sehen hieraus, dass ihr Augenmerk nach Besteigung des Thrones mehr auf ihre philologischen Studien gerichtet war, als auf ihre Eroberungspläne. Auch waren alle russischen Gesandten beauftragt, Sprachmateriale zu sammeln; deutsche Professoren versahen sie mit Grammatiken und Wörterbüchern, ja selbst Washington, der erste Präsident der Vereinigten Staaten, geb. 1732, übersandte, um sich ihr gefällig zu erweisen, ihre Wörterlisten an alle Gouverneure und Generale der Vereinigten Staaten und trug ihnen auf, die gleichbedeutenden Ausdrücke aus den amerikanischen Dialekten dazu zusammen zu suchen.

Nachträglich müssen wir noch auf Leibnizens Verdienst (des Universalgelehrten) hinweisen, wie es sich aus einem Briefe ergibt, welchen er bereits den 26. October 1713 an Peter den Grossen schrieb, nachdem er dessen Bekannt-

schaft gemacht hatte. «Ich habe angerathen, dass die zahlreichen, bisher fast gänzlich unbekannten und unerforschten Sprachen, welche in dem Reiche Ew. Majestät und an dessen Gränzen leben und in Gebrauch sind, schriftlich aufgezeichnet werden möchten; ebenso dass Wörterbücher, oder wenigstens kleine Vocabularien gesammelt und Uebersetzungen der zehn Gebote, des Vaterunsers, des apostolischen Glaubensbekenntnisses und anderer Theile des Katechismus in diesen Sprachen abgefasst werden möchten, ut omnis lingua laudet Dominum (auf dass jede Sprache den Herrn preise). Dies würde den Ruhm Ew. Majestät vermehren, die über so viele Nationen gebietet, und so eifrig um deren Heil und Vervollkommnung bemüht ist, und es würde uns zugleich durch eine Vergleichung der Sprachen in Stand setzen, den Ursprung jener Nationen aufzudecken, welche von Scythien, das Ew. Majestät unterworfen ist, in andern Ländern weiter zogen; aber hauptsächlich würde es dazu helfen, das Christenthum unter den jene Dialekte sprechenden Nationen einzuführen, auch habe mich an die sehr ehrenvollen Metropolen in derselben Angelegenheit gewandt.»

Auf Grund der bisherigen Bestrebungen liess die Kaiserin, welche schon als Grossfürstin die Idee zu einem Universal-Wörterbuch nach dem von Leibnitz entworfenen Plane gefasst hatte, mit ungeheuren Kosten den Druck eines Werkes unter dem Titel: *Glossarium comparativum totius Orbis* (2 Bde.) in Petersburg 1787 veranstalten. Eine zweite Ausgabe, in welcher die Wörter alphabetisch geordnet sind, erschien 1790 bis 91 in 4 Bänden, herausgegeben von Jankiewitsch de Miriewo. Es enthält 279 Sprachen, wovon 171 auf Asien, 55 auf Europa, 30 auf Afrika und 23 auf Amerika kommen.

Alle seine Vorgänger auf dem Gebiete der Sprachforschung übertraf der Jesuit Lorenzo Hervás, ein Spanier von Geburt, welcher von 1735 bis 1809 lebte. Als Missionär unter den sprachreichen Stämmen Amerikas richtete er seine Aufmerksamkeit auf ein systematisches Studium der Sprachen. Aus Amerika zurückgekehrt, lebte er meist in Rom. Den grössten Theil seiner Werke schrieb er italienisch, die später in's Spanische übersetzt wurden; sie machen eine Art «Kosmos» aus, unter dem Titel: «*Idea del Universo*», 21

Bände von 1778 — 87, worin 154 Sprachen verglichen werden; ausserdem nimmt sein, im Jahr 1800, in 6 Büchern, spanisch veröffentlichter «S p r a c h e n k a t a l o g» die erste Stelle unter den damaligen Sprachwerken ein. Er verwarf schon die Ansicht, dass alle Sprachen des Menschengeschlechts vom Hebräischen abzuleiten seien. Durch eine vergleichende Uebersicht der Declinationen und Conjugationen bewies er, dass Hebräisch, Chaldäisch, Syrisch, Arabisch, Aethiopisch und Amharisch nur Dialekte einer und derselben Originalsprache sind, und dass sie zusammen Eine Sprachfamilie ausmachen; er machte an 55 noch nie zuvor erwähnte Sprachen bekannt, und gab das Vaterunser in 307 Sprachen, wobei er vortreffliche Nachrichten über Sprachidiome lieferte. Im Ungarischen, Lappischen und Finnischen erkannte er drei Dialekte, die jetzt als Glieder der turanischen Sprachfamilie aufgeführt werden. Auch hatte er dargethan, dass die baskische Sprache, wie gewöhnlich angenommen wurde, kein keltischer Dialekt ist, sondern eine selbständige Sprache sei, die von den ältesten Bewohnern Spaniens gesprochen wurde. Er stellte die malayische und polynesishe Sprachfamilie fest, was Humboldt erst später erkannte. Sogar die grosse grammatische Aehnlichkeit zwischen dem Sanskrit und dem Griechischen war ihm bekannt. Er hat selbst mehr als 40 Grammatiken verfasst und zuerst nachgewiesen, dass echte Verwandtschaft der Sprachen nicht bloss nach Aehnlichkeit einiger Wörter, sondern vornehmlich nach grammatischen Belegen festgestellt werden müsse.

Ein zweites Werk, welches zu Anfang dieses Jahrhunderts noch umfangreicher und unmittelbarer aus der von Leibnitz gegebenen Anregung hervorging, ist der «Mithridates» oder allgemeine Sprachkunde, von Joh. Christ. Adelung. Es erschien (Berlin 1 Bd.) 1806 und enthält das Vaterunser in 500 Sprachen und Dialekten. Jener starb aber als Hofrath und Oberbibliothekar in Dresden, ehe der 2. Band veröffentlicht werden konnte, welchen der namhafte Sprachforscher Joh. Severin Vater herausgab; den 3. und 4. Band liess er gemeinschaftlich mit dem jüngern Adelung in den Jahren 1816-17

erscheinen. Vater starb als Professor der morgenländischen Sprachen zu Halle 1826. Vier Jahre zuvor hatte er auch Vergleichungstafeln der Grammatik asiatischer Sprachen herausgegeben. Obschon die Kenntniss, welche man von den Sprachen der Erde hatte, noch ziemlich dürftig war, wagte man sich doch schon an ein systematisches Verzeichniss derselben. In früherer Zeit schied man sie gewöhnlich nach den Noachiten, und theilte sie in die Sprachen der Semiten, Hamiten und Japhetiten. Die beiden ersten Sprachstämme nannte man die orientalischen, den dritten die occidentalischen Sprachen; indess gelangte man noch nicht zu einer vollständigen Kenntniss des innern Baues aller jener Sprachen, was den Forschern späterer Zeit vorbehalten blieb. Es hatte die Auffassung des Sprachlichen noch das Gepräge des Mechanischen an sich, was schon daraus hervorgeht, dass man die Sprache mit einem Kriegsschiffe von hundert Kanonen zusammenstellen konnte. Seit dem bedeutenden Fortschritt, welcher in der Classification der Sprachen gemacht worden ist, haben jene grossartigen Werke sowohl des Hervas, der Kaiserin Katharina II., als auch Adelung's nicht mehr den sprachlichen Werth, weil die Sprachen noch geographisch gruppirt, nicht classificirt sind.

Erst mit einer tiefeingehenden Kenntniss der Sanskritsprache und Literatur, trat neues Leben in die Sprachwissenschaft. Die allererste Kenntniss von jenem Sprachschätze schreibt sich von der Zeit her, wo Indien von Alexander dem Grossen und seinen Begleitern entdeckt wurde, ohne jedoch zu wissen, dass diese Sprache mit der griechischen und lateinischen so nahe verwandt sei. Während der Regierung des Grossmoguls Aurengzeyb von 1658 bis 1707, des Zeitgenossen und Nebenbuhlers Ludwigs XIV., war die Sanskritliteratur wenigstens den Europäern in Indien, vornehmlich den Missionären bekannt geworden. Wir wissen nicht, wer der erste Europäer war, welcher eine Kenntniss vom Sanskrit hatte. Ein ganz seltsames Beispiel bietet Roberto de Nobili, von guter Familie und fein gebildet, der im Jahr 1601 nach Indien reiste, sich dort für einen Brahmanen ausgab, eine gründ-

liche Kenntniss der Sprache und Literatur erwarb, und sich öffentlich in der Kleidung eines Brahmanen zeigte. So wurde sein Aufenthalt in Indien für die Mission von bedeutendem Einflusse. Er starb daselbst als erblindeter Greis und kann der erste europäische Sanskritkenner genannt werden. Die Entdeckung einer so grossartigen Literatur wurde jedoch noch nicht beachtet. Die französischen Jesuiten, welche Ludwig XIV. nach dem Ryswiker Vertrag im Jahr 1697 als Missionäre nach Indien gesandt hatte, waren die ersten, welche die europäischen Gelehrten auf jene aufmerksam machten. In einem Briefe vom 23. November 1740 aus Karikal datirt und an den Pater Duhalde gerichtet, gab Pater Pons äusserst interessante Auskunft über verschiedene Zweige der Sanskritliteratur, wie der vier Vedas, der grammatischen Abhandlungen, der sechs philosophischen Systeme und der Astronomie der Hindu. Indess blieb jener Brief erfolglos, weil es damals weder Grammatiken, Wörterbücher, noch Sanskrittexte gab, um dieses Studium ähnlich wie das der griechischen und lateinischen Sprache zu ermöglichen. Ein Deutscher, Namens Johann Wesdin, bekannter unter dem von Paulinus a Santo Bartholomeo, ein Freund des Hervas, gab 1790 die erste Sanskritgrammatik in Rom heraus; welche Schwierigkeiten der Verfasser hierbei zu bekämpfen gehabt habe, können wir uns leicht vorstellen.

Erst mit der Gründung der asiatischen Gesellschaft in Calkutta im Jahr 1784 durch den Orientalisten Jones, welcher das Jahr zuvor als Oerrichter dahin berufen worden war, begann eine ganz neue Aera sowohl für die Sanskritliteratur selbst, als auch insbesondere für die Sprachwissenschaft infolge der Studien und Arbeiten eines Carey, Wilkins, besonders Colebrookes u. a. Mitglieder jener berühmten Gesellschaft. Diese waren es, durch welche die Sprache und Literatur der Brahmanen den europäischen Gelehrten zuerst zugänglich wurde. Schon im Jahr 1778 war Halhed erstaunt, wie er in der Vorrede zu seiner «Bengali Grammatik» bemerkt, so grosse Aehnlichkeit der Sanskritwörter mit denen im

Persischen und Arabischen, und sogar im Griechischen und Lateinischen aufzufinden, und diess namentlich in dem eigentlichen Grundbau der Sprachen. Auch Sir William Jones, der 1794 starb, erklärte nach dem ersten Blick auf das Sanskritische, dass es eine Sprache von einem höchst wunderbaren Bau sei, der an Vollkommenheit selbst den griechischen, an Fülle, an ausgesuchter Feinheit beide übertreffe, mit beiden aber sehr verwandt sei.

Sehr bemerkenswerth ist, dass zu eben dieser Zeit Lord Monodbo sein grosses Werk vollendet hatte, in welchem er das ganze Menschengeschlecht von einem Affenpaare, und alle Sprachen der Welt von Einer, ursprünglich von einigen ägyptischen Göttern ersonnenen Sprache, ableitet, als jenes neue Licht, das sich über die Sprachenwelt zu verbreiten begonnen, Monodbo's Ansichten mit Recht in den Hintergrund treten liess. Letzterer wurde in denselben einigermaßen durch den bereits genannten Wilkins unterstützt, indem dieser die Sanskritsprache, sowie die griechische als Dialekte der Sprache Aegyptens, die von Osiris nach Indien gebracht worden sei, erklärte. Der Seltsamkeit wegen erwähnen wir auch den schottischen Philosophen Dugald Stewart, der sich nicht in den neuen Ideenkreis finden konnte oder wollte, und das Vorhandensein einer Sanskritsprache geradezu läugnete, und sein berühmtes Essay zur Beweisführung schrieb, dass jene Sprache von den schlaunen Betrügern und Lügenschmieden, den Brahmanen, nach griechischem und lateinischem Modell zusammengestohlen worden, und dass die gesammte Sanskritliteratur ein Betrug sei. Zu derartigen, seltsamen Ansichten oder abgeschmackten Behauptungen gehört auch die, dass alle Sprach- und Culturbildung nicht auf asiatischem, sondern auf europäischem Boden ihren Anfang genommen haben solle.

Wir Deutschen verdanken die erste Kenntniss der Sanskritsprache und -Literatur dem Dichter und Alterthumskenner Friedrich Schlegel, der, während des Friedens von Amiens in den Jahren 1801 bis 1802 in London, von dem gelehrten Alexander Hamilton die Sanskritsprache zwar nur oberflächlich gelernt hatte, nachdem er sich

aber in Paris darin gründlicher ausgebildet, 1808 daselbst ein Werk unter dem Titel herausgab: «Ueber die Sprache und Weisheit der Indier,» vor welchem Adelungs Mithridates, obschon er zwei Jahre früher erschien, wissenschaftlich weit zurücktritt. Mag immerhin Manches in Schlegels Werke als irrthümlich erwiesen worden sein, ihm bleibt doch das Verdienst, die Sprachen Indiens, Persiens, Griechenlands, Italiens und Deutschlands als zusammengehörig erkannt zu haben; daher mit ihm die neue deutsche Sprachwissenschaft beginnt. Ausser Friedrich Schlegel hatten auch einige andere Gelehrte in England zugebracht, wie Franz Bopp, Christian Lassen, Friedrich Rosen, Eugène Burnouf, Max Müller, der Bunsen in London helfend zur Seite stand; denn wer damals die Sanskritsprache zu lernen wünschte, musste sich dorthin begeben. Nach Friedrich Rosen's Tode nahm Max Müller dessen Stelle an der Oxforder Universität ein. Jetzt lehrt er an der deutschen Universität zu Strassburg. Jene Gelehrten hatten sämmtlich bei Wilkins, Colebrooke, Wilson u. a. ausgezeichneten Mitgliedern des alten indischen Civilamtes, wohlwollende Handreichung gefunden zur Beförderung ihrer wissenschaftlichen Bestrebungen, als sie im «Ostindischen Hause» Handschriften abschrieben.

Wilhelm August Schlegel, der Bruder Friedrich's, machte mittelst seiner «Indischen Bibliothek», welche von 1819 bis 1830 erschien, das Studium des Sanskrit in Deutschland populär. Viel tiefer aber und weitgreifender, ja in grossartiger Weise, trat Wilhelm von Humboldt, besonders seitdem er 1815 mit der indischen Literatur bekannt geworden, in der Sprachwissenschaft auf. Schon als er die Stellung eines preussischen Gesandten in Rom 1802 einnahm, war er in die äussersten Tiefen menschlichen Empfindens und Denkens, in Folge seiner Sprachstudien, eingedrungen, da ihm die Sprache als der Schlüssel zum Verständniss der Welt, ja alles Göttlichen und Menschlichen galt. Er verband nämlich mit den Entdeckungen des berühmten Champollion, der sich von 1823 bis 1830 in Aegypten

aufhielt, zum Conservator des ägyptischen Museums ernannt wurde, und keinen Nebenbuhler hat, die Entzifferung der Hieroglyphen in Aegypten betreffend, zugleich die Studien des Koptischen, was ihn auf das allgemeine Wesen und die Entstehung aller Sprache führte; denn zugleich suchte er die Schrift und deren Zusammenhang mit dem Sprachidiom zu erforschen. Er glaubte nämlich hierbei von dem Kawi, einem Sprachstamm auf Java, als der innigsten Verschmelzung indischer und malayischer Sprachbildung auszugehen, und an eine tiefere Betrachtung des weitumfassenden malayischen Sprachstammes anknüpfen zu müssen, woraus zuletzt sein unsterbliches Werk über die «Kawiesprache», einem auf den Inseln Java, Madura und Bali längst ausgestorbenen Dialekt, hervorging. Es bleibt dieses die Sprache philosophisch erfassende Werk nebst der Einleitung: «Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues» ein unvergängliches Ehrendenkmal ächt deutscher Sprachforschung und deutschen Fleisses. Aehnlich wie sein würdiger Bruder Alexander im «Kosmos» seine tiefsten Naturanschauungen und Forschungen, so hat Wilhelm im «Kawi-Werke» seine sprachlichen Erkenntnisse und Resultate niedergelegt. Die «etymologischen Forschungen» des Professor Pott, welche in den Jahren 1833 und 1836 erschienen, trugen gleichfalls zur Begründung der vergleichenden Sprachkunde bei. Jacob Grimms «deutsche Grammatik» führen wir als ein Werk an, durch welches die historische Grammatik in Deutschland begründet wurde, und das als ein kolossales bezeichnet worden ist. Der gelehrte Däne Erasmus Rask hatte sich dem Studium der Sprachen des nördlichen Europas gewidmet. Im Jahr 1816 reiste er nach Persien und Indien und war der Erste, welcher sich eine gründliche Kenntniss des Zend, d. i. der heiligen Sprache der Persen, erwarb. Jener Gelehrte starb jedoch, ehe er die Ergebnisse seiner bedeutenden Forschungen veröffentlichen konnte. Eugène Burnouf, einer der grössten Gelehrten Frankreichs, nahm die Arbeiten jenes bereits erwähnten Dänen wieder auf, und erforschte zum ersten Male jene uralte Religion des Lichtes selbst, indem er die Keilschrift aus der

Zeit des Darius und Xerxes zu entziffern suchte. Indess waren die Werke Zoroasters schon vorher, von Antequil du Perron, doch nur in neupersischer Uebersetzung, herausgegeben worden. In neuester Zeit gilt Henry Rawlinson für den grössten Kenner der Keilschrift, dessen Brief wir später anführen werden.

In der Sprache und Literatur der Chinesen haben Männer von rastloser Thätigkeit, wie Stanislas Julien und Abel Remusat, in der arabischen Silvester de Sacy, einer der gefeiertsten Orientalisten, die tiefsten und weitgreifendsten Quellen eröffnet, ja eine ganz neue Aera in den chinesischen, arabischen und persischen Studien herbeigeführt. So hat Ersterer die wunderbare Schrift des Laotse: «Tao-te-king», das heisst das Buch des Weges und der Wahrheit, zugänglich gemacht. Die erste genaue und streng wissenschaftliche Vergleichung der Grammatik des Sanskrit mit der des Griechischen und Lateinischen, des Persischen und Deutschen, wurde zuerst von Franz Bopp 1816 angestellt. Er liess verschiedene Aufsätze folgen, und 1833 erschien der erste Band seiner «Vergleichenden Grammatik des Sanskrit, Zend, Griechischen, Lateinischen, Lithauischen, Slavischen, Gothischen und Deutschen. Dieses Meisterwerk wurde erst fast 20 Jahre später, 1852, vollendet; eine neue, sehr verbesserte Ausgabe erschien 1856. Für alle künftige Zeiten wird ein solches Werk die sichere, feste Grundlage der vergleichenden Philologie bleiben. Es lässt sich das Resultat desselben in Folgendem zusammenfassen: Das ganze Gebäude der Grammatik — die Elemente der Ableitung, Declination und Conjugation — war schon vor der Zerstreuung der arischen Sprachfamilie gleichsam im Rohbau vollendet. Deshalb sind die Umrisse der Grammatik im Sanskritischen, Griechischen, Lateinischen und Gothischen wenigstens im Grossen dieselben und die scheinbaren Verschiedenheiten können durch eine lautliche Corruption, welche wieder durch die lautlichen Eigenthümlichkeiten jeder einzelnen Nation bestimmt wird, erklärt werden. Im Ganzen ist die Geschichte aller arischen Sprachen weiter nichts, als ein allmählig vor sich gehender

Verfall. Infolge der Zurückführung der grammatischen Endungen aller dieser Sprachen auf ihre ursprüngliche Form, wird es in vielen Fällen möglich, ihre Grundbedeutung zu bestimmen.

Was die neueste Geschichte der Sprache anlangt, so konnte nicht in Zweifel gezogen werden, dass die sogenannten romanischen Sprachen, nämlich Italienisch, Wallachisch, Provençalisch, Französisch, Spanisch und Portugiesisch, mit einander eng verbunden seien. Denn leicht war zu erkennen, dass sie sämmtlich von dem Lateinischen, oder dem verfallenen Römischen stammen. Reynouard, einer der ausgezeichnetsten französischen Gelehrten, hat für die Geschichte der romanischen Sprachen und Literaturen mehr als irgend ein Anderer gethan. Er behauptet, dass das Provençalische allein eine Tochter des Lateinischen sei, während Französisch, Italienisch, Spanisch und Portugiesisch Töchter des Provençalischen seien. Er behauptete, das Latein sei während des siebenten, achten und neunten Jahrhunderts durch eine Zwischenstufe hindurchgegangen, welche er die «Langue-Romane» nannte, und von welcher er zu beweisen suchte, dass sie mit dem Provençalischen des südlichen Frankreichs mit der Sprache der Troubadours identisch sei. Nach seiner Ansicht machte das Lateinische zunächst diese durch die romanische oder provençalische Sprache repräsentirte gleichförmige Metamorphose durch, und löste sich dann erst in die verschiedenen romanischen Dialekte Italiens, Frankreichs, Spaniens und Portugals auf. Wilhelm von Schlegel griff diese Theorie stark an; sie wurde auch nachher von Sir George Cornwall Lewis umständlich und genau kritisirt.

Schliesslich erwähnen wir noch, dass der namhafte Sprachgelehrte Professor Steinthal in Berlin sich mit einer Sprach-Encyclopädie, einem «Neuen Mithridates» beschäftigt, wie ein solcher dem gegenwärtigen Standpunkte der Sprachwissenschaft und dem wissenschaftlichen Bewusstsein unserer Zeit überhaupt angemessen erscheint. Auf einem wie hohen Standpunkte der Blüthe und des Reichthums von Ergebnissen die Sprachwissenschaft gegenwärtig steht, können wir

schon an den Werken irgend eines namhaften Sprachforschers am besten erkennen. In Deutschland erscheint seit länger als zehn Jahren eine besondere Zeitschrift für die vergleichende Philologie, und in London veröffentlicht die philologische Gesellschaft jedes Jahr einen werthvollen Band ihrer Verhandlungen. Auch hält jetzt fast in jeder bedeutenden deutschen Universität ein Professor Vorlesungen über Sanskrit, vergleichende Grammatik und Sprachwissenschaft.

II.

Die Erde, der Wohnsitz des Menschen und ihre Bedeutung.

Die tiefeingehenden Forschungen der Naturwissenschaft, welchen wir eine ganz neue Weltanschauung verdanken, lassen keinen Zweifel darüber zu, dass unser Erdkörper, nach gewaltigen und langandauernden innern Revolutionen, infolge verschiedenartiger Elemente, bei seinem Ursprunge mit Wasser bedeckt gewesen ist. Als diese sich senkten und zurückzogen, entstanden die Meere und Flussgebiete, während ein Dritttheil oder genauer ein Siebentheil, seiner Oberfläche hervortrat, und die bewohnte Erde wurde. Die Wissenschaft, welche nur nach Wahrheit forscht, nimmt für den Bildungsgang der Oberfläche der Erde, nicht Tausende von Jahren, sondern Millionen an, und berechnet demnach die Zeit, seitdem dieselbe Menschen bewohnen, auf wenigstens einhunderttausend Jahre.

Die Oberfläche der Erde stellt sich uns bei einem flüchtigen Blick auf die Weltkarte als zwei grosse Continente oder Festländer dar, die beiden Hemisphären, d. i.

Halbkugeln, genannt. Die eine umfasst **A s i e n** und **E u r o p a** mit grösster Küstengliederung, daher am culturgeeignetsten, und **A f r i k a**, den formlosesten Erdtheil, daher am wenigsten für **C u l t u r** geeignet; die andere **N o r d -** und **S ü d a m e r i k a**. Zwischen diesen beiden Continenten tauchen in dem weiten auf und nieder wogenden Weltmeere, dem sogenannten Oceane, eine Menge Inseln auf, **A u s t r a l i e n** oder **P o l y n e s i e n**, d. i. Vielinselland genannt. Das Inselreich **J a p a n** besteht aus vier grössern und unzähligen kleinern Inseln; die Hauptinsel heisst **N i p o n**. Gebirgsketten durchschneiden nicht nur das Festland nach verschiedenen Richtungen hin, sondern machen unverkennbar das Gerippe aus, an und um welches sich das Land angebildet hat. **A m e r i k a**, erst später aus seinem Urzustand hervorgegangen, ist seiner ganzen Gestaltung nach ein Erdtheil, der an seinen Bergen hangend, und gleichsam an ihren Fuss ebener oder schroffer hinangelehnt erscheint. Die drei erstgenannten Erdtheile gewähren den Anblick eines zusammenhängenden Ganzen, da ihr grosser Umfang eigentlich nur Ein Welttheil ist; doch auch bei ihnen ist unverkennbar, dass der Erdücken **A s i e n s**, das **H i m à l a j a** d. i. Schneewohnung, mit seinen Aesten und Verzweigungen der Stamm der Gebirge ist, welche sich über diesen Welttheil und über **E u r o p a**, zum Theil sogar über Afrika, mindestens über seinen obern Theil hinausdehnen. Der **A t l a s** ist eine Fortsetzung der **a s i a t i s c h e n** Gebirge, welche in der Mitte des Landes eine grössere Höhe erreichen, und sich durch die Bergreihen am **N i l f l u s s e** mit dem **W a n d g e b i r g e** verbinden.

Auf diesem gesammten weiten Flächenraume, welcher von den Strahlen einer allesbelebenden Sonne beschienen, erwärmt und neu befruchtet wird, wohnen Myriaden von Wesen, welche die Allmacht Gottes sowie die ganze sichtbare Schöpfung in's Dasein gerufen hat. Unter allen organisirten Geschöpfen des Erdkreises gebührt aber dem **M e n s c h e n** der erste Rang, sowohl wegen seines Körpers, in welchem wir ein Bild der Schönheit und Vollendung erblicken, als auch ganz besonders wegen seines Geistes, welcher seinen gesammten Entwicklungs- und Bildungsgang bedingt. Ihm, dem Menschen, der durch 1300 Millionen seines Gleichen auf der Erde vertreten ist, wurde

nicht, wie den meisten Thieren, ein bestimmtes Klima angewiesen, der ganze bewohnbare Erdkreis ward ihm als Wohnsitz zugetheilt. Er schliesst eine Sinnes- und Geisteswelt in sich; in jener herrschen sinnliche Triebe und Leidenschaften, in dieser die heiligen Gesetze der Vernunft und die Stimme des göttlichen Bewusstseins. Folgt er diesem, im Hinblick auf das Urbild aller menschlichen Vollendung, wie es in Christus erschienen, mit festem, unerschütterlichem Willen, so wird er sich schon hienieden zu einem Wesen heranbilden, das sich durch Edelsinn und Menschenliebe hervorthut und würdig ist, in geselligen Verhältnissen zu seinen Mitmenschen zu stehen als Glied der Familie, des Staates und zugleich als Weltbürger.

Asien wurde unbestritten zuerst bewohnbar, und da es die Vorschule aller Cultur gewesen, so verweilen wir etwas länger dabei. Der Kern dieses Erdtheils besteht in der ausgedehntesten, theilweise höchsten Massenerhebung der ganzen Erde, daher gewöhnlich Hoch- oder Centralasien genannt. Dagegen ist Europa, nach Alexander von Humboldt's Ansicht, eine viel spätere Hebung des Erdbodens, und darum auch später bewohnbar und culturfähig geworden. Der Westen von Asien, wie von Europa, ist die grosse Werkstätte, wo die wichtigsten, weitgreifendsten Fragen der Menschheit zum Abschluss gekommen sind, indem der Gang alle Cultur von Osten nach Westen, von Asien aus nach Afrika, Aegypten, Europa, Amerika erfolgt ist. Kabulistan gilt für das reichste, schönste und vielgegliedertste Land der Erde. Turan, d. i. Dunkelland, der Sitz unkultivirter Völker, steht zu Iran, dem Sitz der alten Parsen oder dem Zendvolke, jetzt Persien, im Gegensatz, und wird daher als Lichtland bezeichnet. Kaschmir, nach allen Seiten hin von Bergen umschlossen, ist das berühmte Alpenthal, das nördlichste durchweg indische, paradisische Land im Süden, das den Himälaja, welcher Indien von Westen nach Osten gegen Norden begrenzt, und die Ursache der Fruchtbarkeit der weiten indischen Niederungen ist, weil er dieselben gegen die von Norden her tobenden Stürme schützt, und die Hauptflüsse Tigris und Euphrat herabsendet. Die beiden Haupttheile

dieser grossen Ländermasse sind Hindustan und Dekhan. Jenes ist vorherrschend Binnenland, durchflossen vom Indus und Ganges; Dekhan dagegen ist ein meerumströmtes Land. Das Windja-Gebirge erhebt sich gleich einer weiten Scheidewand zwischen Hindustan und Dekhan. Ceylon, die Palmen- und Gewürzinsel, bildet gleichsam die Krone der indischen Lande, und ist auch in historischer Hinsicht wichtig. Die übrigen zu Indien gehörigen Inseln, die Lakkediven und Malediven, deren Ptolomäus an 1378 zählt, sind klein und unwichtig. Was Hinterindien anlangt, so ist es im Osten und Westen vom Meere umspült; an Vorderindien grenzt es im Westen. Der indische Archipel bildet eine für sich abgeschlossene Welt, indess ist er den grössten Schiffen zum Durchgang geöffnet. Die Südgrenze bildet die grosse Insel Java aus der südasiatischen Gruppe der Sundainseln, getrennt durch die Sundastrasse von Sumatra im Ostindischen Archipel. Ziemlich im Mittelpunkte liegt die grösste aller Inseln, die Insel Borneo, und die am wunderbarsten gestaltete aller Inseln der Erde ist die Insel Celebes, eine der vier grossen sundischen Inseln im Indischen Archipel, östlich von Borneo.

Ein so wunderbar von der Natur gebildeter und in jeder Beziehung reich ausgestatteter Welttheil, wie Asien, musste nothwendig die Wiege der Menschheit und die Vorschule aller Sprache und Bildung werden. Hier auf der Hochebene Mittelasiens, einem der begünstigsten Landstriche, darum das Paradies oder Eden genannt, wohnte in der Urzeit ein geistig reich begabter Menschenstamm, den aber wohl nicht das Machtwort des Schöpfers von Einem Paare ins Dasein rief. Die Abstammung von Einem Paare hat die Wissenschaft schon längst als ein Märchen aufgegeben. Selbst vom theologischen Standpunkte aus darf behauptet werden, dass die theologische Wissenschaft nichts dabei verlieren würde, wenn sie bei einem einheitlichen Ursprunge nicht länger so starr verharren wollte, da die fleischliche Stammeinheit die bei weitem unwichtige ist, während die geistige Einheit, auf welche zuletzt alle Grundverschiedenheit hinsichtlich des Körperlichen wie Geistigen zurückführt, doch die wesentliche,

ewigbleibende sein wird und muss. Mögen auch so gelehrte Männer wie Bunsen, und selbst Max Müller bei einheitlicher Abstammung verharren, was bei dem Ersteren infolge seiner Stellung in Rom, bei Letzterem als Professor an einer englischen Universität eine Erklärung finden dürfte. Können wir uns auch nicht für eine unmittelbare Abstammung des Menschen vom Thiere erklären, so lässt sich doch nicht widerlegen, dass die Intelligenz des Menschen als eine Steigerung der intellectuellen Befähigung der Thierwelt erscheint, geht dieser auch das ab, was wir Vernunft nennen. Geben doch die Thiere hinreichend Beweise von Verstand und Gedächtniss, haben sie doch Affecte, indem sie Freunde erkennen, die sprechendsten Zeugnisse von Anhänglichkeit und Treue geben, sämmtlich Erscheinungen, welche einen gewissen Grad von Ueberlegung, ja von Bewusstsein voraussetzen. Zwar geht dem Thiere die Sprache ab, worunter wir das Vermögen verstehen, durch articulirte Laute Gedanken und Empfindungen auszudrücken. Kann doch aber das Thier seine Gefühle von Freude und Schmerz durch Laute von sich geben. Hören wir nicht den Hund am Grabe seines Herrn heulen, selbst aus Gram über den Verlust desselben sterben, die Nachtigall über den Verlust ihrer Brut in rührend wehmüthigen Tönen klagen?

III.

Abstammung und Racenunterschied der Völker.

Wenden wir uns jetzt dem weiten Gebiete der Völker nach Abstammung und Racenunterschied oder Verwandtschaft zu, wobei sich die frühesten Anfänge der Bildungsgeschichte des Menschen erschliessen, wie dieselben infolge der Aehnlichkeit oder Abweichung der Sprachen von einander,

in der Unveränderlichkeit einer ursprünglichen Gemüths- wie Geistesrichtung hervortreten, und sich in einer charakteristischen Weise geltend gemacht haben. Bevor wir auf das vielverzweigte Völkergebiet selbst übergehen, scheint es angemessen, über einige Ausdrücke, wie *Race*, *Stamm*, *Völkerschaft*, *Nation*, *Volk* und *Nationalität* Einiges vorauszuschicken, da sie häufig vorkommen und oft nicht richtig aufgefasst und verstanden werden. Was zunächst das Wort *Race* betrifft, welches von dem lateinischen Worte «*radix*», Wurzel, abzuleiten ist, so deutet es auf einen unmittelbaren, oder doch nähern Ursprung des Menschengeschlechtes von einem *Urgeschlechte* hin, als der Ausdruck *Stamm*, indem ein und dieselbe *Race* sich in verschiedene *Stämme* ausbilden konnte, so dass *Stamm* eine bereits weiter entwickelte *Race* bezeichnet, wie z. B. die afrikanische *Race* verschiedene *Stämme* begreift; es werden jedoch beide Ausdrücke häufig gleichbedeutend gebraucht. Das Wort *Völkerschaft* deutet dagegen auf ein, in seinem Innern noch nicht organisirtes Volk, das nach Nomadenart noch umherschweift. Da nun unverkennbar ist, dass die Natur, infolge ihrer mannigfachen Einflüsse auf den Menschen, so manche Verschiedenheiten unter ihnen erzeugt hat, was aber erst einer späteren Zeit freierer Entwicklung und höherer Bildung zu erkennen vorbehalten war, so gehört auch die *Nationalität* hieher, worunter wir das eigenthümliche, geistige Gepräge verstehen, das jedes organisirte Volk, nach seinem stammartig genetischen Verhältnisse an sich trägt, und woraus wiederum der Nationalcharakter entspringt, oder doch die besondere Eigenthümlichkeit desselben, wie sie in dem Leben oder in der Geschichte erscheint, und sich in gewissen Aeusserungen ihrer Glieder, die unwillkürlich hervortreten und sich wiederholen, erkennen lässt. Gleiche Abstammung und gleiche Sprache der Völker, welche in den verschiedenen Landstrichen der Erde wohnen, begründen die *Nationalität*, darum wir die *Nation* selbst auch als ein Glied oder einen Theil der Menschheit bezeichnen können, welche durch jenes gemeinsame Doppelband vereinigt ist. Es muss demgemäss, wie Chr. Lassen tref-

fend bemerkt, eine Grundlage des Charakters, eine ursprüngliche, geistige Anlage bei den Völkern anerkannt werden, welche durch die äussere Natur des Landes, sowie durch die geschichtlichen Ereignisse entwickelt und näher bestimmt, gefördert oder gehemmt wird. Es ist der von der Schöpfung eingehauchte « Genius der Völker », welcher sich unter der Einwirkung der Natur und gemäss dem Laufe der Geschichte in seiner eigenthümlichen Form ausprägt, wie der Charakter des einzelnen Menschen in einer angeborenen Organisation des Geistes wurzelt, welche die Erziehung verändern und ausbilden, nicht aber geben kann. Von dieser Naturanlage gehört das Allgemeine den Racen gemeinschaftlich, das Besondere den einzelnen Familien, und in engerer Fassung den Völkerindividuen an. Wir können nicht unterlassen, hier eine Stelle aus Plato's Staat IV 436 anzuführen, wo es heisst: « Es wäre lächerlich zu glauben, dass der Volkscharakter nicht aus dem Einzelnen in das Ganze hineingekommen sei; denn da in den Seelen der Einzelnen sich drei Arten von Kräften finden: Wissenstrieb, Thatendrang und Begierde, so ist, je nachdem dieses oder jenes in den Einzelnen vorherrscht, das Streben der Völker entweder nach dem Wissen gerichtet, wie bei den Hellenen, oder nach Krieg und Kampf, wie bei den Scythen und Thraciern, oder nach Erwerb und Befriedigung des Begehrlichen, wie bei den Phönicern und Aegyptern. » Es gibt ausser der Abstammung auch ein unsichtbares Band, dem Reiche der Laute entnommen, welche die Individuen eines Volkes am unauflöslichsten aneinander kettet, sie geistig verbindet, von andern Nationen abgrenzt und unterscheidet, wir meinen die Muttersprache, von welcher später die Rede sein wird.

Fassen wir nun die Völker in ihrer verwandtschaftlichen Bedeutsamkeit in's Auge; denn es können die Stammverhältnisse der einzelnen Nationen der Erde bei einer Sprachenkunde nicht unberührt bleiben, ein Gegenstand, dem namentlich seit den letzten fünf Decennien eine strenge und tiefgreifende Forschung von erster Wichtigkeit gewidmet worden ist, da derselbe nicht bloss der Wissenschaft angehört, sondern

auch das besondere Interesse der gebildeten Welt in Anspruch nimmt, ja sich bis in die politischen Beziehungen erstreckt hat. Erhält doch die Völkerkunde erst durch die Sprachforschung das wahre Licht und schafft jener eine feste Grundlage; denn Völker, deren Sprachen unter sich verwandt sind, müssen auch ihrer Abstammung nach sich am nächsten stehen, während Völker, in deren Sprachen sich keine Verwandtschaft kundgibt, nicht einem und demselben Volksstamme angehören können. Es greifen nämlich die wesentlichen Unterschiede zwischen den Völkerstämmen oder Racen, in welche das gesammte Menschengeschlecht nach besondern Gruppen zerfällt, tief in deren Charakteristik ein. Es musste sich dasselbe nach einem weisen, göttlichen Gesetze in körperlicher, wie geistiger Hinsicht in auffallenden Verschiedenheiten entwickeln; trägt doch jede Schöpfung Gottes den Keim vielfältiger Entwicklung in sich. Unverkennbar haben die verschiedenen Himmelsstriche viel beigetragen zur Hervorbringung der sogenannten Racen des Menschengeschlechtes, während dieses selbst immer ein und dieselbe Gattung blieb, da jedem menschlichen Individuum das nämliche Denk- und Sittengesetz, wie Sprache überhaupt gemeinsam ist. Wir können der Ansicht Alexanders von Humboldt, dass das Klima jedem Volke sein Kleid angezogen habe, nicht ganz beistimmen. Dagegen ist die Ansicht, welche Schubert in seiner « Geschichte der Seele » aufstellt, ebenso begründet als interessant, indem er vorzüglich dem freien oder beschränktern Wechselverkehr des Menschen mit andern Menschen den Einfluss zuschreibt, welcher die Gesamtform der Völkerphysiognomien, oder den Unterschied der Menschenracen erzeugt. Indessen sind die Uebergänge der einen in die andere Race häufig so unmerklich, dass hieraus die unauflösbare Schwierigkeit entspringt, wie man die grosse Mannigfaltigkeit der Menschenstämme auf bestimmte Racen zurückführen könne. Daher können auch die verschiedenartigen und abweichenden Ansichten der Gelehrten und Forscher, welche oft, wie der oben angeführte Naturforscher sich darüber ausgesprochen, aller typischen Schärfe entbehren.

So hat die Natur einen sichtbaren Lebensfaden durch alle Völker des Erdkreises hindurchgezogen, welcher, wenn zuweilen auch noch so fein gesponnen, doch stark genug ist, um die Einwirkungen der verschiedenen Himmelsstriche, nach der schwarzen Farbe des N e g e r s und der röthlichen des U r b e w o h n e r s v o n A m e r i k a , sowie nach der weissen Haut des E u r o p ä e r s hinlänglich zu unterscheiden. Bei alledem bleibt doch der Geist, welcher sich als V e r n u n f t oder D e n k k r a f t und B i l d u n g s m i t t e l kundgibt, diejenige Gotteskraft, welche den Menschen nach aussen, wie nach innen am wunderbarsten und vielseitigsten umgestaltet und erzieht. Schon A r i s t o t e l e s , der tiefste und umfassendste Forschergeist und Denker des griechischen Alterthums, der Schöpfer der e u r o p ä i s c h e n W i s s e n s c h a f t , hat es klar und bestimmt ausgesprochen, dass die dem Menschen inwohnende geistige Kraft, wenn man selbst von jedem höhern Zwecke absähe, seine Haupteigenschaft ausmache, indem sie Thier- und Menschenwelt insofern am wesentlichsten unterscheide, als die Thiere nur vermöge ihres bewusstlosen Triebes und blossen Gesetzen der äussern Natur leben, der Mensch dagegen unter allen denkbaren Lebensverhältnissen, selbst zu seinem äussern Bestehen, der Vernunft bedürfe.

Die einfachste und natürlichste Eintheilung der Racen ist wohl die p h y s i s c h - g e o g r a p h i s c h e , bei welcher vornehmlich die g e i s t i g e n E i g e n t h ü m l i c h k e i t e n und B e s o n d e r h e i t e n berücksichtigt werden müssen. Die Sprache aber, als die äussere Erscheinung des Menschengeistes, ist mit dem Bildungsgange der Völker auf das Innigste verschlungen und offenbart darum die n a t i o n a l e V e r w a n d t s c h a f t oder V e r s c h i e d e n h e i t der Racen am deutlichsten und untrüglichsten, kennzeichnet ihre eigentlichen N a t i o n a l i t ä t e n am schärfsten, über welche sich jedoch als geistiger Höhepunkt zuletzt die H u m a n i t ä t im echt christlichen Sinne erhebt. Hierzu führen wir an, was H e r d e r so trefflich sagt: „Ich wünschte, dass ich in das Wort Humanität Alles fassen könnte, was ich bisher über des Menschen edle Bildung zur Vernunft und Freiheit, zur Erfüllung und Beherrschung der Erde gesagt habe, denn der Mensch hat kein edleres

Wort für seine Bestimmung, als er selbst ist.“ Als begründet müssen wir hier hervorheben, dass, wo sich auch immer eine Nation staatlich festsetzen möge, sie einen bestimmten Character annehmen muss. Je kräftiger und schöner sich aber die Eigenthümlichkeit einer Nation ausgeprägt hat, je weniger sie fremden Einflüssen ausgesetzt war, je selbstständiger und geistig freier sie sich aus ihrer eignen Naturanlage entwickelte, desto schärfer und ungetrübter konnte sich ihr Charakter in der Gesamtbildung, also in ihren Liedern und Gesängen, überhaupt in ihrem Literaturleben entfalten und vollenden. Herrscht nun auch staatliche Einheit in einer Nation, ist „Nationaltugend ihr Stolz, Religion ihr Grundpfeiler“, so wird sie gross dastehen, und in allen Fällen im Innern, wie nach Aussen hin als selbstständig gesichert sein.

Folgen wir nun bei der Vertheilung des Menschengeschlechts nach Racen nicht Blumenbach, der nach den Schädelformen fünf Menschenstämme unterscheidet, noch Prichard, welcher sieben Hauptvarietäten zählt, auch nicht dem französischen Gelehrten Bory St. Vincent, der die Menschheit in fünfzehn Hauptstämme theilt, sondern schliessen wir uns der Ansicht Schlosser's, Cuvier's und Lacépède's an, welche folgende drei unterscheiden: den kaukasischen oder europäisch-arabischen, den mongolischen und den äthiopischen oder Negerstamm, dessen Gesichtsbildung der des Affen am nächsten steht. Alle übrigen nationalen Verschiedenheiten führen jene Naturforscher auf eine der angeführten Racen zurück, ohne jedoch die Malayen, welche zwischen den Negern und Mongolen stehen, die Papuas, die überall neben den Malayen wohnen, aber wild, träg und thierisch sind, ferner die Hottentotten, die Lappen, Samojeden, Ostiaken, Kamtschadalen u. a., einem der erwähnten Hauptstämme beizuzählen, sondern als Uebergänge zu betrachten, die Amerikaner aber rechnen sie ohne Bedenken zum mongolischen Stamme, weil in der neuen Welt, bei den eigenthümlichen Zeitverhältnissen, eine sehr grosse Veränderung natürlicher Beschaffenheit hineingetreten sei, daher

auch der unendlich verschiedene Character unter den amerikanischen Völkern. Desmoulin spricht in seiner „Histoire naturelle des races humaines“ sogar von sechzehn Arten. Von Gobinau, einer der neuesten Forscher, nimmt als alleiniges ethnologisches Motiv die Racemischung und Artveränderung an. Er geht hierbei nämlich von drei Racen aus, der weissen, der schwarzen und gelben, indem die rothe amerikanische und braune malayische aus den andern, namentlich der malayischen als Mischung von gelb und schwarz entstanden sei. Diese dreieitliche Zerspaltung soll aber nicht auf Ursprünglichkeit ebenso vieler Atome oder grundverschiedener Anfänge beruhen, sondern wird, um die körperliche und naturhistorische Einheit der Menschengattung nicht zu gefährden und mit der Bibel in Einklang zu bringen, auf die Möglichkeit einer vormals mächtigeren Wirksamkeit der schaffenden Kräfte der Erde, auch in Bezug auf die Menschen selbst, verwiesen.

Mehr geistreich als wahr, sondert Carus die Menschheit nach dem Lichte in Tag-, Nacht- und Dämmerungsmenschen. G. Klemm hingegen unterscheidet ziemlich willkürlich in der Menschheit eine active, wie die Indogermanen, Semiten und eine passive Seite, wie Chinesen, Mongolen, Finnen, Neger, Malayen, Eskimos und Afrikaner, die er freilich, gleichsam wie Mann und Frau, als zwei zusammenhängende Hälften derselben angesehen wissen will.

Die Racenunterschiede sind aber wenig wesentlich in Bezug auf den Menschen; denn zuweilen zeigen Völker, die einem und demselben Sprachstamme angehören, verschiedene Raceneigenthümlichkeiten. So ist der ansässige Osmanlitürke kaukasischer Race, während andere sogenannte tartarische Türkenstämme das Gepräge mongolischer Race an sich tragen; dagegen der Magyare und der Baske von Indogermanen körperlich nicht wesentlich verschieden sind, sprachlich aber weit von einander abweichen.

Jene oben angeführte dreifache Grundeinteilung des gesammten Menschengeschlechtes auf der

Erde, wie dieselbe C u v i e r , S c h l o s s e r und L a c é p è d e angenommen haben, entspricht zunächst ihrer ä u s s e r n E r s c h e i n u n g nach, im allgemeinen auch der i n n e r n oder geistigen B e g a b u n g , indem sich in ihnen drei Urideen unterscheiden lassen, nämlich die Uridee der Religion, welcher als geistiger Grundzug des Menschen überhaupt zu betrachten ist, sodann die Uridee der Kunst und Wissenschaft als Gipfelpunkt geistiger Bildung, und die Uridee des Praktischen, im Lebensverkehr durchweg Nützlichen, Verstandesmässigen. Die Uridee der Religion stammt vornehmlich aus der Gemüthswelt, die Uridee der Kunst, Wissenschaft und des Praktischen entspringen dagegen aus dem Denkvermögen. Genannte Urideen ziehen sich, von den ersten und kleinsten Anfängen ausgehend, durch den gesamten Bildungsgang oder die Gesammterziehung der Menschheit, wie ein Goldfaden hindurch, so dass sich alle die hundertfältigen, bewunderungswürdigen Erscheinungen auf dem weiten Gebiete des religiösen, künstlerischen und wissenschaftlichen wie praktischen Lebens, im menschlichen Gesamtverkehr geltend machen.

Aus der grossen bunten Völkermenge heben wir zunächst nur die Völker hervor, welche auf eine innige Harmonie zwischen der geographischen Verbreitung des Menschengeschlechts, und der ganzen organischen Beschaffenheit schliessen lassen. Die kaukasischen oder arischen Völker, welche in dem Indervolke, den Hindus gipfeln, bei dem sich die Uridee der Kunst und Wissenschaft ausgebildet und geltend gemacht hat, verbreiten sich gerade in derselben Richtung über den östlichen Länderstrich, in welchem auch die grösste Verschiedenheit von Körperbeschaffenheit und geistiger Bildung neben einander gefunden werden. Sie bewohnen die Mitte des östlichen Festlandes, vom äussersten Westen bis zum äussersten Südost Asiens, selbst bis auf die australische Inselwelt oder Polynesien hinüber. Dennoch sind Asien bis zum östlichen Hochlande, die afrikanische Küste des Mittelmeeres und Europa die Heimath der kaukasischen Menschenstämme.

Wie sich nun aus den arischen Völkerschaften das edle Indervolk erhebt, so ragt aus den semitischen oder aramäischen Völkerstämmen das prophetische Hebräervolk hervor, in welchem sich die Uridée der Religion bis auf die Jetztzeit entwickelt hat. Diese beiden Nationen, die Inder und Hebräer mit Inbegriff der Aegypter, dem Gipfelvolk der äthiopischen Völker, bei dem die Uridée der Wissenschaft vorzugsweise hervorgetreten, sind zunächst die Gründer und Träger der Gesamtbildung der Menschheit in dem grossen Erziehungshause der Erde geworden. Weniger bedeutungsvoll in letzterer Beziehung erscheinen die Chinesen, welche mit ihrem Nachbarvolke, den Japanesen, die Spitze der mongolischen oder turanischen Völkerschaften ausmachen. Bei ihnen hat sich die Uridée des Praktischen, des im gemeinsamen Lebensverkehr Nützlichen und Verstandesmässigen kundgegeben, und vollendet ausgebildet. Das Volk selbst macht sprachlich wie staatlich eine Welt für sich besonders aus.

Es geht aus dem, was wir bisher über die Völker-
verwandtschaft gesagt haben, hervor, dass unter allen Völkern der Erde nur sehr wenige von so hoher Urbegabung waren, um eine selbstständige Geistesbildung schaffen zu können, eine Erscheinung, die mit der Sprachentwicklung aufs innigste zusammenhängt; denn «wie das Volk, so die Sprache». Unter den von nicht kaukasischer Race stammenden Völkern sind es nur die Chinesen und Aegypter; unter denen, welche der kaukasischen angehören, sind es die Semiten und Indogermanen. Diese letztere Völkerfamilie ist die am höchsten begabte; im Besitz von Phantasie und Denkkraft wurde sie die erste Bildnerin der Sprache, Kunst und Wissenschaft, aller Weltgrösse und Weltherrlichkeit. Darum ertheilt auch der grosse Kenner des Inderthumes Lassen unter den Kaukasiern den Indogermanen entschieden die Palme vor den Semiten. Diese Völkerfamilie, besitzend vorwiegend Gemüth und Leidenschaft bei energischem Willen, erlangte vor-

zugsweise in religiös-kulturhistorischer Hinsicht eine weltgeschichtliche Bedeutung. Sie trug die Urkeime europäischer Gesittung und einer wahren Weltanschauung in sich, ohne jedoch die Kraft und Energie zu besitzen, das asiatische Naturjoch, abzuwerfen und sich durch das Gesetz der allgemeinen Menschenliebe und der Freiheit des Gedankens von einer beschränkten Geistesrichtung zur wahren Gottesidee zu erheben. Sie dahin zu führen, war Christus, der Lehrer der Menschheit, berufen.

Wir können hier nicht unterlassen, zu erwähnen, dass, seitdem Obeliken und Stelen, sowie die Hieroglyphen der ägyptischen Königsgräber entziffert vorliegen, vorher nicht geahndete Geheimnisse entdeckt wurden: assyrische, babylonische, armenische und arische, d. i. altindische Keilschriften zeugten von längst vergangenen Culturepochen, welche der mosaischen weit vorausgegangen waren. Noch vor wenigen Jahren theilt uns Max Müller, der bekannte Sprachforscher mit, dass von Babylon und Ninive Tafeln mit Keilschrift nach London gebracht wurden, die offenbar in der semitischen Sprache geschrieben sind. In einem äusserst interessanten Briefe vom April 1853 schrieb Sir Henry Rawlinson: «Auf den Thontafeln, welche wir in Ninive fanden, und welche man jetzt nach Tausenden zählen kann, stehen Abhandlungen, die fast jeden Gegenstand auf Erden erläutern; da findet man die Schreibkunst, Grammatiken und Wörterbücher, Zahlbezeichnungen, Mass und Gewicht, Zeiteinteilung, Chronologie, Geologie, Botanik u. s. w. In der That steht uns jetzt eine vollständige Encyclopädie assyrischer Wissenschaft zur Verfügung. Derartige Zeugnisse lassen gleichfalls auf ein hohes Alter der Erde schliessen, und dass Menschenstämme dieselbe seit länger als hunderttausend Jahren bewohnen; auch haben die gründlichen Sprachforschungen dargethan, dass der Sprachstamm an sich, dem auch die deutsche Sprache angehört, wenigstens ein Alter von vierzig- bis fünfzigtausend Jahren haben müsse. Dagegen nimmt August Schleicher, der ausgezeichnete deutsche Sprachforscher, nur zwanzigtausend Jahre zur Entwicklung einer Sprache bis auf die

höchste, die flectirende Stufe an. Mögen nun derartige Angaben oft sogar heutzutage noch von Ungläubigen bezweifelt oder belächelt werden, müssen sich doch zuletzt auch diese, infolge der sich mehrenden Auffindungen von fossilen Menschenknochen der Urzeit, von der Wahrheit überzeugen.

Da die Sprachen recht eigentlich das unmittelbare, innerste Erzeugniss der Geisteskräfte des Menschengeschlechtes sind, indem sich der Genius einer Nation in seiner Rede am bestimmtesten kundgiebt, so führen sie den Forscher mittelst der Grundzüge ihres innern organischen Baues in jene dunkeln, frühen Zeiten, bis zu welchen keine Ueberlieferung hinaufreicht. Jene Ergebnisse sprachlicher Forschung zeigen, wie durch viele Landstrecken getrennte Völkerstämme mit einander verwandt, und aus gemeinschaftlichen Ursitzen hervorgegangen sind; sie zeigen ferner den Weg und die Richtung früherer Wanderungen, denn das vergleichende Sprachstudium sucht die Entwicklungsmomente auf, und erkennt so in den mehr oder weniger veränderten Sprachformen, welche Volksstämme sich am meisten nähern, auch am verwandtesten sein müssen, oder welche sich sprachlich am weitesten von einander entfernt haben, weniger national verwandt sind. Dieser so erkannte Entwicklungsgang der Sprachen ist zugleich die nächste Grundlage zu der Geschichte der Nationen selbst, ja wir dürfen wohl sagen, des Menschengeschlechtes in seiner frühesten Entfaltung. Denn giebt sie uns nicht gleichsam einen Leitfaden an die Hand, der uns durch die dichte Finsterniss der ersten Zeitalter der Welt hindurchführt, neben so vielen Irrgängen und fabelhaften Sagen, welche die Wiege jedes Volkes mehr, oder weniger umschleiert halten? Werden wir auch nicht immer mit völliger Sicherheit an jenem Leitfaden geführt, so giebt er doch einen gewissen Massstab an, nach welchem wir die Aehnlichkeit oder Verschiedenheit in der menschlichen Familie, das wesentlich Charakteristische aufzusuchen vermögen; denn nur allzu häufig ging ein Völkerstamm in so raschem Schritt über einen Landstrich dahin, dass die Spuren, welche derselbe zurückliess, durch viele spätere Ereignisse fast gänzlich verwischt wurden. Verlässt uns nicht die Geschichte bei den ersten Niederlassungen der Menschen, bei ihren gegenseitigen Beziehungen, bei der Bildung ihrer

Stämme und ihrer Zerstreuung nach verschiedenen Himmels-
gegenden hin? Wer folgte ihnen auf ihren schweigenden
Wanderungen durch Wüsten und Einöden, oder wenn sie hin-
zogen entlang der Flussgebiete und den Gebirgsketten, um neue
Wohnungen aufzusuchen? Wer beobachtete jene Völkervereine,
in welchen sie sich auf dem Erdkreise verbreiteten? Vergebens
sehen wir uns nach geschichtlichen Urkunden um, die
uns über so manches wichtige Geheimniss der Völker genü-
genden Aufschluss geben. Selbst das einzige Buch, die mo-
saische Schöpfungsgeschichte, diese tiefpoetische, ehr-
würdige Darstellung, lässt uns nur einen flüchtigen Blick auf
die Uranfänglichkeit des Menschengeschlechtes werfen, indem sie
sich für Ein ursprüngliches Paar erklärt, von welchem
alle Menschen auf dem Erdboden ihren Anfang genommen haben
sollen, ohne dass auf eine nähere geistige Entwicklung derselben
eingegangen wird, die auf geschichtlichen Thatsachen
beruht.

Die ersten unter den Völkern, welche sich auf ihren
Wanderungen in Asien getrennt hatten, zogen südwärts,
und theilten sich in Altinder oder Hindus (Arier) und
Iraner, später Perser genannt. Darauf zogen die Kelten,
welche Mitteleuropa und die britanischen Inseln ein-
nahmen, westwärts. Ihnen folgten die Pelasger, welche
sich in Griechen und Italiker oder Lateiner theilten,
aber später als engverbundenes Völkerpaar des classischen
Alterthums neben einander standen. Zuletzt, vielleicht gleich-
zeitig mit den Pelasgern kamen die Germanen mit den
Slaven, deren erste Vorgänger die alten Preussen und
Lithauer waren. So ist die neuere und neueste Sprach-
wissenschaft zu dem wichtigen Ergebniss gekommen, dass die
Völker Europa's Einem Urstamme entsprungen sind,
Eine Völkerfamilie ausmachen. Nur folgende wenige fremde
Völker gibt es auf europäischem Boden: die schon im
Alterthum untergegangenen Etrusker, deren Ursprung un-
bekannt ist, die Finnen oder Tschuden, zu denen die
Magyaren, oder Ungarn gehören, die jedoch längst euro-
päisches Bürgerrecht erlangt haben, ferner die tatarischen
Türken, endlich die von den alten Iberern abstammenden

Basken und Zigeuner, deren es nach Pott's trefflichem Werke: „Die Zigeuner in Europa und Asien, 1874“, an 200,000 in Europa geben soll, und die gleich den Juden in der Welt umherirren. Jene führen nach den verschiedenen Ländern, wo sie leben, auch verschiedene Namen. So heissen sie in England Gipsies (Aegypter), in Frankreich Bohémiens (Böhmen), in Schweden sogar Tataren, im ganzen Orient Tziganas. Sie selbst nennen sich theils Zingari, theils Pharaôn, theils Sint, was mit Sinde, der Benennung Hindostans übereinstimmt, wohin auch ihre Sprache verweist, deren Grammatik, so verkommen sie auch ist, doch in vielen fast gleichartigen Wörtern auf das alte Sanskrit, das Malabarische und Bengalische zurückführt. Die in Europa lebenden Zigeuner werden von Einigen sogar auf 600,000 geschätzt, die durch allerlei Künste ihr Dasein fristen. Dem Schulrath Graffunder in Erfurt verdanken wir eine Grammatik dieses Wandervolkes (1835).

Die Ursitze endlich der Mongolen, im Allgemeinen auch als Turanier von Turan d. i. Dunkelland bezeichnet und ihrer Natur nach Nomaden oder Naturvölker im Gegensatz zu den Ariern, den Culturvölkern, befinden sich in der Nähe des Baikalsee's, in den Steppen des tiefen Asiens und in dem östlichen Theile Sibiriens, wo sie im 9. Jahrhundert v. Chr. gefunden werden. Sie zerfallen in die eigentlichen Mongolen, eine Benennung neuern Ursprungs von dem Worte «mongo», gelb, demnach der gelbe Volksstamm, die Burjäten, und die Oelöten oder Kalmücken. Um das Jahr 1227 vereinigte sie der asiatische Tyrann und Eroberer Dschingis-Khan zu Einer Nation, und gründete so das Mongolenreich, welches jedoch ausser mongolischen auch tungusische, tübetische und türkische Volksstämme in sich fasst, die gewöhnlich tatarische genannt werden. Im Jahr 1240 fielen die Mongolen in Polen und 1241 in Schlesien ein, wo sie vor den vereinigten Heeren Deutschlands, Polens und Schlesiens zurückwichen. Auch die Tataren, von «tata», gelb, wurden der Schrecken sowohl Asiens als Europas, unter welchem Namen sich fast alle die nomadischen Kriegshorden,

damals aus Asien über Europa ergossen und viele Länder dieses Erdtheils verwüstet haben. Jetzt stehen die meisten Mongolenstämme unter den Herrschern gerade der Nationen, welche sie vorher besiegt und unterjocht hatten, nämlich unter der Mandschu-Dynastie von China, den Czaren von Russland und den Sultanen der Türkei.

Die hervorragendsten Nachkommen der Indogermanen sind obenan die Deutschen und deren Vorfahren die Gothen, dann die Engländer, Schotten, Holländer, Schweden, Dänen und Norwegen, welche sich sämmtlich, vorwiegend aber die Deutschen, durch eine freie Geistesbildung, sowie ziemlich formfreie philosophische Sprachen kennzeichnen. Die dagegen aus dem sittlich verfallenen Römerthum entsprungenen Romanen, die Provençalen, die Franzosen, Italiener, Spanier und Portugiesen verharren bei einer gewissen Formbildung, wie auch ihre Sprachen sich durch Formschönheit und Wohlklang vor vielen andern auszeichnen. Jenen ersteren Nationen am nächsten schliesst sich im Osten und Südosten der gewaltige Volksstamm der Slaven an, welche ihren Stammcharakter bewahrt haben und sich von dem Worte « slawa » d. h. Ruhm, die « Ruhmvollen » nennen. Ihre Einwanderung nach Europa erfolgte schon mehrere Jahrhunderte v. Chr. Körperlich kennzeichnen sie sich durch eine niedrige gedrückte Stirn und starken Knochenbau unter allen Nationen, zwischen welchen sie sich festgesetzt haben, in geistiger Hinsicht durch ein gewisses Festhalten an alten Sitten und Gebräuchen, sowie einen nicht ganz offenen Charakter aus. Die Russen obenanstehend, die Polen, Czechen und Wenden, sind die Nationen dieser Stammfamilie, deren Sprachen gleichfalls durch reiche Form und Wohllaut sich auszeichnen. Diese Völkerfamilie hat sich weniger selbstständig, als durch äussere Einwirkung entwickelt und gebildet. Die hier angeführten Nationen können auch sämmtlich als indo-europäische bezeichnet werden.

IV.

Die Sprache an und für sich, und ihrem Ursprunge und Wesen nach.

Wenn wir die Sprache zunächst an und für sich betrachten, so bezeichnen wir sie als den lautlichen, oder vernehmbaren Ausdruck des Denkens, wie dagegen das Denken als ein nicht lautliches oder inneres Sprechen erscheint. Sie ist gleichsam die Blüthe aus dem Stamme der Menschheit, die erste und höchste Offenbarung des gesammten innern Seins des Menschen, sowie seines freien Selbstbewusstseins; sie erhebt ihn daher zum Bewusstsein seiner Persönlichkeit und seiner vollen Menschenwürde. Sind auch Denken und Sprechen scheinbar verschiedene Thätigkeiten, so stehen sie doch in so genauer Beziehung zu einander, dass sie als Eine geistige Thatkraft bezeichnet werden müssen, wovon der lautliche Ausdruck bloss die äussere Kundgebung des geistigen Schaffens ist. Sie wird nach einer innern Nothwendigkeit der verkörperte, hörbare Gedanke, und erscheint darum auch sichtbar in der Schrift, diesem so wunderbaren und so nützlichen Ergebniss des menschlichen Geistes.

Da nun alle Sprache, vorzüglich die der culturhistorischen Menschheit zugleich Musik ist, insofern sie sich wie diese aus Tönen entwickelt, und diese Töne in der Darstellung für Vorstellungen und Begriffe zu articulirten Lauten und Worten umgewandelt werden, so ist sie auch als ein Kunstwerk der schöpferischen Phantasie und des selbstbewussten Geistes zu betrachten. Sie schuf so zwischen der sichtbaren Welt und dem denkenden Menschengenoste eine Ideenwelt in tönenden Worten. Sie wurde auf diese Weise die Trägerin aller seelischen Erhebung, aller geistigen Erkenntniss, das Mittel zu aller geschichtlichen Forschung, die Vermittlerin aller wahren Humanitätsbildung; sie vereinheitet Sichtbares und Unsichtbares, Zeit-

liches und Ewiges, ja sie erscheint als ein Wunder, das nur dem des Menschen selbst vergleichbar ist. Hören wir doch schon die Chinesen sagen: « Was in der Seele lebt, ist Gesinnung und diese in Worte gekleidet, heisst Gesang oder Gedicht. » — Wilhelm von Humboldt betrachtet die Sprache nicht mehr als ein todtes Mittel, als ein Werkzeug, das der menschliche Geist verwendet, die Dinge zu bezeichnen, sein erster und wichtigster Satz ist: « Die Sprache ist das bildende Organ der Gedanken, d. h., es gibt keinen Gedanken ohne Sprache, und das menschliche Denken wird erst durch die Sprache. »

Sofern wir zu dem Besitz der Sprache auf einem ganz einfachen, natürlichen Wege gelangen, heisst sie die Muttersprache. In diesem bedeutungsvollen, erhebenden Ausdrucke liegt der naturgemässe Zusammenhang mit der uns gleichsam angeboren, von unserer ersten Bildnerin, der Mutter, angebildeten Sprache. Sie ist darum mit uns selbst verwachsen, knüpft zunächst das Band der Familie, sodann auch der Nation, welcher wir angehören, so dass wir uns gewissermassen als Eins mit derselben fühlen. Sie ist es auch, welche den Menschen an den Ort, wo er in's Dasein trat, inniger und fester kettet, obschon der Schöpfer uns Allen ein Ganzes, die Welt, angewiesen hat; jeden Einzelnen aber band er an einen Theil dieses Ganzen, an sein Vaterland, durch die Sprache; denn in ihr und durch sie bildete sich seine Denk- und Gefühlswelt, in welcher Beziehung Wilhelm von Humboldt in einem Briefe trefflich sagt: « Die wahre Heimath ist die Sprache. Sie bestimmt die Sehnsucht danach, und die Entfernung vom Heimischen geht immer durch die Sprache am schnellsten und leichtesten, wie auch am leisesten vor sich. » Würde man doch dem Volke mit der Sprache seine Nationalität rauben, sein wahres geistiges Sein zerstören; es müsste sich in ein anderes ganz umwandeln vermittelt eines neu angenommenen Sprachidioms, und einer andern Geistes- und Gemüthswelt. Daher ist den Tyrannen der Erde Nichts so schwer geworden, als einem Volke sein geheimstes und doch offenbarstes Innere, seine Muttersprache, zu entreissen. Noch immer bewahrt der Baske, obgleich er sich unter seinem mächtigen Halbbruder,

dem romanischen Spanier, beugen musste, seine alte Sprache, eine der ältesten der Völker, da sie von dem alten Ibererthum abstammt. Und so ähnlich im Elsass, dem alten deutschen Boden, wo die Klänge unserer herrlichen Muttersprache allmählig verstummten, das deutsche Ohr neben der Sprache des Tyrannen, der jenes Land in voller Friedenszeit dem deutschen Herzen entriss, nicht mehr erfreuten, bis es endlich dem deutschen Boden wieder einverleibt, und so grosse, unserer Nation angethane Schmach, gegen die sich damals keine Stimme erhoben hatte, siegreich gerächt worden ist.

Jede fremde Sprache, die wir uns später aneignen, vermag niemals so tiefe Wurzel in unsrem Gemüthe und Geiste zu schlagen, wie die Muttersprache. Da sie unser Inneres ganz durchdringt und beherrscht, ist und bleibt sie die Bewahrerin unsrer eigensten und tiefsten Gedanken, ja sie erscheint als lautgewordener Geist, der die geheimsten Ahnungen der Seele, die zartesten Fühlungen des Gemüthes mit so geringen Mitteln leicht und wundersam kundzugeben vermag. Mögen wir auch selbst von Kindheit an neben der Muttersprache ein fremdes Idiom erlernt haben, so wird es doch nie mit unsrem innersten Seelenleben so tief und ganz verwachsen. Dagegen ist das Erlernen einer fremden Sprache von äusserster Wichtigkeit, weil dadurch das Bewusstsein von der eigenen Sprache wesentlich erhöht, und das Denkvermögen geschärft wird; Göthe sagt daher gewissermassen richtig: «Wer fremde Sprachen nicht kennt, weiss nichts von seiner eigenen.»

Wir können nicht unterlassen, folgende treffliche Stelle von J. Grimm über die Sprache im Allgemeinen anzuführen: «Von Allem, was die Menschen erfunden und ausgedacht, bei sich gehegt und einander überliefert, was sie im Verein mit der in sie gelegten und geschaffenen Natur hervorgebracht haben, scheint die Sprache das grösste, edelste und unentbehrlichste Besitzthum. Unmittelbar aus dem menschlichen Denken emporgestiegen, sich ihm anschmiegend, mit ihm Schritt haltend, ist sie allgemeines Gut und Erbe geworden aller Menschen, das sich Keinem versagt, dessen sie gleich der Luft zum Athem nicht entrathen könnten, ein Erwerb, der uns zugleich leicht und

schwer fällt. Leicht, weil von Kindesbeinen an die Eigenheiten der Sprache unsrem Wesen eingeprägt sind, und wir unvermerkt der Gabe der Rede uns bemächtigen, wie wir Geberden und Mienen einander absehen, deren Abstufung endlos ähnlich und verschieden ist gleich der der Sprache. Poesie, Musik und andere Künste sind nur bevorzugter Menschen, die Sprache ist unser Aller Eigenthum, und doch bleibt es höchst schwierig, sie vollständig zu besitzen und bis auf's Innerste zu ergründen. Die grosse Menge reicht etwa schon mit dem halben Vorrath der Wörter oder mit noch weniger aus.» Hören wir auch Herder, der erhebend sagt: «Sprache ist das Band der Seelen, das Werkzeug der Erziehung, das Medium unsrer besten Vergnügungen, ja aller gesellschaftlichen Unterredung. Sie verknüpft Eltern mit Kindern, Stände mit Ständen, den Lehrer mit seinen Schülern, Freunde, Bürger, Genossen, Menschen.»

Von den Werkzeugen, welche die Sprache am entschiedensten vermitteln, ist unter allen Sinnen der Sinn des Gehörs der innerste, edelste; denn er steht mit unsrem geistigen Wesen in der unmittelbarsten Beziehung, indem er gleichsam das Unsichtbare und Geistige, dagegen das Auge, der andere der vollendetsten Sinne, das Sichtbare oder Körperliche vermittelt, so dass die Sprachlaute und Sprachzeichen die einzigen wahren Träger des innersten geistigen Lebens des Menschen werden, und sich nach aussen hin als Laut- und Schriftsprache kundgeben. Denn geheimnissvoll waltet im Innern der Geist, dessen beständig offene Pforte das Ohr ist, indess das Auge, der Spiegel der Seele, nach dem ihm gebotenen Gesichtskreise, den Stoff oder das Material in die Werkstätte des Geistes trägt, welchem er eine bestimmte Form giebt. Während so der Geist aus seinem geheimnissvollen Schacht das Denken und Wollen zu äusserer Erscheinung bringt, geben sich, mit jener wunderbaren Schöpferkraft im innigen Verbande, die wundersamen Aeusserungen des Empfindens und Begehrens kund. Die Macht des Geistes nämlich, in einzelnen Aeusserungen als Vernunft und Verstand sich offenbarend, unterwirft die Organe des Körpers, indem er diese nach allen Richtungen hin durchdringt, und sie so gleich-

sam zu Dienern seiner rastlosen Thätigkeit macht; denn hierin zeigt sich das Wesen des Geistes.

Den Ursprung der Sprache zu erforschen, hat schon in den frühesten Zeiten, vornehmlich aber um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, die denkendsten Köpfe beschäftigt, weil man nicht über das Wesen der Sprache zu der nöthigen Klarheit gekommen war, während jetzt die Ergebnisse einer riesenhaft vorgeschrittenen Sprachforschung und Sprachwissenschaft vorliegen, wie sie die neuere und neueste Zeit geschaffen hat, darum obige Frage nach dem Ursprunge der Sprache nicht mehr von wesentlichem Interesse ist. Sie fällt unverkennbar im engsten Sinne mit der von der Urschöpfung des Menschen selbst zusammen, so dass diese beiden Fragen ausserhalb des geschichtlichen Gebietes liegen. Es lässt sich demnach keine derselben auf historischem Wege genügend lösen. Zwei entgegengesetzte Ansichten stellen sich dabei heraus, die bei gleicher Feststellung ohne tiefere Ausgleichung bleiben; entweder nämlich ist die Sprache ein unmittelbares Geschenk der Gottheit, oder ein unmittelbares Erzeugniss des Menschen. Wir halten an letzterer Auffassung fest, und lassen einige Ansichten über diesen Gegenstand folgen.

Schon die Gelehrten des Sanskritvolkes, d. i. der alten Inder, beschäftigte diese Frage. Die Brahmanen oder Priester nämlich erhoben die Sprache in den Vedahymnen zu dem Range einer Gottheit, wie sie dies mit allen Dingen zu thun pflegten, deren Wesen sie nicht verstanden. Sie richteten Hymnen an diese Sprachgottheit, worin es von ihr heisst, dass die Sprache von Anbeginn bei der Gottheit geweilt habe, Wunder verrichtend und dem Menschen sich nur zum Theil offenbarend. Die Griechen erhoben zwar die Sprache nicht zu einer Gottheit, erwiesen derselben jedoch in ihren alten Philosophenschulen die höchsten Ehren. Die Sprachprobleme wurden zu einem wahren Kampfplatz, auf dem die verschiedenen Schulen der griechischen Philosophie ihre Kräfte massen. Die Ansicht, dass die Sprache das Produkt der höhern Geistesorganisation oder vielmehr der Naturvernunft sei, verwirft schon Plato im Kratylos. Noch bestimmter spricht sich

Aristoteles dahin aus, dass die Sprache ein Werk der menschlichen Freiheit sei. Er meint, dass dieselbe durch Uebereinkommen entstanden, oder wenigstens auf solche Weise begründet worden sei.

Unter den christlichen Schriftstellern ist der alte griechische Kirchenvater Gregorius von Nyssa, Bischof zu Nyssa in Carien (336), der älteste, welcher ausdrücklich behauptet, der Mensch habe nicht sogleich bei der Schöpfung die Sprache von Gott empfangen, sondern dieselbe sich erst schaffen müssen. Selbst in neuerer Zeit bis gegen Ende des vorigen Jahrhunderts herrschte noch die Annahme des göttlichen Ursprungs vor: so bei Johann Peter Süssmilch in seinem «Versuch eines Beweises», dass die erste Sprache ihren Ursprung nicht vom Menschen, sondern allein vom Schöpfer erhalten habe. Berlin, 1766. In dieser Schrift finden sich auch die Ansichten früherer Gelehrten zusammengestellt. Sogar Rousseau, ein so erleuchteter Kopf, äussert in seinem Werke «sur l'inégalité parmi les hommes», er sei von der fest erwiesenen Unmöglichkeit überzeugt, dass die Sprachen jemals durch bloss menschliche Kräfte hätten entstehen können.

Unter den Gegnern des göttlichen Ursprungs der Sprache nennen wir den berühmten französischen Benedictiner und Kritiker Richard Simon († 1712) in seiner «Histoire critique du V. T.»: Die Gesellschaft, der Umgang und die Noth haben die Menschen zur Erfindung der Sprache getrieben. Der gelehrte Maupertuis, der berühmte französische Mathematiker, † 1759, nimmt an, die ersten Menschen hätten ihre nöthigsten Bedürfnisse blos durch einige Töne und Gesten zu erkennen gegeben; erst lange nachher habe man auf andere Art sich auszudrücken gedacht (on pensa à d'autres manières de s'exprimer). Auch M. Mendelssohn, der ausgezeichnete philosophische Schriftsteller, † 1786, in einem Schreiben bezüglich auf die Uebersetzung von Rousseau's oben genannter Schrift an Lessing, denkt sich die Erfindung der Sprache durch Nachahmung und Association der Begriffe bewirkt. Lessing selbst (Sämmtliche Schriften Bd. 10) zu einem Aufsatze Jerusalems über den Ursprung der Sprache, meint, dass der Mensch darum, weil die Sprache durch ein Wunder den ersten

Menschen nicht mitgetheilt sein könne, sie nicht erfunden zu haben brauche: im Umgange mit höhern Geschöpfen, durch Herablassung des Schöpfers könne sie gelernt worden sein, was dadurch einige Wahrscheinlichkeit gewinne, dass die menschliche Erfindung lange Jahrhunderte gedauert haben müsse, und des Schöpfers Güte den Armen doch nicht so lange die Sprache entzogen haben werde (Grimm S. 16).

Der erste, welcher diesen falschen Ansichten entgegentrat, war Herder in seiner Preisschrift «über den Ursprung der Sprache, 1770». Er sagt nämlich unter Anderm: «Die Sprache gebär sich mit der ganzen Entwicklung der menschlichen Kraft. Der höhere Ursprung ist, so fromm er scheine, durchaus ungöttlich.» Ferner äussert er: «Der Ursprung der Sprache wird nur auf eine würdige Art göttlich, sofern er menschlich ist.» Herders Verdienst besteht darin, dass er die Sprache zuerst als nothwendige Naturgabe, als zum Charakter des Menschen gehörig betrachtete, ohne welche er gar nicht als Mensch gedacht werden könnte. Er war auch der Erste, der in seinen «Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit», die Humanitätsidee klar zu entwickeln strebte. Herder wurde jedoch später an sich irre, nahm seine in jener Schrift dargelegte Ansicht ausdrücklich zurück, und trat auf die Seite des Mystikers Haman, der eine unmittelbare Offenbarung der Sprache behauptet, wie folgt: «Alles, was der Mensch am Anfang hörte, mit Augen sah, beschaute und seine Hände betasteten, war ein lebendiges Wort. Mit diesem Worte im Munde und im Herzen war der Ursprung der Sprache so natürlich, so nahe und so leicht wie ein Kinderspiel.»

Gegen das Ende des 18. Jahrhunderts brachte Tiedemann, Professor zu Marburg, neue Anregung in den fraglichen Gegenstand, indem er es wagte, die alten Erklärungen anzugreifen. Er erklärte zunächst das Wesen der Sprache als einen Inbegriff von Tönen, durch deren Verbindung und Folge aufeinander man sich seine Gedanken gegenseitig mittheile. Sprechen heisse das Denken mit Tönen begleiten. Die Sprache habe entweder Gott oder der Mensch erfunden. Zur Erfindung der Sprache gehört Vernunft, diese aber kann ohne Sprache bei dem Menschen nicht zur Ausübung gelangen, so kann nun die

Sprache nicht vom Menschen erfunden worden sein. Dennoch sucht er die menschliche Erfindung der Sprache zu vertheidigen, was er aber dafür anführt, ist sehr gehaltlos. Er verweist nämlich auf die Sprachen der Amerikaner und Chinesen, welche er für so arm hält, dass sie nicht von Gott erfunden sein können.

Ganz seltsamer Weise fasste Joh. Fichte, einer der bedeutendsten deutschen Philosophen († 1814) die Sprache als eine willkürliche Erfindung des menschlichen Verstandes in seiner Schrift auf: «Von der Sprachfähigkeit und dem Ursprunge» (1795). Dort stellt er zunächst folgende Fragen auf: 1) Was brachte den Menschen überhaupt auf den Gedanken, eine Sprache zu erfinden (seine Gedanken durch willkürliche Zeichen auszudrücken)? 2) in welchen Naturgesetzen liegt der Grund, dass diese Idee gerade so und nicht anders ausgeführt wurde? — Sodann äussert er sich wie folgt: «Man habe mit einer „Hieroglyphensprache“, einer Zeichensprache theils für's Gesicht, theils für's Gehör angefangen. Wer weiss, wie viel tausend Jahre verflossen sind, ehe die Ursprache Sprache für's Gehör wurde!» — «Die Heerführer, die Häupter der Horden haben die Sprache nach und nach erfunden, die Andern bemühen sich, deren Gehörzeichen verstehen zu lernen und nachzuahmen.» Unverkennbar hatte diese ganz falsche Ansicht ihren Grund in Fichtes durchweg idealistischer Philosophie, derzufolge ihm die bereits ausgebildete Vernunftthätigkeit als das Ursprünglichste, völlig Unabhängige im Menschen galt.

Eine neue Aera der Forschung eröffnete erst Wilhelm von Humboldt mit seinem Werke: «Ueber die Kawi-Sprache», das nach seinem Tode 1836 unvollendet herauskam. Nach ihm ist die Sprache nicht eigentlich Mittel, die schon erkannte Wahrheit darzustellen, sondern vielmehr die vorher unerkannte zu entdecken, das Wort nicht Zeichen eines fertigen Begriffs, sondern eine Methode, diesen Begriff zu bilden und eine Sprache ist eine Weltansicht. Das oben angeführte Werk handelt hierüber ausführlich.

Nach Karl Ludw. Heyse, dem verdienten Sprachforscher, ist die Sprache hervorgebracht vom bewussten, freien Geiste auf dem Wege natürlicher Entwicklung seines innersten

Wesens selbst. Es bleibt nichts übrig, als dass sie eine menschliche, mit voller Freiheit ihrem Ursprunge und Fortschritte nach von uns selbst erworben sein müsse: nichts anders kann sie sein; sie ist unsere Geschichte, unsere Erbschaft.

Nicht unerwähnt können wir das Verdienst Friedrich Schlegel's, des Professors der Philosophie, lassen, der auf den nahen Zusammenhang der Sprache mit der Mythologie in folgender Weise hinwies: «Es kann kein Volk gedacht werden, ohne dass eine eigenthümliche Sprache und Mythologie zugleich mitgedacht würde; diese können nicht erst zum schon daseienden Volke hinzukommen. Sie machen einen Haufen Menschen erst zum Volke, das Volk macht sie nicht. Ein Volk entsteht mit dieser bestimmten Sprache und mit dieser bestimmten Mythologie. Durch sie wird ein Volk, und zwar dieses bestimmte Volk. — Der Geist, der die Sprache schuf — und das ist nicht der Geist der einzelnen Glieder des Volkes — hat sie als Ganzes gedacht: wie die schaffende Natur, indem sie den Schädel bildet, auch schon die Nerven im Auge hat, der seinen Weg durch ihn nehmen soll.»

Wir schliessen uns, nach Anführung verschiedener Ansichten, zuletzt der Ansicht Jacob Grimm's an, welche lautet wie folgt: «Der Mensch spricht, weil er denkt; die Rede wächst ihm, wie ihm der Gedanke wächst, beides nicht additiv anfügend, sondern multiplikativ (vervielfältigend). Menschen mit den tiefsten Gedanken — Weltweise, Dichter, Redner — haben auch die grösste Sprachgewalt.» Die Sprache erscheint demnach als eine fortschreitende Arbeit, ein Werk, eine zugleich rasche und langsame Errungenschaft der Menschen, die sie der freien Entfaltung ihres Denkens verdanken (Ueber den Ursprung der Sprache. Berlin, Dümler S. 30). Grimm nimmt sodann für die Entwicklung der Sprache, seit Entstehung der ersten Menschenpaare folgende drei Staffeln an:

- eine erste «des Schaffens, gleichsam des Wachsens und sich Aufstellens der Wurzeln und Wörter;
- die zweite, des Emporblühens einer vollendeten Flexion (Abwandlung der Beziehungslaute);
- die dritte endlich, die des Triebes zum Gedanken, wobei die Flexion als noch nicht befriedigend wieder

fahren gelassen, und was im ersten Zeitraum naiv geschah, im zweiten prachtvoll vorgebildet war, die Verknüpfung der Worte und strengen Gedanken, abermals mit hellem Bewusstsein bewerkstelligt wird.

Die in der Bibel ausgesprochene Ansicht, dass das ganze Menschengeschlecht von Einem Paare abstamme, führte schon in frühester Zeit auf den falschen Schluss einer Ursprache, von welcher sämtliche Sprachen abzuleiten seien, und diese sei die hebräische. Hierüber haben selbstverständlich die Kirchenväter nie einen Zweifel gehegt. So schreibt der heilige Hieronimus in einem seiner Briefe an Damasus (Papst † 384): «Das gesammte Alterthum (*universa antiquitas*) behauptet es, dass die hebräische Sprache, in der das alte Testament geschrieben ist, der Anfang aller menschlichen Sprache war.» Als nun die ersten Versuche einer Classification der Sprachen gemacht wurde, stellte sich die Aufgabe für Gelehrte wie Guichard in seiner «*Harmonie Etymologique*», und Thomassin also: «Da Hebräisch ohne Zweifel die eigentliche Ur- und Muttersprache des Menschengeschlechtes ist, wie können wir den Hergang erklären, durch welchen das Hebräische sich in so viele Dialekte zersplitterte, und wie kann man diese zahlreichen Dialekte, wie das Griechische, Lateinische, Koptische, Persische, Türkische bis zu ihrer gemeinschaftlichen Quelle, dem Hebräischen, zurückverfolgen?» — Den Theologen des vierten und fünften Jahrhunderts, von denen viele weder hebräisch, noch sonst eine Sprache ausser ihrer Muttersprache verstanden, erschien es ganz natürlich, dass das Hebräische die Quelle aller Sprachen sei.

Der erste, welcher jene irrige Ansicht siegreich bekämpfte, war Leibnitz, der grosse Zeitgenosse und Nebenbuhler Newton's. «Es sind ebenso viel Gründe vorhanden», sagt er, «das Hebräische für die Ursprache des Menschengeschlechtes zu erklären, als für die Annahme jener Ansicht des Goropius, der 1580 ein Werk in Antwerpen herausgab, um zu beweisen, dass im Paradiese holländisch gesprochen worden sei. In einem Briefe an Tenzel schreibt Leibnitz: «Das Hebräische, die ursprüngliche Sprache zu nennen, ist gerade so, wie die Stämme der Bäume ursprüngliche nennen, oder sich einbilden

wollen, dass es ein Land gebe, wo abgehauene Stämme wie Bäume wachsen könnten. Solche Ideen mögen immerhin ersonnen werden, sie stimmen aber mit den Naturgesetzen und mit der Harmonie des Weltalls, d. h. mit der göttlichen Weisheit, nicht überein.»

So ist denn sicher anzunehmen, dass eine *Ursprache* nirgends mehr in Wirklichkeit vorhanden ist; denn obschon sehr viele Sprachen von einer Grundsprache abstammen, giebt es doch viele, die einen selbständigen Ursprung haben. Wie beispielsweise der semitische Sprachstamm mit dem germanischen in keiner Gemeinschaft steht; ist doch die Sprache der Malayen ebenso wesentlich verschieden von der Sprache der Eskimos, als beide Abarten des menschlichen Geschlechtes unter sich völlig verschieden sind. Als *Ursprache* betrachten wir jetzt keine andere, als die aus einem eigenen Stamme entsprungene und als Gegensatz der Misch- oder Töchter Sprachen.

Schon in früher Zeit, wenigstens nach der Mitte des 17. Jahrhunderts bis in die neuere und neueste Zeit, haben Gelehrte versucht und sich bemüht, die Idee einer allgemeinen Völker- oder Universalsprache, nämlich unter der Benennung *Pasigraphie* und *Ideographie* zu verwirklichen. Eine solche Schriftsprache solle jedem Volke, welche Sprache dasselbe auch sprechen möge, durch allgemein verständliche Zeichen, Gedanken und Nachrichten mittheilen. *Pasigraphie* wird sie genannt, sofern man sich mittelst derselben Schrift allen Nationen verständlich machen kann; *Ideographie* dagegen, sofern nicht Laute durch Zeichen, sondern Ideen, d. h. Begriffe und Vorstellungen dargestellt werden. Eine solche Sprache ausfindig zu machen, ist bis jetzt noch eine zu lösende Aufgabe. Leibnitz, der Universalgelehrte, wird als der Erste genannt, der sich mit dieser grossartigen Idee beschäftigte. Er spricht sich in einem zwei Jahre vor seinem Tode an Remond de Montmort gerichteten Briefe mit der grössten Zuversicht über den Werth seiner sogenannten «*Spécieuse générale*» aus, und sicher hatte er eine klare Einsicht von seinem Ideal einer Universalsprache gewonnen. Er würde sie ausführen, meint er, wenn er jünger und

weniger beschäftigt wäre, oder wenn ihm junge talentvolle Leute zur Seite stünden; allein er starb (1716 zu Hannover), ehe er die Umrissse seiner philosophischen Sprache der Welt vorlegen konnte. Wir können an dem Gelingen seines Unternehmens einen stillen Zweifel nicht unterdrücken.

Nicht unerwähnt bleibe hier der Versuch des englischen Bischof Wilkins,*) dessen Hauptzweck nicht darin bestand, eine neue gesprochene Sprache zu erfinden, obgleich er schliesslich zu diesem Ziele gelangte, sondern ein System der Schrift oder Darstellung unserer Gedanken zu ersinnen, das allgemein verständlich sein könnte. Was Wilkins angeregt hatte, hat vor nicht langer Zeit Don Sinibaldo de Mas in seiner Ideographie zu weiterer Ausführung benutzt. Er gibt eine Liste von 2600 Chiffren, welche alle nach dem Muster musikalischer Noten gestaltet sind, und legt jeder eine bestimmte Bedeutung bei, so dass sich ein System von Hieroglyphen bildet, mittelst dessen es dem Verfasser gelingt, die ersten 150 Verse der Aeneide zu bezeichnen, indem je nach dem Intervall, in welchem der Kopf einer solchen Note gestellt wird, dasselbe Zeichen für ein Substantiv, Adjectiv, Verbum oder Adverbium zu nehmen ist. Wir bezweifeln das Gelingen auch dieses Unternehmens, so künstlich und geistreich es auch sein möge, wie auch die Verwirklichung irgend einer Universalsprache, weil eine solche bei dem gegenwärtigen Bildungsstande bald unverständlich werden müsste, indem wissenschaftliche Anschauungen und Begriffe einem steten Wechsel unterworfen sind, und welches Volk würde sein Paladium, die ihm lieb und theuer gewordene Muttersprache dagegen vertauschen wollen? Von den zahlreichen Schriften hierüber führen wir nur folgende an: De Cormel, *Projet d'une langue universelle*, Paris 1794. Wolke, *Erklärung, wie die Pasigraphie möglich*, Dessau 1797. Niethammer: *Ueber die Pasigraphie und Ideographie*, Nürnberg 1808, und J. M. Schmidt: *In den Pasigraphischen Versuchen*. Wien 1815.

Die Ideographie ist unverkennbar mit der Steno-

*) *The Essay towards a Real Character and a Philosophical Language*. London 1668.

graphie, Schnellschreibkunst oder Redezeichenkunst, verwandt; denn sie hat die Aufgabe mit ihr gemein, mittelst ganz einfacher, flüchtiger und leicht zu verbindender Schriftzeichen, und einer auf Ausscheidung mehr oder weniger wesentlicher Sprachformen gestützten Abkürzung, die hörbare Sprache mit aller möglichen Zeit- und Raumersparniss sichtbar darzustellen. Diese Kunst, welche auch mit der Telegraphik in naher Beziehung steht, indem sie durch sichtbare Zeichen, oder auch durch Töne, nur nicht articulirte, in weitester Ferne uns Etwas zu erkennen giebt, ist in gegenwärtiger Zeit von unberechenbaren Vortheilen und sowohl im öffentlichen als Privatleben ganz unentbehrlich geworden. Als man bereits Versuche zu einer Geschwindschreibkunst (Tachygraphie) gemacht hatte, gelang es dem englischen Stenographen Mavor, die Schrift auf die grösste Einfachheit der Züge, nämlich auf die in verschiedener Neigung angewendete geometrische gerade und die nach horizontalen oder verticalen Durchschnitten getheilte Kreislinie zurückzuführen. Seiner Idee folgte, neben mehreren Andern, Taylor in seinem «Universal system of Stenography» (5. Aufl. London 1814). Den ersten Versuch, die Stenographie auf deutschen Boden zu verpflanzen, machte bekanntlich Friedrich Mosengeil, dessen auf Taylor's und Bertin's System gegründete Anleitung 1796 erschien, und 1819 neu bearbeitet und wesentlich vervollkommt an's Licht trat. Eine Art Schnellschrift kannten schon die Alten; besonders bildete sie sich bei den Römern aus und erhielt sich in den sogenannten tirolischen Noten bis in das Mittelalter. Die römische Schnellschrift, deren Ueberreste Kopp in seiner «Palæographia critica» mittheilt, hatte vornehmlich insofern grosse Mängel und Schwierigkeiten, als die Schriftzüge derselben aus ziemlich schwerfälligen, hartgebrochenen, hinsichtlich ihrer Bedeutung sehr verschiedenartig benutzten und modificirten Theilzügen der römischen und griechischen Capital- und Unzialschrift bestanden. So gestalteten sich durch deren sehr erzwungene Verbindung, häufig verworrene und verderbte Wortbilder. Nach dem Untergange des römischen Reiches erhielt sich die Kenntniss der geschwindschriftlichen Noten nur noch in den Händen Weniger und verlor sich endlich ganz.

Den Bestrebungen der Gelehrten, eine Pasigraphie, Schrift für Alle, zu begründen, lag nicht weniger die Idee sehr nahe, eine allgemeine Sprache zu erfinden, sich durch Laute allen Völkern verständlich zu machen, unter der Bezeichnung Pasilalie oder Pasilogie, die Ursprache oder universelle Umgangssprache, welche unverkennbar noch mehr als die Pasigraphie in das Bereich der Unmöglichkeiten gehört, wie sich in einem der letzten Versuche durch Gablenz (Gablenzographie) dargethan hat, die in wahre Absurditäten ausartete, und darum lächerlich gemacht wurde. Jener lebte vor längerer Zeit in Dresden. Der Pasigraphie wird die Phonographie entgegengesetzt, welche von der menschlichen Stimme hervorgebrachte Worte darstellt. Man vergleiche Bürja, Pasilalie Berlin 1808.

Zweiter Haupttheil.

Die Sprachenwelt selbst.

Einleitung.

Die Vielheit und Mannigfaltigkeit der Sprachen hat ihren Grund theils in den verschiedenen Anlagen der Völker selbst, theils im Klima, wo sie lebten und sich bildeten, theils in den gesellschaftlichen und staatlichen Einrichtungen, in der Verbindung mit andern Völkern durch Handel, Kriege und Verträge, theils in der Religion, Gesetzgebung und Gesittung jedes Volkes. Da nun auch das Formelle aller Sprachen im Wesentlichen gleich sein, und stets den allgemeinen Zweck des Verständnisses erreichen muss, so hat ganz besonders zugleich der Laut, als der eigentliche Träger des Empfindens und Denkens, jene Mannigfaltigkeit im Reiche der Sprachen erzeugt. Hierbei kommt Alles auf die Kraft an, mit welcher der angeborne Sprachsinn oder das Sprachvermögen auf die Lautentwicklung einwirkt, so dass dieselbe in den verschiedenartigsten Schattirungen, ja in den feinsten Nüancen zu vollem, klarem Ausdruck der Darstellung des Gedankens gelangt. Der Laut hängt sodann wiederum von der Beschaffenheit der Sprachwerkzeuge selbst ab, welche vor Allem das Alphabet, die Grundlage aller Sprache, bilden; denn der Schöpfer hat den Geist, d. i. die Kraft zu denken; er hat jene Sprechorgane, d. i. das Vermögen, sich lautlich mitzutheilen, als die kostbarste Gabe in den Menschen gelegt: so werden Gedanke und Sprache in ihrer unendlichen Mannigfaltigkeit das heiligste Eigenthum der Völker und sind der entschiedenste Beweis für die wunderbare Natureinrichtung, welche dieselben befähigt, sich in der vielfältigsten Weise gegenseitig mitzutheilen, und

so zu freier geistiger Bildung bis zur Humanität zu gelangen, wie diese sich vornehmlich aus dem Christenthume, welches die Menschen aller Sprachen und Klimate als gleichberechtigte Wesen, als Brüder betrachtet, entwickelt hat and allein entwickeln konnte. Hierin haben wir die eigentliche Quelle derselben zu suchen, sowie denn auch der Stifter desselben der vollendetste Träger des Humanitätsgedankens war. Bezweckt doch das wahre Christenthum im Allgemeinen die gesunde Entwicklung aller geistigen und gemüthlichen Fähigkeiten des Menschen.

Die Gesammtheit der Sprachen wird von einigen Sprachgelehrten auf 2,000, von andern auf 3,000 mit Inbegriff der Dialekte angegeben, dagegen Adriano Balbi, gest. als Mitglied der Wiener Akademie der Wissenschaften 1848 zu Venedig, bekannt durch seine geograph. und statist. Arbeiten 857 Sprachen annimmt, wobei die Dialekte ausgeschlossen bleiben. Wie sich nun die Sprachen aus mehreren Ur- oder Stammidiomen, ähnlich einem Strome in zahlreichen Dialekten bis zu einer so grossen Mannigfaltigkeit entwickelnd vermehrten, und zwar ein jeder in der ihm eigenthümlichen Färbung, welche er besass, als er sich vom Hauptstamme trennte, so können sich die Sprachen auch vermindern, wie man dies vorzüglich in Amerika wahrnimmt, wo ein Indianeridion nach dem andern verschwindet, und so bei andern Völkern, die bereits vom Weltschauplatze abgetreten sind, oder immer mehr staatlich und volksthümlich in Folge politischer Ereignisse verfallen. Dagegen kann sich eine durchweg neue Sprache nicht bilden, weil seit der sprachlichen Urschöpfung keine neue Wurzel entstanden ist.

Man hat vielleicht nicht mit Unrecht behauptet, dass die Erscheinung der Sprachverminderung wesentlich dazu beitrage, die Menschheit unter sich zu versöhnen und dieselbe, ob auch langsam, einer Menschheiteinigung näher zu führen. Von den modernen Cultursprachen sprechen auf der Erde überhaupt ungefähr 90 Millionen Menschen das Spanische, 70 Millionen das Deutsche, 50 Millionen das Englische nur 45 Millionen das Französische und 65—70 Millionen die slavischen Sprachen. Sollte sich immer mehr bestätigen, dass die Japanesen bei

ihrem raschen Fortschritt in europäischer Cultur, ihre unpraktische Sprache mit der englischen vertauschen werden, so würde sich letztere um 40 bis 50 Millionen vermehren. Findet doch in keinem andern Lande A s i e n s e u r o p ä i s c h e Bildung so ungewöhnliche Anerkennung und Aufnahme als in J a p a n , wo die Jahrhunderte lang festgehaltene Abgeschlossenheit aufgegeben ist, darum jetzt zahlreiche E u r o p ä e r nach jenem Lande übersiedeln, und umgekehrt J a p a n e s e n nach Europa kommen, um daselbst zu studiren und europäische Wissenschaft nach ihrem Vaterlande zurückzubringen.

Es war keine leichte Arbeit für die Sprachgelehrten, eine so grosse Anzahl Sprachen in bestimmte, ihrem innern Bau entsprechende Classen zu bringen. So lange die Sprachstudien sich auf die griechische, lateinische und hebräische Sprache beschränkten, genügte die einfache Eintheilung in heilige und profane, in classische und orientalische Sprachen. Bei dem gewaltigen Fortschritt der Sprachwissenschaft jedoch, beruhigten sich die Gelehrten nicht mehr bei einer allgemeinen Sprachverwandtschaft, sondern richteten ihr Augenmerk auf den innern grammatischen Bau der Idiome, und suchten die so überreiche Sprachenwelt, welche nur der äusserlich sichtbare Ausdruck und der treueste Spiegel des Bewusstseins der denkenden Menschheit ist, in eine gewisse R a n g o r d n u n g zu bringen, dieselben m o r p h o l o g i s c h , d. i. ihrer F o r m b i l d u n g nach, zu classificiren.

Wir übergehen die verschiedenen derartigen Versuche der Gelehrten, wie deren Friedrich und Wilhelm von Schlegel, Franz Bopp, Pott u. A. angestellt haben, und führen nur den neuesten von Max Müller an, welchem wir auch der Hauptsache nach folgen werden. Er nimmt, wie die meisten vorgenannten Gelehrten, drei Gattungen oder Stufen in dem allmäligen Entwicklungsgange der Sprachen an. Die erste Stufe nennt er die r a d i c a l e , bei welcher eine Wurzel und ein Wort formal nicht zu unterscheiden ist, und jede Wurzel ihre Selbständigkeit behauptet. Diese Stufe oder Classe umfasst die e i n s y l b i g e n oder i s o l i r e n d e n Sprachen. Die z w e i t e Stufe ist die

terminationale oder die Stufe der Endungen, in welcher zwei oder mehrere Wurzeln so aneinandergesetzt werden, oder gleichsam verwachsen sind, um ein Wort zu bilden, dass, während die Eine ihre radicale Selbständigkeit behauptet, die Andere zu einer blossen Endung herabsinkt und unselbständig wird. Man nennt diese Classe auch die agglutinative oder agglutinirende (von gluten, Leim) oder auch anbauende. Die dritte Stufe, auf welcher die Wurzeln so innig mit einander verschlungen sind, dass keine ihre Selbständigkeit behaupten konnte, heisst die flexionale oder declinirende. Erst in den flectirenden Sprachen bringt sich die beim Denken stattfindende Verschmelzung des Angesehenen und lautlich Aufgefassten dadurch zu plastischem Ausdruck und vollster Geltung, dass sämtliche Hauptredetheile mittelst besonderer Lautendungen nach Zeit- und andern Verhältnissformen begreiflich angedeutet werden. Erst auf dieser letzten Stufe erreicht die Sprache ihre höchste Be-
deutsamkeit, indem mittelst der Flexionsänderungen die grösste Satzfreiheit entstand, und die feinsten Stimmungen des Denkens und Empfindens zum vollsten Ausdruck gelangen konnten. Vornehmlich ist es der Buchstabenschrift, und im weitem Fortschritt des Bildungsganges der Buchdruckerkunst zu danken, dass Alles, was der Menschengeist in sich abspiegelnd redend und dichtend schuf, den fernsten Nachkommen überliefert werden konnte, und so die unversiegbare Quelle wurde, aus der alle Völker der Erde ihre geistigen Schätze schöpfen sollten.

I.

Die radicale Stufe, welche die einsylbigen oder isolirenden Sprachen umfasst.

Diese Sprachen sind in Hinterindien, dem Theile Indiens, der sich jenseits des Ganges erstreckt, entstanden, daher als hinterasiatischer Sprachstamm bezeichnet; sie heissen auch die indochinesischen Idiome, wie das Bramanische, das Siamesische oder die Thaisprache, das Annamitische, das Cochinchinesische, das Tibetanische u. A. sind alle, mehr oder weniger, die unentwickeltsten, formlosesten der Menschheit; darum sie nicht unpassend mit den Pilsen und Algen im Pflanzenreiche verglichen worden sind.

Unter den gesammten Sprachen der obengenannten Stufe, erhebt sich das Chinesische als weltgeschichtlich. Die Chinesen, das Gipfelvolk der mongolischen Race, nennen ihr Vaterland «Tschung-kur», d. h. Reich der Mitte, und die Mandschus sind das jetzt herrschende Volk, zu dem auch die kaiserliche Familie gehört. Wir müssen hier sogleich eines ausgezeichneten Sprachforschers gedenken, Leopolds von der Gabelentz, geb. 1807 zu Altenburg, einer überhaupt hervorragenden Persönlichkeit. Er entwickelte in seinen «Eléments de la grammaire mandchoue», Altenb. 1833, die Mandchusprache nach ihrer ganzen Individualität in concisen Regeln. Einige interessante Aufsätze über das Mongolische lieferte er in der von ihm mitgegründeten Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes 1837. Auch veröffentlichte er, indem er sich den Sprachen des finnischen Sprachstammes zuwandte, eine «Grammatik der mordwinischen Sprache» in der erwähnten Zeitschrift (Bd. 2, die «Grundzüge der syrischen Grammatik», Altenb. 1841), sowie eine Abhandlung «Ueber die samojedische Sprache» in der «Zeitschrift der deutschen morgenländ. Gesellschaft» (Bd. 5, Leipzig 1850). Es ist unbezweifelt eine der seitsamsten Er-

scheinungen in dem geistigen Entwicklungsgange des Menschengeschlechtes, dass ein Volk, eines der ältesten und zahlreichsten von über 400 Millionen, mittelst einer Sprache, die ohne alle Unterscheidung von Redetheilen ist, zu so hoher staatlicher und literarischer Bedeutung gelangen konnte, Dieses Sprachräthsel findet darin einige Erklärung, dass das chinesische Volk mehr, als irgend ein anderes, befähigt war, sich durch das in die Sinne Fallende, meist durch das praktisch Verständige geistig zu bilden, wir legen demselben daher bereits die Uridee des Praktischen. des im Leben wesentlich Nützlichen, bei.

Die erste und nähere Bekanntschaft mit China verdanken wir den Reisebeschreibungen des berühmten Venetianers Marco Polo, der dasselbe im 13. Jahrh. besuchte, sowie dem englischen Reisenden John von Mandeville im 14. Jahrh. Ein unmittelbarer Verkehr aber zwischen China und Europa begann nicht eher, als seit dem Aufschwunge der europäischen Schifffahrt am Ende des 15. und zu Anfang des 16. Jahrhunderts.

Ursprünglich war das Chinesische eine reine Bildersprache, welche erst später neben derselben den Laut angenommen. Trägt sie doch jetzt noch die Spuren eines hohen Alters und einer Ursprache an sich. Als Ton- oder Lautsprache hat sie ungefähr 450 bis 500 Sprachelemente, die sich aus ihrer Wurzelhaftigkeit noch nicht zum Worte herausgebildet haben, und sich mittelst einer gesangartigen Accentuation oder Betonung bis auf 8,000 Bedeutungen steigern, eine Erscheinung, welche in dem feinen Gehörsinn des Mongolen überhaupt begründet ist. Jene einfachen Wurzelwörter stellen den ganzen Gedanken- und Empfindungsschatz des chinesischen Volkes dar. Die Zahl der gleichlautenden, aber dem Sinn nach verschiedenen Wörter ist sehr gross. So bedeutet z. B. î, eins, auch stark, Ruhe, Ende, Brust etc. Was zwar die Einsylbigkeit der chinesischen Sprache anlangt, so sind nicht alle Wörter nach Angabe der gründlichen Kenner Abel Rémusat und Davis einsylbig, sondern auch zweisylbig, wie thian, der Himmel, kieu, neun; es finden sich sogar zusammengesetzte Ausdrücke, wie phang-hoang, furchtsam, ling-ting, getäuscht, pe-ting, mässig, welche jedoch nur einfache Begriffe bezeichnen.

Hierin liegt der Unterschied des alt- und neuchinesischen Styls, indem der letztere häufiger zweisylbige Wörter und zusammengesetzte Ausdrücke in Anwendung bringt. Gegen diese Bemerkung spricht sich Wilh. v. Humboldt entschieden dahin aus, dass alle von Rémusat angeführten Beispiele der Mehrsyllbigkeit des Chinesischen auf Zusammensetzung hinauslaufen und kein Zweifel sein könne, dass Zusammensetzung etwas Anderes, als ursprüngliche Einsylbigkeit sei; der chinesischen Sprache widerspreche die Mehrsyllbigkeit förmlich. Diese Sylbenschrift, welche die Chinesen mit einem Pinsel und mit Tusche von oben nach unten schreiben, dient ihnen, um ihre eigenen Worte und die Namen der Gegenstände in fremden Sprachen anzudeuten. Die in Nanking übliche Aussprache gilt als die feinste und richtigste, während die in Peking infolge der Anwesenheit von Mandschutataren etwas entstellt sein soll.

Da es im Chinesischen keine eigentlichen Wortarten gibt, so kommt Alles auf die Stellung der Wörter selbst an. Die Bildung des Satzes beginnt stets mit dem Subject, auf welches das Prädicat (die Aussage) folgt; vor dem Bestimmenden steht das Attribut (Beigelegte); die Vorstellung von einem thätigen Wesen geht dem Gegenstande voraus, worauf sich die Thätigkeit bezieht. So heisst z. B. ta jin (schin) ein grosser Mann; dagegen jin ta, der Mann ist gross. So bedeutet ngò tà ni, ich schlage dich; aber ni tà ngò würde heissen: du schlägst mich. — Der Name für Tag heisst gi-tse, was ursprünglich bedeutet: Sohn der Sonne. Die Worte in folgender Stellung: Mann gross Staat, versteht der Chinese so: «der Mann macht den Staat gross». Infolge dieses ganz eigenthümlichen Gepräges der Satzbildung hat der tiefe Kenner der chinesischen Sprache, Stanislas Julien, das Chinesische nicht eine Sprache der Grammatik und des Gedächtnisses, sondern der Logik (Denklehre) und des Raisonnements (Urtheils) genannt. Da es nämlich in dieser Sprache gar keine Formenbildung gibt, könne man sie auch eine «Sprache der Syntax» nennen.

Es muss nun der mündliche Ausdruck von der Schriftsprache unterschieden werden, die weder Buchstaben noch Sylbenschrift hat, sondern ein blosses System von 80,000,

nach Andern von 90,000 bildlicher Zeichen ist, und mit dem mündlichen Ausdruck nichts zu thun hat. Die vollständigsten Wörterbücher enthalten sogar gegen 100,000 solcher Zeichen. Der erste Verfasser des Wörterbuches «Schue-wen» heisst Hin-schin um 121 n. Chr. Indessen giebt es unter den von den Chinesen aufgeführten 40,000 Charakteren, die ein gebildeter Chinese kennen muss, ungefähr 214 Grundzeichen, welche Schlüssel (pù) genannt werden, und gewissermassen die alphabetische Ordnung unserer Buchstaben vertreten. Der oben- genannte Hin-schin stellt 540 solche Schlüssel auf. Die Kenntniss von 4,000 Zeichen reicht für den gewöhnlichen Verkehr aus; übrigens müssen die Chinesen gewöhnlich schreiben, wenn es sich um schwerere und wissenschaftliche Dinge handelt. Man unterscheidet eine Hof- oder Mandarinsprache und eine gemeine Umgangssprache, die in mehrere Dialekte zerfällt.

Das hier folgende Beispiel, eine von Wilhelm Schott übersetzte Ode aus dem Büche Schiaking zeigt sowohl das Eigenthümliche der Schrift, als auch dar Ausprache:

鮮民之生

sièn mīn tshī sīng

Als dieses, armen Volkes Lebensqual es wäre besser

不 如 死 久

pu s'ū ss'y kī

Ein bald gefundener Tod :

出 則 銜 恤

stch' ütsě hiën siū

Sie gehen aus, den Gram im tiefsten Herzen;

入 則 靡 至

s'l tsě mī tsschí

Sie kehren heim und finden — keinen Trost

Der Anfang des Vaterunsers lautet: tsai thian ngo-teng futsche, ngo-teng yuan örl ming kian tschind, d. h. im bist Himmel unser Vater, welcher, wir wünschen Deinen Namen heilig sein.

Abel Rémusat stellt in seinem »Eléments de la langue Chinoise« die erste Erfindung der chinesischen Schrift auf ein Alter von 4000 Jahren. Die ältesten chinesischen Charaktere waren Zeichen, oder rohe Bilder materieller Gegenstände, wie

上 oben, 下 unten, 一 eins, 二 zwei, ☉ Sonne ☾ Mond, ☉☾ Sonne und Mond, was zugleich Glanz bedeutet, welche denen der heutigen Schrift entsprechen, 日 ji (dsi.) Sonne,

月 (yueï) Mond, 明 (chân) Berg, 山 (ming) Glanz etc. etc. In gleicher Weise bedeutet Wasser und Auge Thränen, und zwei Menschen, die sich einander ansehen, geben den Begriff des Grüssens. Die Bilderschrift ist jeder Provinz verständlich, und selbst Ausländer können dieselbe enträthseln lernen. Uebrigens hat der tönende Charakter der chinesischen Sprache etwas Angenehmes und Gesangreiches, was ihren Dichtern zu statten kommt; und obgleich sie keinen formalen Unterschied der Redetheile, überhaupt keine Grammatik hat, so lässt sich doch jeder Gedanke bis in seine feinsten Beziehungen chinesisch wiedergeben; denn die Syntax ist fein ausgebildet. Wenden wir uns jetzt dem Schriftenthume des chinesischen Volkes zu.

Die Literatur der Chinesen gehört zu den umfangreichsten des Morgenlandes; sie hat aber keine vollendete Ausbildung erreicht, da ihr hervorragende Dichter, Philosophen und

Redner fehlten; wofern sie sich nicht auf dem Gebiet des Praktischen, politischen und bürgerlichen Lebens bewegt, nimmt sie keinen hohen Gedankenaufschwung. Der Bücherdruck ward in China 860 Jahre früher als in Europa erfunden; Holztafel-
druck, der 1205 in Japan eingeführt wurde und sich auch nach Tibet und Hinterindien verbreitete, ist der gewöhnliche. Die Zahl der vorhandenen Bücher ist unberechenbar. Der gedruckte Katalog der Bibliothek des Kaisers Kienlong besteht aus 122 Bänden, und eine Auswahl der classischen Literatur Chinas, mit Commentaren und Scholien, die auf Befehl desselben Kaisers veranstaltet wurde, sollte 163,000 Bände umfassen, von welchen bis 1818 wirklich 78,731 erschienen waren. Vor Allem hatte Kong-fu-tse, latinisirt Konfucius auch Kongtse, d. i. ehrwürdiger Lehrer, (Konfucius, der Weise genannt), nach der Mitte des 6. Jahrhunderts v. Chr. den grössten Einfluss als Gesetzgeber, Reformator der chinesischen Sitte bis auf die Jetztzeit.* Die von dem Volke heilig gehaltenen Kings, d. h. Bücher, sind die wichtigsten Schriften. Konfucius nämlich und seine Schüler, deren er an 3000 gehabt haben soll, sammelten die ältesten Volksüberlieferungen und nahm das, was ihm als aufbewahrungswerth schien, in die Kings auf, welche sind: 1. der Y-king, Buch der Verwandlungen, welcher dunkle, später moralisch ausgelegte Andeutungen über Entstehung und Wesen der Natur enthält; 2. das Schu-king, die classischen Annalen, das älteste Denkmal aus den Zeiten der drei ersten Dynastien vor 2207—1767 v. Chr., und zugleich als Reichsgeschichte die Hauptgrundlage des chinesischen Staates. Ferner: 3. das Schi-king, das nationale Liederbuch, enthält 3000 Gesänge, deren älteste bis in das 14. Jahrhundert v. Chr. hinauf, die jüngsten dagegen, später dazugekommen, in das 7. Jahrhundert herabreichen, von

* Er war der Sohn des Gouverneurs von Tseu im Königreich Lu, von hoher, edler Gestalt, breiter, gewölbter Brust und starken Schultern. Die Farbe seines Gesichts war bräunlich. Er hatte grosse, feurige Augen, eine etwas breite Nase, hohe Stirn und einen starken herabfliessenden Bart. In seinem Wandel spiegelte sich jede Tugend, wozu seine kräftigen Reden ermunterten, und er selbst blieb Denen, die ihn zu schützen wussten, ein leuchtendes, aber nie ganz erreichtes Vorbild.

welchen aber Konfucius nur 305 in seine Sammlung aufgenommen hat. Indess hat sich die Lyrik nicht bis zur Epik und Dramatik zu entwickeln vermocht. Die Dichter des Liederbuchs scheinen mehr von dem natürlichen Wohllaut ihrer Sprache, als von festen poetischen Regeln geleitet worden zu sein.

Gegen Ende des 5. Kapitels des ersten Theils der Annalen, kommen folgende Lieder vor, die dem Kaiser Schun beigelegt werden:

Lai tièn tschy míng,
Weí schi
Weí kí.

Kù ton titsai
Yuen schí kí tsai
Pè kong hi tsai

Gehorche dem Befehl des Himmels.
Nimm wahr die Zeit.
Nimm wahr die Gelegenheit.

Wenn Füß' und Arm' wohlauf,
Das Haupt sich dann hebt auf,
Und Alles beim Geschäft ist gut auf.

Der alte Weise Kao - yao antwortet dem Kaiser Schun mit zwei Gedichten, die zur allegorischen Classe gehören:

Yuen scho míng tsai!
Kù tong lang tsai
Schù soè káng tsai
Yuen scho tong tsô tsai
Kù hong tò tsai
Wen ssé hi èi tsai.

Ist das Haupt einsichtsvoll, ja!
Fuss und Arm sind trefflich, ja!
Jedes Werk geht herrlich, ja!
Ist das Haupt verwirrt, ja!
Faul werden die Glieder, ja!
Schlecht geht die Arbeit, ja!

4. Das Liki enthält heilige Gebräuche und bürgerliche Sitten; es ist eine vollständige Anweisung zu schicklichem und anständigem Leben, gibt Vorschriften über das gegenseitige Betragen der Eltern und Kinder, der Geschwister, anderer Verwandten und Freunde. Diesen Kings stehen an Werth zunächst die vier Bücher Se-schu, welche von Konfucius und seinen Schülern verfasst und philosophischen Inhalts sind. Ausserdem besitzen die Chinesen weitläufige encyclopädische Werke, viele Schriften über einzelne Wissenschaften, grosse geographische- und Geschichtswerke, sowie viele Romane, die eine sehr treue und anschauliche Schilderung der ganzen Gefühls-, Denk- und Handlungsweise sowie der Sitten des Volkes geben.

Die Blüthe der neueren Dichtung fällt in die Zeit von

626 und 906 unsrer Zeitrechnung, und ihre Hauptträger sind Tu-fu und Li-thaipe, beide im 8. Jahrhundert. Aeusserst sinnreich sind folgende Lieder:

M a h n u n g.

Bedenke, was der Himmel hat
Geordnet, kann der Himmel ändern,
Der Himmel ändert seinen Rath
Auch über Königen und Ländern.
Der Himmel schaut in deinen Sinn,
Sein Weg ist über deinen Wegen;
Wohin Du gehst, da geht er hin
Und tritt Dir überall entgegen.
D'rum lass nicht Deines Herzenslust
Dich lenken ab von seinem Lichte
Und wiss' in Allem was Du thust,
Du thust's vor seinem Angesichte.

T r i n k l i e d.

Der Wein, den uns die Gottheit gab,
Ein guter Heiltrank ist's fürwahr.
Wie Honig ist er lieblich süß!
So trinkt ihn denn im Bruderkreis.
Im Uebermasse des Genusses
Umfängt gar leicht der Wahnsinn Dich.
Doch wer geniesst mit Mässigung,
Der wird ergriffen von Entzücken.
Gesundheit --- jubelt — Stärke, Tugend,
Ein seltner Fall, hat uns vereint.
Das milde Süß der Milch geniesset!
Das Brudermahl erfreu' das Herz.

Schliesslich lassen wir noch einige Aussprüche des weisen Konfucius folgen, welche unverkennbar echt christliches Gepräge an sich tragen:

Wollen wir Gott gefallen, so müssen wir ihn erkennen, und wenngleich unbegreiflich, in seinen Werken verehren. — Nur Vernunftleugnung glaubt, dass Alles von selbst entstanden ist. — Bloss Fertigkeit in der Tugend lehrt Gott erkennen. — Die Weisheit bringt Freude, klar wie ein reiner Quell; die Tugend bringt Seeligkeit, fest wie ein Gebirge. — Wenn ich am Morgen Weisheit lerne, und schon am Abend stirbe, so kann ich mich glücklich preisen. — Des Weisen Benehmen ist immer werthtätige, niemals rastende Menschenliebe. — Der Weise

fühlt keinen Zweifel, der vollkommen Tugendhafte kein Seelenleiden, der wahrhaft Muthige keine Furcht. — Wir sind da zum Thätigen, Nützlichen, Guten. Wir sind nicht für so kurzes Dasein, ehe wir uns selbst kennen, geschaffen. — Der Lehrer soll nicht nur unterrichten, sondern vor Allem Erzieher sein. — Musik, der beste Sittenverbesserer zur Blüthe des Staates. Alle Dichter nennen sie Echo der Weisheit, Mutter der Tugend, Kunde des himmlischen Willens. Ihr Zweck ist, den Schanty (Herrn des Himmels) sicher kennen zu lehren, die Menschen zu ihm zu führen. — Die Ehe ist ein bürgerlicher Vertrag und soll Ordnung und Sitte aufrecht erhalten. — Ein Weib mit Verstand ist ein gefundener Schatz, um mit ihm das Leben und seine Reize zu schmücken. — Die Frauen haben oft scharfe Gaben; hüte dich, dass sie deine schwache Seite nicht entdecken. — Erste Regel der Weisheit ist: Thue nie Andern, was wir nicht wollten, dass sie uns thäten. — Veredle dich, dann wirst du leicht deine Familie, das Reich, die ganze Welt veredlen.

Kein Zeitgenosse ist würdiger, dem Konfucius zur Seite zu stehen, als Laot-se, der älteste Philosoph Chinas. Gestand doch Ersterer selbst, dass er diesem speculativ religiösen Denker weit nachstehe. Leider verbreiteten sich seine vortrefflichen philosophischen Lehren nicht allgemein in seinem Geburtslande, wahrscheinlich darum, weil der grosse Denker nicht wie Konfucius zahlreiche Schüler um sich versammelte und viele Bücher schrieb. Sein berühmtes Werk «Taote-King», d. i. das Buch über die Kraft und die Wirkung, welches aus zwei Theilen besteht gehört zu den schwierigsten Erzeugnissen der chinesischen Literatur. Stanislas Julien hat den Versuch einer Uebersetzung gemacht in «Livre de la voie et de la vertu» (Paris 1842). Eine andere Schrift des Laot-se hat Neumann unter dem Titel herausgegeben: «Lehrsaal des Mittelreichs» (München 1836) mit deutscher Uebersetzung, die aber zu einer vollständigen Erkenntniss der Religionsphilosophie des Laot-se, d. i. der Geistesjünger, wie die Anhänger desselben gewöhnlich heissen, nicht ausreicht. Das erstgenannte Werk verfasste Laot-se nur auf Veranlassung eines seiner Freunde. Das Tao nämlich ist ihm die schaffende

Urkraft, welche deshalb diesen Namen erhält, und aussprechbar, fasslich und begreiflich wird. «Tao erzeugt alle Dinge, sein Wesen erhält sie, seine Kraft vollendet sie.» Alles Erschaffene kehrt aber zu Tao als ihrer Urquelle zurück, ohne dass jedoch bei der Rückkehr der Menschegeist in die Weltseele übergeht, sondern vielmehr zu dem Zustande der Kindschaft Tao's gelangt. Demnach kann der Tod dem mit Ewigkeit bekleideten Menschen Nichts anhaben. Als Ideal der Sittlichkeit stellte Laot-se das Theilhaftige und Einswerden des Menschen mit Tao auf. Der Mensch erreicht dieses Ideal, wenn er sich von der Sinnlichkeit zurückhält und Tao in seinem Wesen und Wirken ähnlich wird. Er fordert gleichwie die Bibel, dem Feinde mit Wohlthun zu vergelten. Den Staat betrachtet er als ein Geistesgefäß, «er kann nicht gemacht werden; der Macher zerstört es, der Nehmer verliert es.» Das Regieren ist eine sittliche Thätigkeit, der Regent soll durch die ruhige Macht seines Vorbildes wirken. «Wo Waffen klirren», sagt er, «da gehen Dornen und Disteln auf, wer Tao hat, der führt sie nicht, er nimmt sie nur gezwungen, und siegt er, so triumphirt er nicht.» Folgendes eigenthümliche chinesische Sprichwort finde hier noch einen Platz: Wenn die Säbel rostig, die Grabscheite glänzen, wenn Kerker leer und die Speicher voll, wenn die Kirchenstufen kothig und die Gerichtshöfe mit Gras bewachsen sind, wenn die Aerzte zu Fuss gehen, und die Fleischer zu Pferde sitzen, dann kann man sagen: Der Staat ist gut daran.

Professor Steinthal legt den chinesischen Poesien einen höhern Werth bei, «als sämmtlichen Pyramiden, Obelisken und Labyrinth Aegyptens, welche, wie er sich ausspricht, — verglichen mit den Werken moderner Industrie — ein Lächeln, betrachtet als Denkmale grausamer Slaverie, Schauer erregen.» Auch lernen wir fürwahr die hohe Bedeutung der chinesischen Literatur infolge der Bemühungen so namhafter Gelehrten, wie Professor Schott in Berlin, Stanislas Julien und dessen Schüler Bajin in Paris, immer mehr schätzen.

Noch bemerken wir in Bezug auf die radicale Sprachstufe, dass die Stimmenmodulationen sich im Annamitischen, einem Dialekte des Chinesischen, ebenso im Cochinchin-

nesischen, Siamesischen und Barmenischen bis in's Wunderbare steigern. Die ältesten Missionäre stellen das Annamitische als vom Chinesischen gänzlich verschieden dar. Einer von ihnen sagt: «Als ich nach Cochinchina kam und die Eingebornen, besonders die Weiber sprechen hörte, so glaubte ich Vögelgeschwitscher zu hören, und ich gab alle Hoffnung auf, eine solche Sprache jemals zu lernen. Alle Wörter sind einsylbig, und die Leute unterscheiden ihre Bedeutung nur mittelst der verschiedenen, bei der Aussprache darauf gelegte Accente. So bedeutet z. B. die Sylbe daï der Verschiedenheit der Betonung zufolge 23 völlig verschiedene Dinge, so dass die Leute nie sprechen ohne zu singen.» Das Singalesische auf der Insel Ceylon kennzeichnet sich durch ganz seltsam originelle Schriftzüge.

II.

Die Sprachen der zweiten Stufe höherer Entwicklung, auf welcher zwei oder mehrere Wurzeln zusammenwachsen, daher agglutinirende, zusammenfügende oder anbauende genannt.

Mit dieser Sprachklasse treten wir in die volle Mitte der sogenannten Natur- oder Nomadenvölker, welche, im Gegensatz zu den Semiten und Ariern, auch Turanier, und ihre Sprachen turanische genannt werden. Wir verstehen im Allgemeinen die Völker darunter, welche auf den niedrigsten Stufen menschlicher Bildung verharren, nämlich auf denen des Jäger-, Fischer- und Hirtenlebens. Die Griechen und Römer fassten sie unter den Begriff Scythen zusammen. Unter diesen turanischen Nomaden hat sich niemals ein poli-

tischer, socialer und literarischer Grundcharakter gebildet; denn ungeachtet mehrfacher äusserer Anregung und Berührung mit Culturvölkern, blieben sie mehr oder weniger bildungslos und drücken ihr dürftiges Denken, Empfinden und Wollen mittelst unvollkommener Sprachen aus, die bei alledem oft vokalreich und wohlklingend sind. Doch lässt sich auch unter ihnen eine Stufenleiter geistigen Lebens nicht verkennen, wenn wir absehen von den untersten Gattungen der Nomadenvölker, wie den Polarbewohnern oder den wilden Jägern der afrikanischen Wüste, welche noch nicht einmal auf die Stufe des Hirtenlebens gelangt sind, und Spuren grösster Rohheit, selbst von Menschenfresserei zeigen, und im Gegentheil die Mongolen, Tungusen, Finnen u. a. betrachten, welche zwar auch keine hervorragende Rolle auf dem Gebiete der Culturgeschichte der Menschheit gespielt haben.

Indess regen sich selbst in den rohesten Völkern dunkle Gefühle von etwas Höherem, und Lust zum Gesange nach verschiedenen Aeusserungen hin. So hoffen die Grönländer wie die Kamtschadalen auf ein ewiges Leben, welches besser als das irdische Trost und Vergeltung für manches Elend bieten werde. Bei den Indianern Nordamerikas sind die Erzähler schöner Geschichten beliebt; auch verstehen sie mittelst ihrer Bilderschrift das Wesentliche und Nothwendige für ihren Gesichtskreis verständlich zu machen. Die Wilden Neuhollands sind aufgeweckter und regsamer, als die schweisamen Indianer. Den Tanz, ihre Lieblingsbelustigung, begleiten sie mit einem monotonen Gesange, indem sie tactmässig Stöcke aneinander schlagen; auch singen sie kurze Strophen von Liebe, Krieg und Jagd. Die Sagen der Mongolen, welche sich nicht mehr wie andere Nomadenvölker tätowiren, weisen darauf hin, dass Dschingis-Chan, der sie in die Weltgeschichte eingeführt und zu einem Eroberungsvolke gemacht, den lichten hellblonden Indogermanen verwandt oder entstammt sei. Es sind die furchtbaren Kämpfe jenes Eroberers und des frühern Hunnenfürsten Attila, die sich bekanntlich als Geisseln Gottes zur Züchtigung der Welt betrachteten, mit

denen der Titanen als ein Anstürmen der rohen Naturwelt bezeichnet worden.

Das Charakteristische der agglutinativen oder turanischen Sprachklasse zeigt sich in einem losen Anhängen der Biegungslaute an die Bedeutungs-laute, wie z. B. *vár-nt-andot-tok*, ihr werdet erwartet worden sein. Diese Anbildungen gewähren einen aussergewöhnlichen Formenreichtum, wie Schleicher dies in «Die Sprachen Europas 70 bis 75» am türkischen Verbum mit seinen 49 Infinitiven eines und desselben Verbum «lieben» nachgewiesen hat; sie würden das Ideal der Sprache darstellen, wären sie nicht gar zu mechanischer, grob sinnlicher Natur und von ungünstiger Rückwirkung auf den Geist, den sie zum Denken eben nicht anregen. Die hierher gehörigen Sprachen verrathen ein Streben nach Wort-einheit und nach Zusammenfügung, wie sich dies vorzüglich in den Ursprachen Amerikas kundgiebt. In der mexikanischen Sprache, um nur ein Beispiel zu erwähnen, wird der Satz: „*ninakaqua*“ also ausgedrückt: *ni*, ich, *naka*, Fleisch, *qua*, essen“, der dann oft so gewaltig anschwillt, dass schon John Eliot, der Apostel der Indianer, vor länger als 150 Jahren sagen konnte, die Indianer lieben viel zu sagen mit wenig Worten. W. v. Humboldt hat daher das Mexikanische einverleibend genannt. Während das Chinesische die Theile der Rede nebeneinander setzt, verschmelzen die turanischen Sprachen dieselben innig. «Der Unterschied zwischen einer arischen und turanischen Sprache», sagt Max Müller, «ist mit dem zwischen gutem und schlechtem Mosaik zu vergleichen. Die arischen Wörter scheinen aus einem Stück gearbeitet zu sein, die turanischen dagegen zeigen ganz deutlich die Fugen und Ritzen, wo die kleinen Steine zusammengekittet sind.» Die Zahl unregelmässiger Formen ist verhältnissmässig sehr gering in allen agglutinativen Sprachen. Ein Turanier behält sozusagen seine Sprache und Grammatik im Bewusstsein.

1. Die japanesische Sprache.

Ehe wir zu den turanischen Sprachen selbst übergehen, wenden wir uns zuvor der Sprache der Japanesen zu. Dieses Volk gehört unverkennbar wie die Chinesen zu dem mongolischen Volksstamme. Japan in ihrer Sprache Nippon, ist eine Inselgruppe an der Ostspitze Asiens mit 40 Millionen Einwohnern. Durch das Meer von der übrigen Welt abgeschlossen, bildeten sie sich als eine selbstständige Nation, welche in dem Rufe der gesittetsten in Asien, zugleich aber auch der stolzesten und tapfersten steht. Ihre erste Kultur, Religion und Literatur, sollen sie von den Chinesen über Koorai her erhalten haben. Im 16. Jahrhundert bekamen die Portugiesen im ganzen Reiche freien Zutritt, und der Jesuit Xaver verbreitete den christlichen Glauben. Später erfolgten schwere Verfolgungen der Christen, welche hauptsächlich den Ausschreitungen und politischen Uebergriffen jesuitischer Missionäre zugeschrieben werden müssen. In neuerer und neuester Zeit gewinnen die Japaner ganz besonders unser Interesse durch ihr unbegrenztes Streben, europäische Cultur und Sprache, wie wir schon früher hervorgehoben haben, in ihrem Lande einzuführen, das Streben, das selbst ihr Herrscher, der Mikado, unterstützt. Ihre Sprache ist eine vielsylbige und, ihrem Wurzelbestand nach, mit der chinesischen verwandt, im grammatischen Baue dagegen dem Tatarischen ähnlich. Die vielen aus dem Chinesischen in ihre Sprache aufgenommenen Wörter und Ausdrücke, welche sie etwas abweichend aussprechen, nennen sie Koye, im Gegensatz zu den echt japanischen Wörtern, welche Yomi heissen; übrigens ist das Japanische wohlklingender, als das Chinesische. Die ältere, reinere japanische Mundart, Jamâto-Sprache genannt, wird bei den Geschichtschreibern und Dichtern, auf dem Theater und am Hofe des geistlichen Oberhauptes, des Dairi, gefunden. Seit dem dritten Jahrhundert ist auch die chinesische Schrift in Japan eingeführt worden, welche sich jedoch zum Ausdruck des eigentlichen Japanischen keineswegs eignet. Darum strebte man nach

einer selbsteigenen Schrift, und so erfand Kobodaisi zu Anfang des 8. Jahrhunderts eine aus der chinesischen Cursivschrift entlehnte Sylbenschrift, unter dem Namen Tiro-Kana, welche 47 verschiedene Sylben ausdrückt, aber infolge vieler Willkürlichkeiten und Zusammenziehungen äusserst schwer zu lesen ist. In japanischen Büchern, die mit hölzernen Tafeln gedruckt sind, kommt sie mit wirklich chinesischen Zeichen vermischt vor, die ihre Bedeutung theils beibehalten, theils nur als phonetische Zeichen gebraucht werden. Fast um dieselbe Zeit erfand ein gewisser Kibiko noch eine andere Schriftart, Kata-Kana genannt, welche gleichfalls 47 Sylben enthält, aber aus einfachen Zeichen besteht, welcher man sich zu Randglossen bedient.

Was die Grammatik anlangt, so sind die Nomina noch flexionslos; die Casus werden durch hinten angehängte Partikeln bezeichnet. Auch giebt es noch keine Relative und das Verbum hat noch keine Form für Person und Zahl, so dass die Satzlehre auf der Stellung der Wörter, ähnlich wie im Chinesischen, beruht, wie: Kita hito heisst der Mensch, welcher gekommen ist, dagegen Hito kita, der Mensch ist gekommen. Abel Rémusat hat die beste Grammatik geliefert, und Klop Roth ein Werk in französischer Sprache: Ueber die verschiedenen Schriftarten der Japaner, Paris 1829.

Seitdem im 3. Jahrhundert v. Chr. die Werke des Confucius aus China in Japan eingeführt wurden, und die buddhistische Religion um die Mitte des 6. Jahrhunderts v. Chr. Eingang gefunden hatte, ward das Studium der chinesischen Sprache und Schrift allgemein. Selbst in japanischen Schriftwerken hat sich die einheimische Sprache mit vielen chinesischen Wörtern und Redensarten untermischt. Die Werke der japanischen Literatur, die in allen Fächern sehr reich ist, sind in Europa noch wenig bekannt. Ihre wissenschaftlichen Schriften sind meist in chinesischer Sprache, ähnlich wie bei uns in lateinischer. Zahlreich sind die philosophischen und Religionsschriften nach dem System des Confucius. Die christliche Literatur ist nicht bedeutend. Das Neue Testament soll schon im 17. Jahrhundert japanisch vorhanden gewesen sein. Die Werke der poetischen Literatur bestehen meist aus Liedern, welche der lyrischen

und beschreibenden Gattung angehören, und Romanen; auch viele Kriegslieder besitzen die Japanesen. Ihre epische Dichtung bewegt sich in den Götter- und Heldengeschichten; darum auch Liebesabenteuer von Göttern und Heroen der Inhalt der dramatischen Poesie sind, welche, ähnlich wie in China, von maskirten Schauspielern, unter seltsam und mühsam einstudirten Verdrehungen des Körpers, dem Volk vorgeführt werden. Grosses Verdienst um die Kenntniss der japanischen Literatur haben sich Franz v. Siebold und Hoffmann durch ihre *Bibliotheca japonica* erworben. Jener, als Erforscher Japans bekannt, wohin er 1859 eine zweite Reise unternahm, ist 1866 gestorben.

2. Der mongolisch-tatarische Sprachstamm.

Zu diesem Sprachstamme, der geographisch auch der altai-uralische genannt wird, gehören die Sprachen der tungusischen Völker in der Mandschurei und in Sibirien, vornehmlich der Mandschuren, welche seit 1644 China beherrschen, der Mongolen, ferner der verschiedenen türkischen Völkerschaften von Tomsk und Jeniseisk in Sibirien bis zum adriatischen Meere, sodann der tschudischen oder ugrischen Völker, zu welchen die Tataren zwischen der Wolga und dem Ural zu rechnen sind, deren Namen bald der Schrecken von Asien und Europa wurde, endlich die Sprachen der Finnen und Lappen, sowie auch der Magyaren in Ungarn. Die Tungusen, sowie auch die östlichen Türken sind mongolischer, die westlichen Türken, die Finnen und Magyaren, dagegen kaukasischer Abkunft. Der bereits mehrfach angeführte Sprachforscher Schott hat nachgewiesen, dass dieser gewaltige Sprachstamm genannter Völker zusammengehört. Aus einer genauen Untersuchung hat sich ergeben, dass

diese Sprachen ihrem innern Baue nach verschieden sind, daher Sprachstamm und Sprachclasse nicht immer als gleichartig gelten können. Charakteristisch erscheint an ihnen, dass sie keine Präpositionen (Vorsatzsyblen), sondern nur Postpositionen (Nachsatzsyblen) haben können, indem in diesem gesammten Sprachstamme das regierte Wort dem regierenden vorausgeht, das Object dem Verbum etc. Der ganze tatarische Sprachstamm zerfällt in zwei wesentlich gesonderte Abtheilungen, die östliche oder altaische, d. i. das Tungusische, wovon das Mandschu nur ein Dialect ist, und unter den bis jetzt bekannten Sprachen dieses Stammes am tiefsten steht, und die westliche oder altaische, auch europäische genannt, weil diese Sprachen, wie die finnische, magyarische u. a. mit den indogermanischen verwandt sind. Die Finnen nämlich, deren Zahl etwas über 1½ Million geschätzt wird, sind der am weitesten vorgeschrittene und gebildetste Zweig ihrer ganzen Völkerfamilie. Das Tungusische, Mongolische, Türkische und Finnische sind die vier Hauptclassen der turanischen Familie. Die erstgenannte steht am tiefsten, indem im Sprachbaue jede architektonische Ordnung fehlt. Der tschudische Zweig von Chud (Tschud), die ursprünglich russische Bezeichnung der finnischen Volksstämme im Nordosten Russlands, begreift das Finnische an den Ostseeküsten. Dialektische Abarten des Finnischen sind das Karolische und Tavastische. Das Tungusische ist die einzige dieser Sprachen, welche den europäischen Boden nicht berührt hat. Auch sind die dunkelfarbigen Tungusen, Kamtschadalen und Samojeden mit dicken Köpfen und kurzen Hälsen die hässlichsten Völker Asiens; sie bilden, durch die Uralvölker und die Lappen und Finnen Europas, einen allmäligen Uebergang zu den tatarisch kaukasischen Völkern, wo sich die schroffen Unterschiede fast ganz ausgleichen.

Castrèn, der kühne schwedische Reisende und Forscher der Sprachen Nord- und Centralasiens, versichert, dass einige mongolische Dialekte thatsächlich in eine neue Phase grammatischen Lebens treten, und dass, während die Literatursprache der Mongolen keine Endungen für die Personen des Verbs besitzt, jener charakteristische Zug der turanischen

Sprachen vor Kurzem in den von den Buriäten gesprochenen Dialekten, und in den tungusischen Idiomen in der Nähe von Njertschinsk in Sibirien zum Vorschein gekommen ist. Durch die Berührung der Mongolen mit den Culturvölkern auf ihren Eroberungszügen durch Asien und einen Theil Europas gewannen sie jene Anfänge des Christenthums, aus welchem sich bei den Ariern das Epos entwickelt hat. Ein Trauerlied auf Dschingis-Chan's Tod beginnt wie folgt:

Als ein Falk schwebst du daher, mein Herrscher,

Auf knarrenden Wagen rollst du dahin, mein Herrscher.

Es ist in dem gesammten mongolisch-tatarischen Sprachstamme ein mittlerer Charakter zwischen den unvollkommensten hinterindischen Sprachen der Einsylbigkeit und den indogermanischen Sprachen der Flexion zu erkennen, dem sie sich in ihrer hohen Entwicklung von Osten nach Westen, vom allmäligen Fortschreiten des einsylbigen Sprachbaues zum flectirenden mehr und mehr nähern. So nimmt unter allen tatarischen Sprachen die türkische unbestritten die erste Stelle ein, nachdem sie die Türkenstämme zur Schriftsprache erhoben haben, und sich nicht wie die Mandchus und Mongolen eines eigenen Alphabets, des sogenannten Syllabar, sondern des arabischen bedienen, obschon dieses für ihren Sprachcharakter sich nicht völlig eignet und den Fremden die Aussprache sehr erschwert.

Eine gewisse Gleichartigkeit der turanischen Sprachen unter sich darthun zu wollen, würde ein Ding der Unmöglichkeit sein. Dies hat Max Müller zu der Ueberzeugung geführt, dass diese Sprachen nimmermehr grammatische Versteinerungen darbieten werden, wie die, auf welche die Verwandtschaft der arischen und semitischen Sprachfamilie begründet ist. Wenn sie dies thäten, würden sie zugleich ihr ganzes Wesen aufgeben müssen; sie würden nicht agglutinirend, sondern inflexional sein. In der mongolischen Sprache haben sich nur wenige Dialekte gebildet, obschon sie in den weiten Bereich von China bis in die Wolgagegenden gesprochen wird. Sie ist nächst dem Tungusischen die ärmste unter den turanischen Sprachen; sie scheint fast unverändert geblieben zu sein, da sie in ihren grammatischen Endungen sehr beschränkt ist. Die

in Europa wohnenden Mongolen haben ihre Zelte auf beiden Ufern der Wolga, und am caspischen Meere in der Nähe von Astrachan aufgestellt.

Diesem Sprachstamme schliessen sich auch die Finnländer und die Magyaren oder Ungarn an, welche eine Hauptfamilie ausmachen, und nebst manchen Völkern Sibiriens zu den aus der Mischung mit Mongolen hervorgegangenen Völkerzweigen dieses Hauptzweiges gehören. Die Mongolen nämlich haben frühzeitig in China und Hinterindien, später in Japan eine ihnen eigene Bildung angenommen. Der finnische Sprachstamm dagegen, welcher beiden Erdtheilen, dem Nordwesten Asiens und dem Nordosten Europas angehört, theilt sich in viele Hauptzweige, in die Sprache der eigentlichen Finnen, bei den Russen Tschudken genannt, dunkelfarbig, ernst und starkgliedrig, der Liven, Esthen, Karelrier, Lappen u. a. Ungeachtet der Verschiedenheit der Wohnsitze dieser Völkerschaften, und ungeachtet vieler wesentlicher Abweichungen, ist doch in allen diesen Sprachen ein gemeinsamer Charakter derselben nicht zu verkennen. Ihr Klang ist weich, denn sie sind an Vokalen reichhaltig, besitzen aber keine Präpositionen. Ausser dem Idiom der Samojeden in den nördlichen Gegenden des asiatischen und europäischen Russlands, von Archangel bis an die Lena wohnend, gehören auch die Sprachen der mehr jenseits des Ural lebenden Ostiaken hierher, welche zunächst mit den Wogulen oder Ugren sprachverwandt sind. Als die bekanntesten werden das Syrjänische, von welchem der schon früher angeführte Sprachforscher v. der Gablentz im Jahr 1841 eine Grammatik veröffentlicht hat, und das Suonische genannt, welches sich noch mehr als das erstere durch Vokalharmonie auszeichnet. Das Magyarische, welches oft mit dem Ungarischen gleichbedeutend genommen wird, ist mehr oder weniger mit slavischen, romanischen und deutschen Wörtern vermischt, da der Volksstamm auf seinen Zügen mit verschiedenen Völkern in Berührung gekommen war. Dieses edle hochherzige Volk der Magyaren mit ausdrucksvollen, aber etwas sehr harten Gesichtszügen, hielt sich namentlich unter den Slaven auf, ohne ein eigenes Vaterland zu haben. Die Tschuwaschen, ein Volksstamm im russischen Asien und finnischer Abkunft, sprachen ebenfalls eine

Sprache, welche mit finnischen Elementen vielfach vermischt ist und als verderbter Dialekt des Türkischen erscheint. Sie bedienen sich ebenfalls der Postpositionen. Unter allen Agglutinationssprachen halten Kenner die finnische und samajedische Sprache den Flexionssprachen für am nächststehend, so dass sie gleichsam ein Uebergangsglied zu denselben bilden, ohne einen vollkommen bestimmten Typus zu haben, und so verhält es sich auch mit ihrer Schädelbildung.

Die finnische, magyarische oder ungarische und türkische Sprache werden wir auf europäischem Boden noch etwas näher als Literatursprachen betrachten.

3. Der malayisch-polynesische Sprachstamm.

Wir betreten zwar mit diesem Sprachstamme einen andern Erdtheil, welcher aber in vorgeschichtlicher Zeit mit Asien vielleicht einen und denselben gebildet hat, nämlich Australien und infolge vulkanischer Umwälzungen in zahllose Trümmer zerlegt wurde. Zeugt doch dieser ganze Erdtheil in seinen Culturzuständen mit Indien von einem innigen Zusammenhange, der bis jetzt noch nicht genugsam erforscht und erkannt worden ist. Ein ganz entschiedener Uebergang indischer Religion und Cultur ist vorzüglich von Java bekannt, so dass es nicht leicht ein anderes Land ausser Indien selbst giebt, wo jene beiden Geistesrichtungen einen so mächtigen und weitgreifenden Einfluss geäußert haben. Dieser ganze Welttheil, welcher noch in seinem ersten Bildungsgange begriffen ist, liegt fast noch im Traume seines kindlichen Unbewusstseins, wie dies aus einem so verschiedenartigen, zum grossen Theil noch rohen Zustande erkennbar ist, wo Altes und Neues im Kampfe mit einander liegt. Uebrigens ist

Java, die schönste der Sundainseln des Indischen Archipels, und eines der reichsten Länder der Erde. Es beschränkt sich Alles noch in diesem Welttheil auf die ersten Anfänge der Cultur, welche Europäer dort zu verbreiten nur mit grosser Mühe versucht haben, Städte und Landstriche ausgenommen, wo vornehmlich englische und französische Cultur sich Eingang verschafft haben, wie in Sydney, der Hauptstadt von Neu-Wales, die bis zu den Zifferblättern der Uhren mit Gas beleuchtet ist, in deren Strassen, mit den wohnlichsten Häusern besetzt, die früher verwaist und einsam waren, sich jetzt eine ganze Welt von Engländern, Chinesen, Negern und Malayen in bunten, malerischen Trachten drängt, wo sich Alles befindet, was die Genussucht nur begehren kann, und so noch andere Städte. Dieser zuletzt entdeckte Welttheil, der Anfangs von den Holländern, welche denselben auffanden, Neuholland, später Südindien, der vielen Inseln wegen Polynesien und endlich Australien, auch Oceanien genannt wurde, umschliesst die gesammte Inselwelt zwischen Afrika und Amerika und südlich von Asien. Neuholland ist die grösste dieser Inseln, beinahe so gross wie ganz Europa.

Ehe wir in den genannten Sprachstamm näher eingehen, scheint es zweckmässig, zunächst einige Andeutungen über die Kawisprache wegen ihrer Stammverwandschaft mit den Sprachen der Südsee zu geben, auf welche W. v. Humboldt sein unsterbliches Sprachwerk „Die Kawisprache auf der Insel Java“, Berlin 1836 u. f. 3 Bd. 4 gegründet hat. Seiner Ansicht nach ist das Kawi in der höchsten Blüthe der indischen Cultur auf Java entstanden und gehört den schon durch ihre Lage verbundenen Inseln Java, Madura und Balian, wo noch jetzt indische Sitte und Religion herrschen; darum es sich als die innigste Verzweigung indischer und einheimischer Bildung gerade auf der Insel ergiebt, welche die frühesten und zahlreichsten indischen Ansiedelungen besass, so dass es ursprünglich eine ältere Form der heiligen Javanischen Landessprache ist. So lange nämlich indische Herrschaft und Religion auf dem Gipfelpunkte stehen blieben, welchen sie in Java erreicht hatten, musste das Kawi nicht bloß den ge-

bildeten Klassen der Nation, sondern auch dem Volke bis auf den Grad verständlich sein, in welchem die Dichtersprache überhaupt es dem Volke da sein kann, wo sie nicht unmittelbarer Abbruch seiner Gefühle wird, sondern eine künstliche Bildung dazwischen tritt. Das Letztere war in Java im höchsten Grade der Fall. Das ächte, reine, älteste Kawi lässt sich mit dem heutigen Javanischen gar nicht in Verbindung bringen. Der englische Gelehrte Grawford hat sich dadurch ein wesentliches Verdienst erworben, dass er den einheimischen Ursprung der Kawi-sprache als unbezweifelt angenommen und stets von einem kritischen und philosophischen Streben geleitet, zu sichern und allgemeinen Ergebnissen geführt hat. Als die indische Cultur auf Java gänzlich untergegangen war, blieb das Kawi die Sprache der Sagen und der Dichtung. Es enthält viele klassische Schriftdenkmäler, von welchen wir nur das Epos-Brata Yudda d. h. Kriege des Unglücks, das javanische Ramajana genannt, anführen, welches erhabene und erschütternde Schilderungen von Schlachtgewühl enthält, obschon es mit den grossen indischen Heldengedichten nicht zu vergleichen ist. Die Kawi-Grammatik ist keine andere als die Javanische selbst, und das Kawi-Alphabet ist mit wenigen Abweichungen das heilige Javanische, gegründet auf die Sanskritschrift.

Es tritt uns bei der nähern Betrachtung des malayisch-polynesischen Sprachstammes, die seltsame Erscheinung einer dreifachen Bevölkerung entgegen, nämlich einer weissen, der Europäer, einer negerartigen, der Australneger oder Papuas, und einer braun- oder olivenfarbigen Menschenrace, der Malayen von Otahaiti und den Sandwichsinseln bis nach Asien verbreitet, im Gegensatz zu den erstern ein Menschenschlag von vollendet schönem Körperbau, mit ebenso schöner Gesichtsbildung, von meist nicht sehr dunkel gebräuntem, zarten Teint und langem schwarzen Haar. Diesen letztern hat man theils den polynesischen im Osten, theils den malayischen im Westen genannt. Indess bietet der grosse Ocean, welcher südlich vom asiatischen Festlande die beiden Welttheile Afrika und Amerika durch ungetrennte Schifffahrt verbindet, in den zahllosen zer-

streuten Inseln eine merkwürdige Gleichförmigkeit der Bewohner und ihrer Sprachen. Die weissere Menschengattung ist überall die zahlreichere, und bei gemeinschaftlichem Besitz die herrschende. Die Malayen nennen die negerartige Race «Papua» d. i. kraushaarig, daher auch unsere Benennung «Papua». Die Spanier nennen sie Negritos d. h. kleine Neger; oft werden sie auch Austral-Neger genannt, zum Unterschied von den afrikanischen Negern und sind nicht sehr zahlreich. Andere zum Theil grosse Inseln, wie Neu-Guinea, Neu-Britanien und einige Hebriden haben diese Negerstämme allein inne, und die Bewohner des grossen Continents von Neuholland und Van-Diemens-Land gehören zu derselben Menschenrace. In dem grössern Theile von Madagaskar, auf mehreren ostindischen und in den Südseeinseln scheinen sie die ältesten Einwohner zu sein. Die Australneger unterscheiden sich aber sehr wesentlich von den afrikanischen, denn ihre Sprachen sind arm, nur wenig entwickelt; daher auch noch ziemlich unbekannt, und scheinen, bei jedem, sogar kleinem Stamme, besondere Abweichungen und Eigenthümlichkeiten zu haben, darum sich die Neger-sprachen oder richtiger ihre Dialekte auf 250 belaufen sollen. Sie sind fast ohne Construction; abstracte Begriffe können sie nicht ausdrücken, und sind nur für das Bedürfniss des Augenblicks tauglich; überhaupt sind die Naturvölker, im engern Sinne des Wortes, noch zu keiner Art schriftlicher Mittheilung gelangt.

Eine wie tiefe Stufe jedoch auch die oceanischen Neger auf der grossen Stufenleiter menschlicher Bildung einnehmen, gehören dagegen die Urbewohner, die schwarze Race Neuhollands und einiger nördlich davon gelegenen Inseln zu den hässlichsten und widrigsten Gestalten menschlicher Erscheinung. Sie haben die ruffarbige Haut des Negers, eine breite herabhängende Nase, welche durchbohrt und durch Zierrathen verunstaltet ist, nicht minder so der Körper durch die Schwielen der Hauteinschnitte, so dass er das abschreckendste Zerrbild der Menschheit darstellt. Ein roher Sklave der Natur, ohne Obdach und Kleidung, erhebt er sich kaum durch Religion und Sprache zu freiem Gedankenausdruck. Hier stehen wir auf dem tiefsten Standpunkte des Menschengeschlechts.

Alle bis jetzt bekannt gewordenen Sprachen der olivenfarbigen Race verrathen, vornehmlich von Madagascar aus bis zum asiatischen Festlande und im freien Meere bis zu den Sandwichs-Inseln hin, eine, selbst bei flüchtiger Vergleichung, unverkennbare Gleichförmigkeit, worüber alle Sprachforscher einstimmen. Diese Sprachen nun hat man polynesisch genannt, welche im engern Sinn verstanden, fast gar keine Grammatik haben; denn grammatische Beziehungen werden, wie in den hinterindischen nur durch Wortstellung und besondere Partikeln angedeutet; die Wörter sind ebenfalls einsylbige Wurzeln, blos zum Theil zweisylbig und ohne Unterscheidung von Redetheilen. In grammatischer Hinsicht ist nur wenig Uebereinstimmung zu finden, und Kenner derselben sagen aus, dass man auf jedem Inselchen einer neuen Sprache begegne. Während indess der Missionar Samuel Marsden, sowie Wilhelm v. Humboldt polynesisch Sprachen in demselben Sinne als malayische nehmen, beschränken die englischen Missionäre diesen Namen auf die Sprachen von Neu-Seeland, dafür auf das östlich gruppenartig bis zur Osterinsel und nach den Sandwich-Inseln hin liegende Eiland. Diese Sprachen, von welchen W. v. Humboldt bereits vier, die Tahitische, die Sandwichische, die Neu-Seeländische und die Tongische auf den Freundschaft-Inseln auch als gramatisch bekannt angeführt, thun allerdings in dem malayischen Stamme selbst eine nähere Verwandtschaft unter sich dar. «Es bleibe», sagt jener gelehrte Sprachkenner, in den malayischen Sprachen, nach Ablösung der Affixa sehr häufig ja sogar meistentheils, ein zweisylbiger, in gramatischer Beziehung auf die Satzfügung nicht weiter theilbarer Stamm übrig.» Auch da, wo der Stamm theilbar ist, wird er häufig, im Tagalischen sogar gewöhnlich verdoppelt. Die heutigen Malayen sind, wie Marsden gründlich bewiesen, Eingewanderte in Malacca. So ist die Bevölkerung von letztgenannter Insel, sowie die Bewohner aller Inseln des grossen südlichen Oceans zusammen malayischen Stammes, und ihre Sprachen im engeren Sinne malayische genannt worden. Die hauptsächlichsten malayischen Sprachen besitzen Schriftalphabete, und haben meist zweisylbige Wörter.

Das Tahitische, Neu-Seeländische und Tongische nähern sich am meisten, oder fast allein dem Chinesischen. Alle grammatischen Verhältnisse werden in denselben durch Partikeln bezeichnet, welche in den Sätzen vereinzelt und unverbunden stehen.

Die eigentliche malayische Sprache ist gewissermassen selbstständig; sie hat nicht die Menge abgerissener, alleinstehender Partikeln, wie sie sich in den polynesischen Sprachen vorfinden, und darum auch nicht den in denselben vorherrschenden lallenden Kindescharakter; in der Flexionslosigkeit übertrifft sie fast die Negersprachen und bei einer Einfachheit, welche grösser, als die der englischen Sprache ist, fehlt es ihr nicht an Bestimmtheit in der Ausdrucksweise. Sie ist zugleich eine gelehrte Sprache, deren Literatur von indischer Bildung und Wissenschaft beeinflusst worden ist. Ausser den bereits genannten malayischen Sprachen sind die bekanntesten die madegastische auf Madagaskar, die javische auf Java, welches wahrscheinlich von frühester Zeit her der erste gewiss hauptsächlichste Sitz indischer Kultur in diesem Völkermeere gewesen, wofür die Kawi-Sprache Zeugnis ablegt, ferner die Bugis-Sprache auf Celebes, welche dadurch sehr merkwürdig ist, dass sie einen einfacheren Sylben- und Wortbau, als die Tagasprache zu verrathen scheint, und doch eine reichhaltige Literatur besitzt, von welcher man sich, wie W. v. Humboldt versichert, Handschriften verschaffen konnte; sodann die eigentliche malayische Sprache in Malacca, und an den Küsten der Sundainseln, endlich nennen wir noch das bereits erwähnte Tagalische auf den Philippinen, in welcher ein ziemlich entwickeltes Sprachsystem zu erkennen ist. Diese Sprache wird insofern als eine primitive angesehen, als sie den diesen Sprachen eigenthümlichen Bau am vollständigsten und klarsten darstellt. Sie hat eine eigene, sehr einfache Schrift, und der Anfang des Vaterunsers lautet: ama namin, na sa langit ca, ipasamba mo angngala mo d. h. Vater unser, der im Himmel du, geheiligt sei der Name dein.

Die Südsee-Sprachen dagegen haben noch gar keine Schrift, ja es sind nicht einmal Spuren vorhanden, dass sie jemals welche besessen haben, während die nach Westen hin verbreiteten malayischen Sprachen meist ein Alphabet besitzen, welches auf diesem Theile der Erde das indische ist. Auf Madagaskar nur hat sich die arabische Schrift, sowie die indische auf dem Mittelpunkte des Archipels Geltung verschafft. Die meisten malayischen Sprachen, vorzüglich das Tagalische und Madurische, bedienen sich eines Artikels; einige unterscheiden sogar den bestimmten und unbestimmten Artikel.

Franz Bopp's Ansicht, dass die zum malayischen Stamme gehörigen Sprachen zertrümmerte Töchter Sprachen des Sanskrit seien, unterliegt keinem geringen Zweifel.

Wie sehr sich die javanische Sprache von der malayischen unterscheidet, lässt sich aus den hier angeführten Anfängen des Vaterunsers leicht erkennen:

Javanisch: rama kahula kan wonten ing surga, wasta andika
oadi elapienno,

Vater unser, der du bist im Himmel, Name dein
werde gepriesen.

Malayisch: bapa kami iang ada de surga, kuduslah kiranjai
namamu,

Vater unser, welcher ist im Himmel, heilig möge
sein Name dein,

4. Die mexikanische Sprache,

Ohne uns von dem Entwicklungsgange der Völkersprachen zu entfernen, versetzen wir uns mit dem Mexikanischen auf amerikanischen Boden, indem wir in demselben bloß einen weiteren Fortschritt des Sprachgeistes erkennen. In diesem

Welttheile, dessen Bewohner sich in beinahe 500 Sprachen verständigen, unter welchen sich namentlich das Spanische und Portugiesische heimisch gemacht haben, zeigt sich in den Sprachen überhaupt ein vorherrschendes Streben nach Vielsylbigkeit, im geraden Gegensatz zu dem Chinesischen; daher sie auch polysynthetische genannt worden sind; ausserdem kennzeichnen sie sich auch durch eine grosse Zersplitterung, so dass der gelehrte Engländer Gallatin in seinem Werke: «American Ethnological Society vol. II. 1848», allein auf dem Gebiet der Vereinigten Staaten und nördlich davon, 32 Sprachfamilien unterscheidet.

Alexander von Humboldt hat zuerst auf das Wunderland Mexiko aufmerksam gemacht, dessen Geschichte mit der Einwanderung der Tolteken, einem sehr gebildeten Volksstamme im 7. Jahrhundert n. Chr. beginnt. In der frühesten Zeit hiess es Analuac, dessen Ueberreste auf Priestercultur der alten Aegypter, Phönizier und Karthager schliessen lassen. Sie hatten ein Reich gegründet; allein Pest und Hungersnoth zerstreuten die Bewohner nach Süd und Ost, und im 14. Jahrhundert bauten sie die Stadt Tenochtitlan, welche, als die Spanier zu Anfang des 16. Jahrhunderts sich dieses Landes bemächtigten, den Namen Mexiko, nach neuerer Schreibart und Aussprache Mejiko erhielt. Die Tolteken, welche auch unter dem Namen Azteken vorkommen, trieben Ackerbau, arbeiteten in Gold und Silber, kannten Hieroglyphenschrift und ein Sonnenjahr. Ihre Gesichtszüge tragen das Gepräge eines festen Charakters und kennzeichnen sich durch eine eigenthümliche Nasenform. Die alten Mexikaner vornehmlich hatten eine grosse, starkgebogene Nase, wie eine solche noch jetzt bei den Peruanern die zu den gebildetsten Völkern der neuen Welt gehörten gefunden wird. Zum grössten Theil reden sie die Quichuasprache, (spr. Kvitschua) zur Zeit der Inkas die herrschende Sprache in Peru; sie ist auch in Lima zur Sprache des feinen Tons geworden und ausser derselben die Ayenarasprache welche im Süden des Landes herrscht. Auch einige andere nordamerikanische Völker kennzeichnen sich durch eine eigenthümliche Nasenbildung, der altrömischen nicht unähnlich. So

seltsam übrigens und von dem andern Menschengeschlecht des amerikanischen Volksstammes, in mancher Hinsicht sogar abschreckend die Mexikaner erscheinen mögen, so haben doch die grössten Kenner nicht allein in ihrer Sprache, sondern auch in ihren Sagen, Sitten und Gebräuchen Merkmale entdecken wollen, welche entschieden auf einheimische Völker in Ost-Asien schliessen lassen.

Die Mexikaner besaßen wie die Aegypter eine Bilderschrift; gelangten aber nicht wie letztere zu dem wichtigen Fortschritt, dass sie die Schrift von dem Bilde trennten, und dieses als Sinnbild behandelten, worin sich zugleich die tiefe Geistigkeit des ägyptischen Volkes kundgab. Die Azteken hielten sich hauptsächlich an die figürliche Schrift; sie besaßen verschiedene Zeichen, um Dinge anzudeuten, die ein Maler nicht direkt herstellen konnte, wie Jahre, Monate, Tage Zahlen u. a. Obschon die mexikanische Bilderschrift nicht zu gleicher Kunstform wie die ägyptische gelangte, so zeichnete sie sich doch dadurch aus, dass sie den Gedanken durch sich selbst bewahrte, indem sie zuweilen blosser Bilder unterschied, die noch jetzt verständlich sind. Ein mexikanischer Text sieht gewöhnlich wie eine Bildersammlung aus, von welcher jedes Bild Anlass zu besonderen Studien giebt, hauptsächlich ist das bei den mythologischen Erzählungen der Fall. Gewiss hätten die Azteken ihr Schriftsystem weiter auszubilden vermocht, wenn die Spanier nicht in ihr Land gedrungen wären und die Schreibschrift des Alphabets gebracht hätten, welches die alte Bilderschrift bald verdrängte. Bei der Ankunft jener waren werthvolle Manuscripte massenhaft im Lande vorhanden; da die Eroberer dieselben aber für verdächtige Zauberrollen hielten, vernichteten sie dieselben zugleich mit den Götzen und Tempeln der Heiden. Zur Schmach des ersten Bischofs von Mexiko, Don Juan de Zumarraga, muss hier bemerkt werden, dass er gleich einem wilden Omar, die historischen Schätze und papierenen Dokumente aus allen Städten aufsammeln und verbrennen liess. Nur wenige solcher Manuscripte sind nach Europa, vorzüglich

nach Oxford und Rom gelangt, indess wird jene Bilderschrift nie ganz enträthselt werden.

Die Mexikaner schienen sich unter allen bekannten amerikanischen Völkern durch Charakter und Geist am meisten hervorgethan zu haben, so dass sie sogar die Peruaner, welche eine ziemlich hohe Culturstufe einnahmen, weit übertrafen. Bei letztern dienten die sogenannten Knotenschnüre nur zu allgemeiner Gedankenmittheilung, wie sie zunächst das Bedürfniss des gewöhnlichen Lebensverkehrs erforderte. Ihre Bedeutung lag in der Zahl der Knoten, in der Verschiedenheit ihrer Farben und wahrscheinlich auch in der Art ihrer Verschlingung. Die Knotenschnüre, welche auch bei anderen Völkerschaften Amerikas, ausser den Mexikanern gebräuchlich waren, haben zu Vermuthungen geführt, dass die Bewohner dieses Welttheils einst mit China, und bezüglich der Hieroglyphen mit Aegypten in Beziehung gestanden haben. Es ist merkwürdig, dass von den unzähligen Stämmen der Indianer, die kräftig von Natur und von zimmtbrauner Hautfarbe sind, fast jeder eine eigene Sprache redet.

Der wesentliche Fortschritt in der mexikanischen Sprache liegt darin, dass das Verbum zum ersten Mal den wahren Mittelpunkt in der Rede ausmacht, um den einfachen Satz zu einer lautverbundenen Form zu verknüpfen, so dass er als zusammengehöriges Ganze erscheint, indem die regierenden und regierten Theile desselben angefügt oder demselben einverleibt sind, wie der bereits früher angeführte Satz deutlich zeigt: „ninaca-qua, ich Fleisch esse = ich esse Fleisch.“ Infolge der Art dieser Satzzusammenfügung, die unverkennbar ziemlich kunstvoll ist, und dass das Mexikanische die Zeiten am Verb durch einzelne Buchstaben und zum Theil offenbar symbolisch bezeichnet, meint Wilhelm v. Humboldt, könne dieser Sprache Flexion und ein gewisses Streben nach Sanskrit-Worteinheit nicht abgesprochen werden. Als ein sehr vorzügliches Beispiel eines höchst kunstvollen Baues des Zeitwortes kann die Massachusetts-Sprache in Neu-England, ein Zweig des grossen Delaware-Stammes angeführt werden. Auch in der Delaware-Sprache selbst, die in Nordamerika gesprochen wird, herrscht mehr als vielleicht in irgend einer andern, nach W. v.

Humboldt's Urtheil, die Gewohnheit, neue Wörter durch Zusammensetzung zu bilden. Die Elemente dieser Composition enthalten aber selten das ganze ursprüngliche Wort, sondern es gehen von diesem nur Theile, ja selbst nur einzelne Laute in die Zusammensetzung über. Ganz eigenthümlich erscheint im Mexikanischen, dass es die Laute b., d., f., g., r. und s., sowie die spanischen j., ll. und n nicht hat, dass kein Wort mit l. anlautet und sehr viele Wörter mit tl. auslauten, wie tlactl, der Mensch, teolt, Gott, maitle, die Hand; auch besitzt es eine Art Artikel. Wie sylbenreich diese Sprache ist, lässt sich aus Folgendem ersehen:

totatzin e, ynrlhuicac timoyeztica, mayectenehualo inmotacatzin, d. i. unser Vater, o, dem Himmel — in du — bist, sei gelobet der — Dein — Name.

Ein berühmtes Buch der Tolteken war das jetzt verlorene Tao amaxtli d. i. göttliches Buch vom Astrologen Huemazin, worin Religion, Gesetz und Geschichte enthalten war. Ihre Poesien, deren Sprache bilderreich war, verherrlichten theils in epischer, theils in historischer Form die Götter, Thaten des Volkes und einzelner Helden. Ihre didaktische Poesie enthielt sittliche Lebensregeln. Sie hatten Liebes- und Jagdlieder, Festgesänge und Hymnen. Ihre Theaterstücke bewegten sich in der rohesten Art von meist extemporirtem Gespräch. Junge Leute wurden rechtzeitig in politischer Beredtsamkeit geübt und zu Gesandtschaften verwendet.

5. Das Baskische.

Wir kommen nun zu einer Sprache, mit welcher Alexander v. Humboldt seine Sprachstudien begann, nämlich zu dem Baskischen, als er auf seiner Reise nach Spanien an dem Lande sowohl als an dem Volke besonderes Interesse gewann, was auch uns veranlasst, einen Augenblick auf europäischen Boden zu verweilen. Die Basken nämlich, bei den Spaniern Vasconyados, in ihrer eigenen Sprache Euscaldunac genannt, bewohnen ein kleines Gebiet im innersten Winkel des Meerbusens von Biskaya in den Pyrenäen auf der Grenze von Frankreich und Spanien. Sie scheinen ein Urvolk jener Gebirge zu sein, und haben viel Eigenthümliches in Sprache, Kleidung und Sitten. Die Spanier, von denen sie sich stets getrennt gehalten und welche sie verachten, nennen sie auch Biscayer, die Franzosen Gascogner. Zu dem dunkelbraunen Haar gesellt sich meist ein grosses, feuriges Auge und blühende Gesichtsfarbe. Ihre Gesamtzahl kann sich auf 675,000 belaufen.

Von der Sprache dieses originellen Völkchens als einem Mittelpunkt ausgehend, wandte sich jener obengenannte Sprachforscher zu einer allgemeinen Sprachvergleichung, indem er seinen forschenden Blick nach allen Weltrichtungen hin, vornehmlich nach Indien, richtete. Es treten allerdings in jener Sprache zum ersten Male deutliche Formen hervor, während die Aehnlichkeit mit den amerikanischen Sprachen mehr eine äusserliche ist, und die Grenze zwischen Wort und Satzbildung sich blos schwankend zeigt, was offenbar seinen Grund in der noch zu wenig entwickelten Form selbst hat, da die Relativ- und Adjectivsätze wie ein Nomen behandelt werden, wobei sich jedoch viel Streben nach Anbildung kundgiebt. Die bedeutendsten Kenner der baskischen Sprache haben keine Verwandtschaft mit den ursprünglich

afrkanischen Sprachen gefunden, sondern eher mit dem scythischen Stamme der finnischen Sprache. Steintal nennt sie „vielanbildend“, während er die nordamerikanischen als „vielzusammensetzend“ bezeichnet, weil ihre Formen mehr den Charakter wirklicher Anbildung oder Biegung haben.

Die Basken selbst nennen ihre Sprache „Eskuara“. Sie zeichnet sich durch ihren weichen und harmonischen Charakter aus und zerfällt in die vier Hauptdialecte, den autrigonischen in Biscaya, dem Wohnsitz der alten Autrigonen, den vardulischen in Guipuzcon, dem Lande der Varduler, den vasconischen in Ober-Navarra und Alava und den französisch-baskischen oder labortanischen in Nieder-Navarra und den beiden Distrikten Labourd und Soule. Die Gebildeten sprechen seit langer Zeit im Norden der Pyrenäen französisch und in den baskischen Provinzen spanisch. Sie wird mit lateinischen Buchstaben geschrieben, von welchen ihr nur das v fehlt, dagegen sie das spanische n hat. Die Aussprache ist mit wenigen Abweichungen nach Dialekten die spanische. Die Conjugation ist der schwierigste und eigenthümlichste Theil der baskischen Grammatik, indem sie sich in einem unsaglichen Formenreichtume entwickelt, so dass es infolge ihrer verschiedenen Beziehungen an 206 Conjugationen giebt. Léchuse hat eine baskische Grammatik geschrieben, Toulouse 1826.

Der Anfang des Vaterunsers lautet:

Aita gurea ceruetan zaudena, sanctisica tua izan bedi zure icena
d. h. Vater unser Himmeln-in-du-seiend, geheiligt seiend sei dein Name.

In neuester Zeit hat sich vorzüglich Chaho, der auch ein grosses Wörterbuch: „Dictionaire basque“ (Paris 1857 fol.) begonnen, und in Deutschland Mahn (Baskische Denkmäler, Berlin 1857) um das Baskische verdient gemacht.

6. Die Aegyptische.

Der nächstaufsteigende Fortschritt in der Sprachentwicklung führt uns in das Land der Hieroglyphen und Pyramiden, in das Wunderland Aegypten, das schon Herodot „ein Geschenk des Nils“ genannt hat. Der Hauptstamm dieses höchst merkwürdigen Volkes war kaukasischer Abkunft, und hatte, nach dem griechischen Geschichtschreiber Strabo u. A., mit den Indern ähnliche Bildung, wie diese sich zunächst unter priesterlicher Pflege und Leitung entwickelt hatte. Darum hat man auch Grund zu vermuthen, dass sich natürlich lange vor dem Anfange unserer geschichtlichen Zeit eine Hindu-Colonie an der Küste von Afrika niedergelassen habe, nämlich am nördlichen Theile, den die Alten Libyen nannten, und der gewissermassen noch zu Mittelasien gehört; von da sei sie abwärts gewandert nach Ober- und Niederägypten, wo im 4. Jahrtausend v. Chr. der König Menes jene beiden Staaten zu einem Ganzen verband, Memphis erbaute, und so der Begründer der weltgeschichtlichen Cultur seines Volkes wurde, obschon Sprache und Schrift bereits ausgebildet, Kunst und Wissenschaft gepflegt worden waren. Religion und Priestermacht einerseits, Ackerbau, der mit grossem Fleisse betrieben wurde, anderseits, wurden die Grundlage ägyptischer Cultur. Dagegen hat sich ein grosser Theil dieser afrikanischen Welt in Wüsten umgewandelt, wo aus dem wasserlosen, mit Salzkruste überzogenen Erdreiche nur einzelne kümmerliche Sträucher hervorwachsen; Alles ist starr und einförmig, da giebt es keine Spur von geistiger Schöpferkraft. Scheint doch Gott den mittleren Climates die Höhe des Lebens und Denkens vorbehalten zu haben. Nur aus der unendlichen Mannigfaltigkeit der sichtbaren Natur, aus dem steten milden Wechsel der Jahreszeiten, aus der Abwechselung von Bergen und Thälern, durch Länder bespülende Meere und Ströme, die gross

Pulsadern der Bewegung und des Menschenverkehrs, erblühen Schönheit, Reichthum der Gedanken und Formen, und geistiges Leben. Bunsen sagt hierauf bezüglich: „im Norden zerfrisst Regen und Frost, im Süden zersprengt oder überwächst, wucherndes Pflanzenleben die Denksteine der Zeiten; China hat keine Baukunst, die den Jahrtausenden trotzt; Babylon nur Ziegel; in Indien entziehen sich kaum Felsen der üppigen Naturkraft. Aegypten ist das Denkmalland der Erde, wie die Aegypter das Denkmalvolk der Geschichte sind.“ Unter Ptolomäus II. Philadelphus zu Anfang des 4. Jahrhunderts v. Chr. wurde Aegypten das blühendste Land von der Welt, daher der Dichter Theokrit von demselben sang, es habe 33,000 Städte gehabt, und Herodot erzählt, es habe einst in 20,000 Ortschaften 7 Millionen Einwohner ernährt; auch galt es als die Kornkammer Roms. Zur Zeit Herodots rühmte man, dass Aegypten eine geschriebene Geschichte der Völker und der Könige hätte, welche 11,000 Jahre zurückreiche, also 13,000 Jahre, das Volk aber vorher schon 10,000 Jahre, ohne Schriftzeichen zu kennen, bestanden habe. Die erste Schrift scheint Bilderschrift gewesen zu sein. Es folgten die Hieroglyphen, dann Sylbenschrift, wie in China und Japan; dann die persisch-indische Keilschrift, d. i. ein Zeichen mit verändertem Wiederhaken; endlich die Buchstabenschrift bei den Lydiern unter dem König Krösus.

Die ägyptische Sprache, welche ein „architektonisches Gepräge“ an sich trägt, wie Steinthal bemerkt, ist völlig verkannt worden, wenn man sie mit den amerikanischen Sprachen, oder gar mit der chinesischen Sprache vergleichend zusammenstellt. Sie ist ihrem innern Baue nach sehr ausgebildet, obschon die Nominalverhältnisse noch mangelhaft sind, und die Articulationskraft sich auch sehr schwach zeigt, so dass der Wohlklang sich nur in geringem Grade geltend machen konnte, und der äussere Bau einige Aehnlichkeit mit den tiefer stehenden Sprachen bekam. Wie aber das Chinesische dem Hinterindischen nicht gleichkommt, sondern auf höherer Stufe, ja unter den einsylbigen Sprachen auf der höchsten steht, so verhält sich auch das Aegyptische etwa zu dem Türkischen. Es ist demnach in Bezug auf seine innere Form zu den höher organisirten Sprachen zu zäh-

len; aber es ist noch nicht eigentlich flectirend, sondern anfügend.

Wilhelm von Humboldt hebt es als eine merkwürdige Erscheinung hervor, dass wahre Bilderschrift allein in Aegypten einheimisch war, und die nächst vollkommene nach ihr, unter den aztekischen Völkern in Mexiko, dass die Figurenschrift sich auf den Osten beschränkt, und ein schwaches Analagon in den Peruanischen Knotenschnüren vorhanden war, dass es in dem übrigen Asien seit den ältesten Zeiten mehrere Buchstabenschriften gab, und dass Europa ursprünglich gar keine Schrift besass, aber sehr früh gerade diejenige empfing und bewunderungswürdig benutzte, welche die Fortschritte der Sprache und die Ideenentwicklung am meisten befördert. Es lässt sich indess auf eine tiefe Weisheit der Aegypter im Allgemeinen aus den Hieroglyphen nicht schliessen, eher das Gegentheil entnehmen, da sie unverkennbar der erste „rohe Kindeshauch“ des menschlichen Verstandes sind, welcher Zeichen suchte, um das, was in ihm lebte, nach aussen zu gestalten und geltend zu machen; denn auch die rohesten Völker in Amerika hatten Hieroglyphen, die nicht bloß Zeichen, sondern wirkliche Wörter für die Anschauung boten. Die ägyptischen Hieroglyphen sind theils ideographisch, d. h. Begriffszeichen, also Wortschrift, theils phonetisch, d. h. Lautzeichen. Eine besondere jüngere Umgestaltung der hieroglyphischen Schrift der Aegypter ist die hieratische oder Priesterschrift, wie in China. Die ägyptische Bilderschrift spricht zum Auge, wodurch die Phantasie, aus welcher sie zunächst entsprungen ist, angeregt wird, während die Chinesen die Naturgestalt der Dinge verlassen, und in wenigen Strichen ein abgekürztes Zeichen machen, und mittelst dieses dem Verstande einen Begriff beibringen. Dem Wesentlichen nach, behauptet Wilhelm von Humboldt, beruhte die ägyptische Hieroglyphik doch immer nur auf einer Beziehung der eigentlichen Gestalt des Zeichens, auf den Eigenschaften des angeschauten Gegenstandes, und malte daher denselben selbst wirklich oder mittelst irgend einer Anspielung ab. Bei vielen Wörtern, deren ungefähr an 685 zufolge des Vocabulars der alten ägyptischen Weisen bekannt sind, liegt die Bedeutung auf der Hand, wie

wenn der Elephant einen Menschen andeuten soll, welcher zugleich stark, überall das ihm Zuträgliche wittert; denn die Verbindung der Klugheit mit der Stärke war schon an sich durch die Natur der Elephanten gerechtfertigt. Es bleibt indessen merkwürdig, dass die Aegypter bei so unvollkommener Schrift so lange verharren, und Jahrhunderte hindurch mit unsaglicher Mühe auf Obelisk, Felsen, Wände, Gräber und Papyrusrollen, deren es noch über 2000 giebt, malen konnten; denn erst 200 Jahre v. Chr. wurden die Hieroglyphen abgeschafft und durch griechische Buchstaben ersetzt, und 700 Jahre n. Chr. ward die ägyptische Sprache durch die arabische gänzlich verdrängt, und gegenwärtig ist sie die in allen Theilen des Landes allein herrschende. Zur Lösung der Räthsel, welche in den ägyptischen Hieroglyphen niedergelegt worden sind, hat man sich des Koptischen bedient, nachdem man erkannt hatte, dass die koptische Bibel und Gebetbücher ein entstelltes Aegyptisch enthielten, welche mit veränderten griechischen Buchstaben geschrieben waren, denn das Koptische selbst ist seit dem 17. Jahrhundert eine todte Sprache, da auch die Kopten jetzt arabisch sprechen. Ihre heiligen Schriften lesen sie noch immer im Koptischen. Es lässt sich jedoch das Alt-Aegyptische mittelst der koptischen Sprache nicht erkennen, weil sich keine Schriften mehr vorfinden, welche in ihrem ursprünglichen Geiste in dieser Sprache verfasst sind.

Die Kopten, nach der Stadt Koptos genannt, 80,000 bis 120,000 an der Zahl, theils in Aegypten, theils in Nubien, theils in Abyssinien, stammen wahrscheinlich von den alten Aegyptern; sie sind braun, von dickem Gesicht, glatter Stirn und hervorstehenden Backen, und machen eine christliche Secte aus. Man vergleiche die gekrönte Preisschrift Veit Valentins: „Die Bildung des Coptischen Namens“. Göttingen 1866.

Dem Franzosen Champollion gelang es zuerst, die Hieroglyphen auf Stein und Papyrusrollen zu entziffern. Später hat Karl Brugsch Bedeutendes hierin geleistet. Im Jahr 1853 unternahm er auf Kosten des Königs Friedrich Wilhelm IV. seine erste wissenschaftliche Reise nach Aegypten. Im Jahr 1864 wurde er zum preussischen Consul zu Kairo ernannt. Zu Anfang des-

selben Jahres hatte er in der „Zeitschrift für ägyptische Sprache und Alterthumskunde“ ein eignes Organ für diesen Zweig der Alterthumswissenschaft begründet, deren Herausgabe nach seinem Abgange aus Europa Lepsius übernahm.

Dass den Aegyptern Gesang und Musik nicht fremd waren, beweisen die Denkmale, auf denen, namentlich im neuern Reiche, viele Bilder des frohen Lebens erscheinen; sie sind wie Manche vermuthen die Erfinder der Guitarre und Lyra. Auch Platon versichert, dass in Aegypten eine heilige Satzung bestimme, was schöne Bildwerke und gute Gesänge seien, und dass die Jugend an edle Formen gewöhnt werden solle, welche die natürlichen Leidenschaften bändigen und reinigen. Schon früh war den Aegyptern der musikalische Wohlstand das Symbol für das Schöne und Gute, und die Laute ward zur Hieroglyphe für diese Begriffe; ihre drei Saiten sollten den Winter, Frühling und Sommer bedeuten; auch die Ordnung der Töne und der Gestirne ward früh auf einander bezogen. Ein Grabgemälde der Pyramidenzeit zeigt, wie der Harfner dem Vorsänger gegenüber das Lied begleitet, das dieser mit sechs Sängerinnen anstimmt. Lied, Instrumentalmusik und Tanz sind auch hier ein gemeinsames Ganzes. Die im südwestlichen Asien vielverbreitete Lyra dagegen scheint auch semitischen Ursprungs und erst in Aegypten nach der Hyksosperiode, dem 3. Jahrtausend, volksthümlich. Besonders reich und glänzend war das Musiktreiben in der Blüthezeit des neuen Reichs; die Harfe erhält 13, ja 21 Saiten. Lyren, Flöten und Pauken werden mit ihr zusammengespielt. Von den Melodien der Aegypter ist leider bis jetzt nichts aufgefunden worden.

Die Poesie der Aegypter lernen wir allmählig näher kennen und würdigen. Von Inschriften und Papyrusrollen ist so viel entziffert, dass die Thatsache einer reichen poetischen Literatur der Aegypter ebenso fest steht, als die Form derselben näher bezeichnet werden kann. Die vorangehende Kunst war die Architektur in Aegypten, und in den Riesenlettern ihrer Bauten haben sie das Wort ihres Lebens am grossartigsten niedergeschrieben. Architektonisch ist auch der Styl der Bildwerke, welche die Bauten zieren. Architektonisch ist gleichfalls die Form ihrer Poesie in der Symetrie

von Satz zu Gegensatz, im Parallelismus der Gedanken und der Rede, der dem ersten Glied ein entsprechend zweites hinzufügt; dagegen die hellenische Metrik plastisch ist. Es werden zwei Bücher epischer Poesie erwähnt, welche Lieder zu Ehren der Götter und Könige enthielten; sie stellen im Preise der grossen Männer einen Spiegel des Heldenthums auf.

Einen hymnischen Charakter tragen schon die Inschriften, welche den König feiern. So fordert ein priesterlicher Schreiber alle Schreiber und Priester auf, dass sie die Götter besingen, gleichwie diese Rede:

Anbetung Dir, o Sonne, göttlich Kind,
Das alle Tage selber sich gebiert.
Anbetung Dir, wenn lebenspendend.
Du strahlst im Himmelsoccean.
Du hast erschaffen alle Dinge,
Du strahlst den reinen Menschen Leben aus.

Anbetung Dir, dem Bildner aller Wesen;
Verborgen bist Du, deine Pfade unerkant.
Anbetung Dir, wenn Du durchläufst den Himmel;
Die Götter bei Dir sie frohlocken!

Wie folgt, so singt der heilige Tapherumnes:

Sei gnädig mir, Du Gott der Morgensonne,
Du Gott der Abendsonne, Heros beider Welten,
Du Gott, der einzig und in Wahrheit lebt!
Erschaffen hast Du Alles, was da ist,
Im Sonnenauge offenbarst Du dich.
Ich rühme Dich, wenn abendlich es dämmert,
Wo friedvoll Du zu neuem Leben stirbst;
Du scheidest unter Lobgesang im Meer,
Und deine Barke nimmt dich jubelnd auf.

Auch das Drama findet sich in seinen ersten Anfängen bei den alten Aegyptern vor, wie dasselbe etwa an die Mysterien von Eleusis oder an die kirchlichen Volksschauspiele des Mittelalters erinnert. Es kann als eine göttliche Komödie mehrere Jahrtausende vor Dante bezeichnet werden, indem das Geschick der Seele, ihre Wanderungen im Jenseits, das Gericht und die Verklärung in Wechselrede und im Wechselgesange dargestellt worden. Das Ganze ist uns im Todtenbuche enthalten. Das Werk beginnt mit der

Leichenfeier, mit der Abfahrt der Todten in das Grab. Der Gott T o t, der als Verfasser der Dichtung genannt wird, redet den Verstorbenen an und sagt ihm, dass er für ihn gekämpft habe, um ihn zu rechtfertigen. — Die einfachen sittlichen Grundsätze werden in einer Kürze und Klarheit ausgesprochen, welche uns, in ihrer Fassung, der Z e h n G e b o t e M o s e s gedenken lässt.

Noch lassen wir den Brief eines altägyptischen sterbenden Vaters an seinen Sohn folgen, den B r u g s c h von einem Papyrus aus dem Museum zu B u l a k übersetzt hat. Ermahnung zur Erkenntniss und Furcht Gottes. „Gott“, sagt der Vater, „ist die Wahrheit, wer diese besitzt, erreicht seinen Segen, so bringt man Gott sein Opfer dar. Rede nicht von deiner Jugend; denn du kennst nicht deinen Tod. Sieh, lass mich zu dir reden von den guten Werken, die geeignet sind, dein Herz zu leiten; wenn du du solche thust, wirst du schön sein und alles Schädliche fern halten. Du sollst nicht dein Brod essen, wenn Andere dabei stehen, auf dass deine Hand ihnen nicht das Brod verweigere und er lange warte. Denn der Mensch, welcher nichts ist, kann etwas werden. Der Eine reich, der Andre arm, das Brod sei bereit für den, welcher es gebacken und für seinen Nächsten. Der, welcher gestern noch reich, kann heute arm werden. Willst du geschickt im Wissen sein, dringe in solches ein, lass es eingehen in dein Herz. — Hüte dich vor Völlerei, Zerstreuung und Skandalen zu Heliopolis.“

Nicht unbeachtet können wir die S p r a c h e n oder richtiger die Dialekte der Berbern lassen, einer k a u k a s i s c h e n Volksfamilie im nördlichen Afrika, welche an der Küste von A e g y p t e n aus bis an den a t l a n t i s c h e n Ocean vor dem Einfall der A r a b e r gesprochen, nachdem aber in's Innere zurückgedrängt wurde. Ihre Verwandtschaft mit den s e m i t i s c h e n Sprachen ist noch nicht erwiesen, wohl aber die mit a n d e r n a f r i k a n i s c h e n, deren sich viele als vereinzelt, theils als ganze Sprachfamilien herausstellen, wie die n u b i s c h e, welche viele Wörter aus dem A r a b i s c h e n entlehnt und Nasenlaute hat; dazu gehören die G a l l a - und D a n a k i l - S p r a c h e n in A b y s s i n i e n und in S c h o a, die H a u s s a, D o n g o l a u. a. Sprachen bis zu den dürftigen Ueberresten der Sprache der K a b y l e n, M o z a b i s u. a., die, wie das K o p t i s c h e, nach dem 17. Jahr-

hundert todt e Sprachen geworden sind. Nach H o d y s o n ist die B e r b e r s p r a c h e , welcher sie näher untersucht hat, die a l t e n u m i d i s c h e und im Norden A f r i k a s weit verbreitet, wo sie in verschiedenen Mundarten von den K a b y l e n , S c h i l h a u. a. gesprochen wird.

Die Sprachen der kräftigen dunkelbraunen K a f f e r n oder K a f i o s , d. i. C o n g o - N e g e r s t ä m m e in N i e d e r - G u i n e a und der B e e t j u a n e n , sowie der H o t t e n t o t t e n , welche sich durch eigenthümliche S c h n a l z l a u t e kennzeichnen und bis nach C e n t r a l - A f r i k a erstrecken, haben eine weite Verbreitung erlangt. Sie haben ganz k u r z e W ö r t e r , die meist auf der vorletzten Sylbe betont werden, eigenthümliche, für fremde Organe fast nicht auszusprechende Laute, die übrigens weich und wohlklingend sind. Steinthal hat diese Sprachen zu denen gerechnet, welche ohne eigentliche Kategorien sind. Die C o n g o s p r a c h e ist die vollendetste unter denselben. Ihre Aussprache ist meist sanft und biegsam, die Declination unvollkommen und schwierig durch Anwendung mehrerer verschiedener Artikel. Die Verba sind reich an Formen der Tempora und Modi. Die C o n j u g a t i o n geschieht durch Präfixe. Partikeln giebt es nur wenig. In ähnlicher Weise wie die polynesischen Sprachen drückt der C o n g o s p r a c h s t a m m mit den Sprachen von L o a n g o , K a c o n g o , A n g o l a u. a. nähere Bestimmungen der Bedeutung durch S u f - und I n - f i x a aus. Weniger wild als die Neger, hat die Gesichtsbildung dieses Menschenschlages etwas Edles, ihr Benehmen etwas Achtungsgebietendes. Die B e e t j u a n e n , ein Stamm der Kaffern, in S ü d a f r i k a in vielen Einzelstämmen, sind die s c h ö n s t e n ihres Stammes von schwarzer, auch gelbbrauner Farbe, mit höherer Stirn und ovalem Gesicht. Der berühmte Missionar D a v i d L i v i n g s t o n e († 1873) in Afrika sagt uns von der Sprache der B e e t j u a n e n , dem sogenannten S i t s c h u a n a , dass, während seines Aufenthaltes in K u r u m e n M o f f a t , welcher seit länger als 40 Jahren als Missionar in Afrika gelebt hatte, sich durch ein interessantes Werk: „S c e n e n und Arbeiten in Südafrika“ einen bedeutenden Namen gemacht habe, und damit emsig beschäftigt sei, in der Druckerei seiner Nation die B i b e l in der Sprache der B e e t j u a n e n , dem sogenannten S i t s c h u a n a , drucken zu lassen. Es findet

sich in diesem Idiom ein ausserordentlicher Wortreichthum, und wie geschickt und anwendbar sie ist, kann aus der Thatsache entnommen werden, dass der *Pentateuch* in *Moffats* Uebersetzung in weniger Worten vollständig ausgedrückt ist, als in der griechischen *Septuaginta*. Diese Sprache ist in ihrem innern Baue so einfach, dass ihr Wortreichthum gar nicht die Erläuterung bedarf, dieses Volk habe früher auf einer höhern Stufe der Civilisation und Cultur gestanden. Die Sprache scheint ein Attribut des Verstandes und Denkens zu sein, und so verschieden die Flexionen in den barbarischen Sprachen, z. B. der Buschmänner auch sein mögen, sie beweisen immer nur, dass wir Menschen mit Denkvermögen vor uns haben, während die vollständigere Entwicklung der Sprache mit der Vervollkommnung unsrer andern Fähigkeiten Hand in Hand geht. Reiche und Arme sprechen diese Sprache gleich correct; eine gemeine Volkssprache giebt es nicht; die Kinder aber haben ein eigenes *Patois* und bedienen sich bei ihren Spielen mancher Wörter, welche die Erwachsenen nicht anwenden würden. Die *Sitschuan*-Sprache ist in dem neuen Lande jenseits des Sees *Ngami* eingeführt worden, bildet dort die *Hofsprache*, und kann einem Fremden auf einem grössern Landstriche, als Frankreich überall forthelfen. Ausserdem besitzen die *Beetjuanen*, wie es scheint, jene Unverwüstlichkeit, welche ein so merkwürdiger Zug der ganzen afrikanischen Menschenrace ist. Wie wohlklingend diese Sprache ist, lässt sich schon aus folgenden wenigen Sätzen erkennen: *Kia itumela*, ich danke, oder es freut mich — *Kia timela*, ich wandere, *Ki timetse*, ich bin gewandert — und seltsamer Weise heisst *mets*, das Messer.

Es ist demnach die Sprache dieser edleren *Negerrace* fast durchgängig sanft und wohlklingend, sie ist in ihren Formen biegsam und reichhaltig. Jene Menschen sind überhaupt, da bei ihnen die Sinnlichkeit und das Gefühl am meisten entwickelt ist, sehr heiterer Natur und phantastischen Sinnes. Sie erkennen ein höchstes Wesen, das sie mit verschiedenen Namen bezeichnen. Sie singen in Lust und Leid, bei der Arbeit und der Ruhe von Liebe, Krieg und Jagd und Palmwein. In *Senegambien*, einem Lande in *Westafrika* am atlantischen Meere, wo die *Bambara*-Sprache herrscht, soll es

sogar einen erblichen Sngerstand geben. Die Musik der Neger ist unter allen Naturvölkern am meisten entwickelt; sie haben Hörner von Elfenbein, Trommeln, Flöten, Zithern, Hackbretter und Kupferkessel. Sie ist namentlich bei Festen sehr geräuschvoll und daher auch noch wenig melodisch. Es finden sich bei den heutigen Negern sogar Harfen und Lauten mit Resonanzbden vor, woraus man auf eine Ueberlieferung aus dem alten Aegypten geschlossen hat. Auch haben sie äusserst sinnreiche Sprüche in ihrer Sprache, wie, um hier nur einige anzuführen: „Hoffnung ist die Säule der Welt.“ „Auf dem Grunde der Geduld ist der Himmel“ u. a. Recht sinnig sagen die Neger auch, dass im Anfang schwarze und weisse Menschen geschaffen wurden, und dass jene den Vorzug hatten, zu wählen zwischen zweierlei Art von Geschenken: Kenntniss von Künsten und Wissenschaften, oder Gold. Die Schwarzen wählten Gold und wurden für ihre Habsucht Knechte der Weissen. Ein Liebeslied sagt von der Geliebten: „ihre Stirne sei wie der Mond, ihr Auge glänzender als der Mond, der durch die Wolken bricht, die Nase gleich dem Regenbogen, süsser als Honig ihre Lippen, khler als reines Wasser. — Schon aus diesen wenigen Beispielen lässt sich auf eine gewisse Verwandtschaft mit der orientalischen Poesie schliessen. Wir dürfen uns daher auch nicht wundern, dass einer der neuesten Sprachforscher, Dr. Bleek, welcher zur Vergleichung der bisher wenig erforschten Sprachen Afrikas den Grund gelegt hat, die polynesische Sprache zur Ursprache des Menschengeschlechtes machen mchte. Andere, wir möchten sie nicht gerne als Gelehrte bezeichnen, die schon früher vorübergehend berührt worhen sind, wollen vor dem Wahne warnen, dass es überhaupt eine arische oder indoeuropäische Sprachfamilie gebe, dass Sanskrit mit dem Griechischen irgend eine Verwandtschaft zeige, ja jene gelehrten Männer erklären sogar die vergleichende Philologie, wie dieselbe bisher von Franz Bopp u. A. betrieben worden ist, für eine blosse Chimäre gelehrter Männer auf dem Continente. Wir führen diese Ansichten hier nur als ein Curiosum an.

Dagegen knüpfen sich an das unerforschte Centralafrika noch Räthsel, welche der Erd- und Völkerkunde zu lösen übrig bleiben. Ein Blick auf den Hof eines Königs, Namens

Munsa, wird davon überzeugen. Dieser herrscht nämlich über das Kanibalenvolk der Monbuttu, welches, wie der Reisende Dr. Schweinfurth berichtet, im Norden gegen das nur dem Namen nach bekannte grösste Volk der Niamian grenzt. Man stelle sich nun jenen Herrscher vor, wenn er nach errungenen Siegen über friedliche Nachbarn, und unermessliche Beuten von Menschenfleisch und Menschenfett, bachantische Feste feiert, wie solche sogar die wildeste und rohste Phantasie sich vorzustellen nicht vermag. Von seinen 80 Lieblingsweibern und seinen Trabanten ringsumgeben, begleitet von einer Musikbande mit Pauken und Hörnern aus dem Hintergrunde des weiten Saales, erscheint er mit bunten Federn und anderem Schmuck überdeckt, in gewaltigen Sprüngen tanzend vor den Versammelten, während dess die Weiber dazu Beifall klatschen, und in Pausen aus hundert Kehlen der Ruhm seines Namens unter dem Rufe ertönt: „ih tschupi, tschupi ih — Munsa — ih!!

Munsa hält an seinem Hofe Zwergmenschen, Aka genannt, die das sogenannte Pygmäen-Volk jenes Landstriches ausmachen. Diese Menschengattung erreicht gewöhnlich bloß eine Höhe von 3 bis 4 Fuss. Während die Reisenden über andere Zwergvölker von starken Augenliedern und nur schmalen Lichtspalten der Augen sprechen als Eigenschaften, die namentlich den Buschmännern eigen sind, sollen die Aka grosse offene Augen, nicht welke und mumienartige Haut wie die Buschmänner haben. Ihr Mienenspiel wird als ausdrucksvoll bezeichnet. Die Sprache sei unarticulirt, das Talent, eine andere zu lernen, gering; dagegen sei die Sinnesschärfe ausserordentlich gross, Thierquälerei gehöre zu ihrem Vergnügen.

Noch müssen wir hervorheben, dass seit Napoleons abenteuerlichem Kriegszuge nach Aegypten im Jahr 1798, dem eine gelehrte Expedition beigegeben wurde, namentlich seit den neuesten Forschungen eines Champollion, der die Hieroglyphen entzifferte, eines Baron von Dénon, der das „Musée Napoléon“ in Paris gründete, eines Bunsen: „Aegyptens Stellung in der Weltgeschichte“, eines Lepsius: „Das Todtenbuch der alten Aegypter“, eines Brugsch: „Erklärung ägyptischer Denkmäler des neuen Museums in Berlin“, das früher Geheimnissvolle jenes Landes für die ganze gebildete Welt anschaulich und verständlich geworden ist.

Bemerkenswerth ist, dass in dem socialen Leben des Aegypters, der einfach und mässig, aber von düsterer Gemüthsart war, Familienliebe, Gehorsam der Kinder, deren Erziehung die Priester besorgten, sittliche Strenge, Achtung vor dem Worte des Weisen und das Vertrauen, dass es Dem wohlergehe, der gut handelt, lange zuvor gerühmt wird, ehe der König Salomo seine Sprüche der Weisheit niederschrieb. Unter der Regierung des Königs Assa nämlich, wo der Pyramidenbau in voller Blüthe stand, predigte der Prinz Ptahhoteg Lehren der Weisheit, welche denen jenes königlichen Dichters nicht nachstehen. Ihm erscheint das Wissen als das Leben und die Unwissenheit als der Tod. Auf der 17. Seite des von ihm geschriebenen Papyrus, der jetzt als einer der merkwürdigsten Ueberreste des grauesten Alterthums auf der kaiserlichen Bibliothek zu Paris aufbewahrt wird, heisst es: „Der Thor ist ungehorsam, er leistet nichts, er betrachtet das Wissen als Unwissenheit, die Tugend als Laster — darum ist sein Leben wie der Tod.“ Die Schrift zur Zeit der Abfassung dieser Papyrusrolle war nicht nur zu einem vollständigen regelmässigen System entwickelt, sondern auch der Begriff des Buches und die Bedeutung des schriftlichen Vermächtnisses findet sich so bestimmt vor, dass wir die Ansichten und Lehren der ältesten Schreibmeister der Welt wahrhaft bewundern müssen.

Auf der Schlussseite einer nur fragmentarisch vorhandenen Abhandlung des ägyptischen Landvogts Kakemi, welcher den Wahrheitslehren Ptahhotegs voranging und ähnlichen Inhalts war, findet sich gegen Ende des Werkes folgende beachtenswerthe Stelle: „Alles was geschrieben steht in diesem Buche, befolge es, gleichwie ich es gesagt habe, denn es wird zum Vortheil und Nutzen gereichen. Man soll es bei sich tragen und man soll es lehren, gleichwie es geschrieben steht. Besser ist es für die Seele eines Menschen als alles Andere, was im ganzen Lande ist. In gleicher Weise werden Regeln für alle Lebensverhältnisse gegeben: „Wenn Du ein verständiger Mann bist, so erziehe Deinen Sohn in der Liebe zu Gott. Wenn er redlich ist, sich bemüht für Dich und Dein Besitzthum im Hause, so gieb es dem besten Sohne. Ist aber der Sohn, welchen Du erzeugt hast, ein schlechter Mensch, so wende Dein Herz nicht von ihm, denn Du bist sein Vater; ermahne ihn. Wenn er aber lasterhaft wird, Dein Gebot übertritt

alle Reden in den Wind schlägt und sein Mund von bösen Worten überläuft, so schlage ihn auf seinen Mund, gleichwie er es verdient. Ferner heisst es: „Wenn Du vornehm geworden bist, nachdem Du arm gewesen und wenn Du Schätze sammelst, nachdem Du Mangel gelitten, und wenn Du darum der Erste in der Stadt bekannt geworden wegen Deiner guten Lage, und obendrauf bist, so werde nicht übermüthig ob Deines Reichthums; denn der Urheber des Segens ist Gott. Verachte nicht den andern, welcher ist gleich wie Du warst. Er bleibt Dein Nachbar.“ An die Bibelsprache erinnert folgende Stelle: „Besser ist Gehorsam, denn Alles, was lieb und gut ist. Herrlich ist der Sohn, welcher aufnimmt die Rede seines Vaters. Er wird alt werden darum, denn es liebt Gott den Gehorsamen, aber den Ungehorsamen hasst Gott!“

„Der Bauch ist breiter als ein Kornspeicher und voll Begierden. Gieb Dich nicht hin dem Biertrinken, denn das macht geschwätzig. Der Nachbar plaudert aus, was dein Mund redet, ohne dass Du weisst, was Du sprichst. Du stürzest hin, Dein Leib wird zerschellt. Ein Anderer reicht Dir die Hand. Deine Nachbarn, welche trinken, stehen da und reden: Bleibet fern, dieser da ist ein Trunkenbold. Kommt man Dich zu suchen, so geschiehts, um Dich zu verderben. Man findet Dich auf dem schmutzigen Boden liegend wie ein Kind.“

III.

Die Sprachen der dritten Stufe höchster Entwicklung.

Wie sich nur mit dem Menschen selbst auch die Sprache als der lautlich articulirte oder gegliederte Ausdruck des Gedankenlebens entwickeln konnte, indem sie, in den geistigen Entwicklungsgang verschlungen, denselben auf jeder Stufe begleitete, so mussten sich zugleich die höchsten Sprachformen, die flectirenden, die, welche sich verändern oder abwandeln lassen, aus den einfachsten, das ist den einsylbigen und anbauenden oder zusammenfügenden, ganz nach und nach organisch bildend gestalten. Darum führt uns diese dritte und letzte Stufe des Sprachenentwicklungsganges, welche die Flexionssprachen in sich fasst, sogleich zu den weltgeschichtlichen Völkern, den Semiten, von Sem, dem Stammvater, und Ariern oder dem Sanskritvolke. Diese nämlich griffen als die eigentlichen Culturvölker in den weltentwickelnden Gang des Menschengeschlechtes ein, schufen feste Staatsformen, gründeten Kunst und Wissenschaft, und legten ein gehaltvolles Wissen in einem reichen Sprachschätze nieder. Sie waren unverkennbar berufen, das Geistesleben am reichsten, am tiefgehendsten und nachhaltigsten zu beeinflussen, auf Jahrhunderte, ja Jahrtausende bildend und verbessernd einzuwirken, und so das gewonnene und errungene cultur-literarische Ergebniss nicht bloss den Zeitgenossen und Nachkommen ihres Volksstammes, sondern der gesamten Menschheit als das kostbarste Erbe, weil es das unvergänglichste ist, sprachlich zu vermachen.

Aus unserer frühern Darstellung hat sich zuletzt ergeben, dass drei grosse Völkergruppen in den Mongolen, den Semiten und den Indogermanen auf dem Schauplatze der Erde erschienen sind. Auch ist bereits dargethan worden, dass die

Arier oder die alten Hindus unter allen Völkern Asiens, mit Ausnahme der Chinesen, die wir als eine besondere Sprach- und Literaturwelt zu betrachten hatten, die ersten Begründer und Träger echter Menschenkultur und literarischer Geistesbildung waren; indess ist man noch immer darüber zweifelhaft, ob die erste geistige Bildung von den Indern auf die Aegypter, oder von den Aegyptern auf die Inder übergegangen ist.

Die Semiten haben die höchsten Aufgaben des Menschengeschlechtes in Bezug auf die religiöse Idee, die Arier oder die alten Inder in Bezug auf Staat, Kunst und Wissenschaft zu lösen begonnen. Bei ihnen finden wir auch die Sprache zuerst auf ihrer höchsten Stufe der Flexion, wie diese sich in den Umwandlungen der Wortformen zeigt, welche mittelst des Denkgesetzes aus dem Begriffsinhalte und der grammatischen Beziehung sicht- und lautbar hervortreten. Erst in den flectirenden Sprachen bringt sich die beim Denken stattfindende Verschmelzung des Angeschauten und des geistig Aufgefassten dadurch zu plastischem Ausdruck und vollster Geltung, dass die Redetheile: das Substantiv oder Hauptwort, das Adjectif oder Eigenschaftswort, das Pronomen oder Fürwort, das Verbum oder Zeitwort, sowie die Adverbien oder Umstandswörter und einige Zahlwörter verändert werden, indem besondere Lautendungen an denselben die allgemeinen Zeit- und Verhältnissformen begrifflich bezeichnen. So konnten erst die Flexions Sprachen die ganze Macht, wie den ganzen Reichthum der Gedanken- und Ideenwelt der Culturvölker zum Ausdruck voller Klarheit und Bestimmtheit bringen, der Sprache selbst aber Vollendung und Schönheit des äussern wie des innern Baues verleihen.

I. Der semitische Sprachstamm.

Wir wenden uns nun zuerst der semitischen Sprachgruppe zu, welche die Völkerschaften umfasst, die, im Beginn der Geschichte, in die Ebenen von Westasien zwischen den Flüssen Euphrat und Tigris gezogen waren, daher dieser Länderstrich Mesopotamien, d. h. das Land zwischen den beiden Flüssen, genannt wurde. Auch südwestlich bis nach Syrien und die Südspitze von Arabien, sowie in das Nilthal über das Gebirge nach Aethiopien verbreiteten sie sich. Unter den Bewohnern dieser Länder, den Babyloniern, Assyriern, Chaldäern, Phönicern Hebräern, und Arabern, welche sämmtlich die Träger einer frühen und hohen Cultur wurden, thaten sich die Hebräer oder Juden durch die Tiefe ihrer religiösen Anschauung und Erfassung des Göttlichen im Menschlichen als Monotheisten d. h. Gläubige an Einen Gott, hervor, und erlangten so eine welthistorische Bedeutung. Indess blieben sie infolge einer gewissen Einseitigkeit und anmassenden Abgeschlossenheit gegen fremde Nationen, neben welchen sie zwar die Eigenthümlichkeit und Reinheit ihrer patriarchalischen Sitten und Gebräuche meist zu bewahren suchten, von jeher die Sklaven ihrer eigenen Leidenschaften und des politischen Druckes babylonischer Gewaltherrscher, sowie ihrer eigenen regierenden Häupter und hierarchischer Priester, bis sie zuletzt der Römerherrschaft unterlagen, und in alle Welt zerstreut wurden.

Erst im semitischen Sprachstamme zeigt sich die eigentliche Flexion oder Biegung an den Redetheilen, während selbst die baskische Sprache blos vielanbildend und die ägyptische anfügend, mehr noch das Gepräge des Unorganischen an sich tragen; dessenungeachtet wird die ägyptische Sprache den semitischen Idiomen beigezählt, wie sich aus dem Koptischen, das nach dem 17. Jahrhunderte aufhörte, eine lebende Sprache zu sein, und aus dem Aethiopischen ergiebt. Hier hat sich die Einsylbigkeit der Wörter zur Zweisylbigkeit der Wurzel erhoben; sie ist physiologisch organisirt; die Flexion ist dadurch ausgebildeter, dass die Partikel sich zur Vorsetz- und Anhängesylbe verkürzt hat. Hingegen zeigt sie eine Annäherung an die dritte grösste

Sprachengruppe, die indogermanische darin, dass sich in beiden sehr viele Urwurzeln deutlich erweisen. Es haben darum in neuerer Zeit Gelehrte, wie Gesenius, Ewald, Lipsius u. A. die Identität d. i. Gleichheit der semitischen Wurzeln mit den indogermanischen nachzuweisen gesucht, haben aber kein überzeugendes Ergebniss herbeigeführt. Sollte diess noch vollständig gelingen, so wären die beiden Sprachstämme, der semitische und der indogermanische, als zwei grosse Sprachfamilien zu betrachten, die sich frühzeitig getrennt und jede ihrem eigenthümlichen sprachlich grammatischen Entwicklungsgang gefolgt wäre. Einer derartigen Verwandtschaft würde alsdann auch die Identität der indisch-kaukasischen Volksrace entsprechen.

Als wesentlich charakteristisch zeigt sich an den semitischen Sprachen, unter denen die hebräische die älteste ist, dass sie sowohl nach Worteinheit, als auch nach vollkommen innerem Ausbau hinstreben, obschon die an sich unorganische Wurzel, meist aus drei Consonanten, rauhen Kehllauten, bestehend, im Semitischen vocallos ist, daher diese Sprache eine Consonantensprache genannt werden kann. Die Vocale nämlich wurden erst dann durch Schritzeichen ergänzt, als die Sprache im Aussterben begriffen war, und die alte nationale Aussprache verloren gehen konnte; nun wurden die Vocale durch Punkte und kleine Zeichen unter und über den Wortformen angedeutet, oder auch für Kenner und Grübler ganz weggelassen. Der gründliche Sprachkenner Steinthal hat den Unterschied beider Sprachstämme sehr treffend dahin festgesetzt, dass in dem Arischen die Form an der Oberfläche des Stammes plastisch ausgeprägt sei, ein Vorschlag, eine Endung werde angefügt, um sie durch Biegung und Beziehung des Wortes zu andern Gliedern des Satzes zur Erscheinung zu bringen, während die Form im Semitischen innerlich bleibe als der Hauch oder Ton, der das Wort durchwehe; dort sei sie statuarisch greifbar, hier blos hörbar, dort sei sie Gestalt, hier Ton und Farbe. Demnach tritt im Semitischen überhaupt mehr das tiefe Gefühlsleben, im Arischen das ursprünglich plastische ästhetische Geistesleben hervor. Beide Culturvölker

aber, die Semiten sowohl als die Arier besitzen organische Sprachen; denn sie verändern die Wörter im Innern durch Umbildung, nach aussen durch Anfügung, nur mit dem wesentlichen Unterschiede, dass in den arischen Sprachen die grammatischen Formen vorwiegend in den Endungen hervortreten, in den semitischen dagegen im Schoosse der Völker selbst.

Der semitische Sprachstamm theilt sich im Allgemeinen in drei Hauptzweige, in das Aramäische von Aram, dem hebräischen Namen Syriens abgeleitet, wohin das Chaldäische und Syrische gehört, dem Canaanitischen und dem Arabischen. Da die Hebräer oder Israeliten, mit Recht das „Volk Gottes“ genannt, geistig und weltgeschichtlich den Höhepunkt des Semitenthums bildeten, so muss auch ihre Sprache an die Spitze der semitischen Sprachgruppe gestellt werden, ähnlich wie das Sanskrit, die alte Hindusprache unter den indogermanischen Sprachen obenansteht. Die hebräische Sprache ist das älteste, reinste, edelste und würdigste Idiom jenes westasiatischen Völker- und Sprachstammes, welcher, ausser Palästina, dem eigentlichen Vaterlande, wo noch etwa tausend Familien sind, Syrien, Mesopotamien, Babylonien, Aethiopien und Arabien umfasste. Sie ist das Organ und die Bewahrerin origineller religiöser Geheimnisse und Wahrheiten des gesammten Volksstammes, dem sie angehört. Merkwürdiger Weise gieng diese Sprache nur von einem kleinen Volke aus, als welches es auf dem Schauplatze der Geschichte hervortrat; denn wie die ältesten nationalen Sagen berichten, kam der Stammvater desselben Namens Thara, Abrahams Vater, als Oberhaupt eines Nomadenzuges um 2200 v. Chr. über den Euphrat. Anfangs weidete er seine Heerde in Chaldäa, dem Urlande der Hebräer, und gelangte unter Abrahams Leitung, dem Anfänger einer neuen Geistesentwicklung nach Canaan, und endlich infolge einer Hungersnoth nach Aegypten. Hier trat Moses auf, eine der hervorragendsten Persönlichkeiten in der Weltgeschichte als philosophischer Gesetzgeber und Religionsstifter, inmitten eines unter dem schweren Drucke der Pharaonen schmachtenden und

verwilderten Volkes, welches er zu retten berufen war, indem er dasselbe politisch wie religiös bildete und somit befähigte, unter andern Culturvölkern eine hohe Stellung einzunehmen.

Von Moses Zeit an, um 1500 v. Chr., beginnen auch die ersten schriftlichen Aufzeichnungen, sehen wir von denen der Aegypter ab, welche, seitdem einige Papyrusrollen entziffert worden sind, als die frühesten gelten, wiewohl jene nicht Moses selbst zum Verfasser haben, was sich sowohl aus dem Sprachstyle, als auch aus dem Inhalte selbst ergibt. Buchstabenschrift zwar kannten die Hebräer schon zu Mosis Zeit; die ältern Schriftzüge sind aus dem phönizischen Alphabet entlehnt. Der Ausdruck «hebräische Sprache» findet sich im alten Testamente nicht vor, dafür die «Sprache Canaans» oder die «jüdische Sprache»; auch wurde sie wegen ihres Inhalts die «heilige Sprache» genannt, und um sie von der aramäischen Landessprache Palästina's zu unterscheiden, oder auch im Gegensatz zur griechischen. In ihrer frühesten Entwicklung schon muss sie sehr gebildet und wohlklingend gewesen sein; denn von der arabischen Sprache allein wurde sie an Reichthum und Bildsamkeit übertroffen, und es steht das Hebräische gewissermassen zwischen der weit entwickeltern arabischen und aramäischen in der Mitte.

Das gesammte Literaturthum des hebräischen Volkes, dessen Blüthe in die Zeit vor der Begründung des Königthums bis zu Anfang des siebenten Jahrhunderts fällt, beruht auf der Jehovaidee, d. h. auf der Idee „Eines Gottes, der da ist, der da war und der da sein wird,“ auf dem im Gegensatz zu dem Heidenthum scharf abgegrenzten „Monotheismus“, wie er im alten Testament enthalten ist, welches griechisch das „Buch“ (τὸ βιβλίον) oder auch das „göttliche Buch“ (τὸ βιβλίον θεῶν) heisst. Von keinem andern semitischen Volke sind so zahlreiche Schriftdenkmäler auf uns gekommen, wie von dem hier besprochenen. Es sind theils episch-historische, theils prophetische, theils episch-lyrische. Zu ersterer Gattung gehören die fünf Bücher Mosis (der Pentateuch d. i. nach hebräischer Bezeichnung die «Thora» [das Gesetz]) welche bekanntlich in ihrer jetzigen Gestalt keineswegs von Moses herrühren, sondern zur Zeit des Exils von 604 bis 535 v. Chr. verfasst und älteren Quellen,

die nicht über die davidisch-salomonische Zeit weit hinausreichen, zu einem Kanon der hebräischen Religion, Sitten und Nationalität bearbeitet wurden. Dieser wird stets als ein Schatz von Weisheit gelten, aus welchem sich die Grundsätze aller moralischen und socialen Ordnung herleiten lassen, denn Moses war kein gefühlloser hierarchischer Priester, der sein Volk nur auf den Himmel vertröstete; sein genialer Geist schuf die Israeliten oder Juden, deren Gesamtzahl auf der ganzen Erde auf drei bis vier Millionen angeschlagen wird, nicht nur zu einem Volke um, sondern zeichnete denselben auch die Bahnen vor, auf denen sich dessen mehr als eintausendjährige Entwicklung vor Allem religiös und religiös-politisch erfolgreich und gross erwiesen hat. Er kämpfte für das irdische Wohl seiner Brüder und litt für sie. Das Buch Josua ist jünger als das Buch der Richter, welches in die Zeit David's zu setzen ist; ferner sind die Bücher Samuels zur Zeit der Trennung der Reiche Juda und Israel um 975 geschrieben; die Bücher der Könige wurden gegen Ende des babylonischen Exils verfasst; die Bücher der Chronika sind aus noch späterer Zeit, auch das Buch Ruth, sowie Esra und Nehemia. Die prophetischen Schriften enthalten die Denkmäler der Propheten, welche die Wächter des Gesetzes und des nationalen Geistes waren, gegenüber der Naturvergötterung und dem Baaldienste der Assyrier. Man unterscheidet sie nach ihrer grösseren oder geringeren Bedeutsamkeit als die sogenannten grossen Propheten, nämlich Jesaias, der schon gegen den Opferdienst mit den denkwürdigen Worten kämpfte: «nur ein reines Herz gelte vor Gott», Jeremias, dessen «Klagelieder», Elegien über die Verwüstung Jerusalems, zu den schönsten Erzeugnissen der hebräischen Poesie gehören, Ezechiel, dessen Weissagungen von hoher Begeisterung zeugen, welche dem Zeitraume von 756 bis 572 angehören und Daniel, dessen Schriften prophetischen und historischen Inhalts sind — und ferner als die zwölf sogenannten kleinen Propheten, wie Hosea, Joel, Amos, Jonas, Micha, Nahum, Zephanja, Habakuk, Obadja, Haggai, Sacharja und Maleachi, welche dem Zeitraum von 811—440 angehören. Zu den lyrischen, rein poetischen Schriften gehören die Psalmen, zum Theil von David, aber

auch aus späterer Zeit, die bereits angeführten Klagelieder und das Hohelied, eine Sammlung von Liebesliedern, wahrscheinlich aus Salomo's Zeit, von verschiedenen Verfassern; der Prediger Salomo oder Kohrleth, dem als höchster Lebensgrundsatz die Mahnung gilt: «fürchte Gott und halte seine Gebote»; lebte in der persischen Zeit; das Buch Hiob ist aus der Zeit des babylonischen Exils. Die sämtlichen alttestamentlichen Schriften sind somit vom mosaischen Zeitalter an bis in die makkabäische Zeit um 135 entstanden, und der Abschluss derselben ist um das Jahr 150 v. Chr. erfolgt. Wir haben diese Schriftensammlung als ein welthistorisches Werk zu betrachten, indem es den geschichtlichen Entwicklungsgang eines der merkwürdigsten Völker der Erde enthält, und eine unerschöpfliche Quelle religiöser Bildung und des Trostes ist, wenn es zeitgemäss erklärt und verstanden wird.

Die hebräische Dichtung, in welcher der Gedanke der freien Persönlichkeit mittelst Erkenntniss Gottes in erhabener Grösse hervortrat, ist ihrem eigentlichen Wesen nach vorwiegend lyrisch und didaktisch; die epische und dramatische Poesie blieb bei ihren Anfängen stehen; sie kam zu keiner durchgreifenden Entwicklung, wie aus alten Heldenliedern in dem sogenannten „Liede der Deborah“, einer hebräischen Prophetin und Heldin, welches uns in dem Buche der Richter (Cap. 5) aufbewahrt worden ist, und in den Heldensagen Simson's, sowie aus den Wechselreden im Buche Hiob und aus den Wechselgesängen des Hohenliedes hervorgeht. Der Semit besitzt kein Epos, weil er keine Mythologie, keine Götter besitzt, welche mit den Menschen auf weitem Schlachtfelde kämpfen.

Die Blüthe der religiösen Kunstlyrik erscheint in den Psalmen (von ψάλλειν, psallere, d. i. die Laute der Zither spielen, wonach sie gesungen wurden). Es giebt deren 150, wovon 71 dem König David beigelegt werden, und sie sind im Allgemeinen lyrische Gesänge oder Oden und Hymnen, welche den echten, weil unmittelbarsten dichterischen Ausdruck und begeisterten Aufschwung des Hebräerthums kennzeichnen. In Jeremias Klageliedern über die Verheerung Jerusalems im Jahr 588 v.

Chr. nimmt die schwungvolle Psalmendichtung den Charakter des Tiefelegischen an: des Sängers Seele weint unablässig im Stillen:

O würde mein Haupt zu Wasser und
mein Auge ein Thränenquell,
Dass ich weinen könnte bei Tag und Nacht
über die Erschlagenen meines Volkes!

Reinweltlich-lyrisch ist das mit Unrecht Salomo beigelegte Hohelied (schir haschirim d. i. Lied der Lieder), die duftige Blüthe einer Dichtung aus Nordpalästina im 9. Jahrhundert v. Chr. Es enthält die schönsten Volkslieder der Liebe und Treue, daher sie mit der indischen Gitagowinde verglichen worden sind. Ein Sehnsuchtsruf Sulamit's nach ihrem Hirtengeliebten eröffnet das Gedicht wie folgt:

Stark wie der Tod ist die Liebe,
Fest wie die Hölle hält heisse Minne.
Ihre Gluthen sind Feuergluthen,
Eine Gottesflamme.
Wasserwogen löschen die Liebe nicht,
Ströme fluten sie nicht hinweg.
Böte Einer all' seine Habe um die Liebe,
Hohn und Verachtung würde ihm nur etc.

Dem lyrisch-didaktischen Buche Hiob liegt wahrscheinlich eine uralte Sage zu Grunde; es ist aber erst in der nachexilischen Zeit gedichtet, der Verfasser jedoch ist, wie der des Hoheliedes unbekannt. Seine nachexilische Entstehung ergibt sich daraus, dass der Satan darin erwähnt wird; denn die alte mosaische Lehre wusste nichts vom Teufel, ebensowenig von einer Fortdauer des Menschen nach dem Tode; auch zeigt sich Bekanntschaft mit persisch-zoroastrischen Glaubenslehren. Es erscheint diese Dichtung als ein echtes Bibelepös, das vielleicht zuerst die grosse Lebensfrage aufwarf: «Was ist des Menschenlebens wahrer Sinn und wahres Frommen? Hiob ist nicht ohne tiefen Sinn als der «hebräische Ernst», auch als die «erste Theodice» d. i. eine Rechtfertigung Gottes und seiner Weltregierung, gegenüber dem Unglück und dem Bösen in der Welt, bezeichnet worden. Gustav Baur stellt dieses herrliche Kunstwerk des hebräischen poetischen Geistes der göttlichen Komödie Dantes zur Seite,

indem er meint, es sei das grösste Gedicht von specifisch-religiösem Inhalt aus vorchristlicher Zeit. Ein plastisches Epos ist es demnach nicht, wie ein solches in der Sanskritliteratur gefunden wird, sondern musikalische Lyrik, das Ergebniss der hebräischen Gemüthsstimmung in ihrem Verhältnisse zum Jehovahglauben, welcher darin verherrlicht werden soll. Selbst die hebräische Sprache trägt den Charakter des Gemüthvollen an sich, weil sie einen wesentlichen Unterschied zwischen prosaischer und poetischer Form nicht kennt; denn das bekannte «Ebenmass der Satzglieder (Parallelismus membrorum) ist richtig «Gedankenrythmus» genannt worden, da er der prosaischen Schreibart eigen ist. Es erscheint daher die Lyrik, diese subjective Poesie, recht eigentlich als der Grundton des Hebräerthums auf dem Gebiete der Kunst.

Während unter der glänzenden Herrschaft des Königs David die lyrische Poesie in den Psalmen erblüthe, erlangte die didaktische ihren Höhepunkt unter Salomo, und hinterliess zwei bedeutende Dichtungen. Die Sprüche Salomo's und den Prediger Salomo oder Koheleth (Ecclesiastes), welcher aber keineswegs von jenem König verfasst ist, sondern erst um 300 v. Chr. gedichtet wurde. Jene sind eine reichhaltige Sammlung von Sentenzen, ein schönes Denkmal hebräischer Spruchweisheit. In letzterem giebt sich eine Art Lebens-Ueberdruß und Weltekel kund, wenn der Prediger das eitle Ringen des Menschen mit den Worten charakterisirt: «Alles menschliche Streben und Hoffen sei eitel, das einzig Gewisse sei unsere Pflicht, den Geboten Gottes gehorsam zu sein, Glück und Reichthum habe keinen Bestand, das Streben nach Weisheit führe zu keinem befriedigenden Ziel, und man wisse nicht, ob der Geist des Menschen nach dem Tode nach oben steige, und scheint somit dem wiederholten Ausrufe seiner Brust Luft zu machen: «O Eitelkeit der Eitelkeiten! Alles ist eitel!»

Die Schriften der Propheten, welche die Träger der öffentlichen Meinung, als Vertreter des Volkswohls den königlichen Gewaltherrschern gegenüber waren, sind daher recht eigentlich Tendenzreden und Dichtungen gleichen Inhalts, von tief-nationalem Gefühl und glühender Begeisterung getragen, und mit treffender Seherkraft in die Zukunft begabt. Wir können demzu-

folge das Prophetenthum der Hebräer als eine ganz eigenthümliche Richtung der alten Welt betrachten.

Folgende Sprüche Salomonis mögen hier wegen ihres ewig wahren Inhalts eine Stelle finden:

Der Pfad des Frommen ist dem Lichte gleich,
Das leuchtend wandelt bis zum vollen Tag,
Der Weg der Bösen gleicht der Finsterniss,
Sie wissen nicht, woran sie straucheln können

Schmiede gegen deinen Freund nichts Böses,
Wenn er sorglos bei dir wohnt.
Hadre mit keinem ohne Ursach',
Wenn er Dir nichts zu Leide thut.
Eifre nicht dem Manne der Gewaltthat nach,
Und wähle keinen seiner Wege.

Sechs Dinge sind es, die Jehovah hasst,
Und sieben in der Seele ihm ein Greuel.
Hohe Augen, lügenhafte Zunge,
Und Hände, die unschuldiges Blut vergiessen.
Ein Herz, das böse Pläne schmiedet,
Füsse eilig, um zum Bösen hinzulaufen,
Wer als falscher Zeuge Lügen bläst
Und wer Hader stiftet unter Brüder.

Das hebräische Volk hat sich niemals in politischer Hinsicht hervorgethan, niemals ist es durch Eroberungen und Siege zu grosser Macht und äusserem Ansehen gelangt, niemals hat es auf andere Völker einen weitgreifenden Einfluss ausgeübt; im Gegentheil wurde es von Nachbarvölkern von Zeit zu Zeit, ja später selbst von den Christen verfolgt und schwer heimgesucht. Wenn nun schon während der sogenannten babylonischen Gefangenschaft die hebräische Nationalität und die Jehovahreligion immer unaufhaltsamer zugleich mit der schönen Sprache und Literatur verfiel, so war dies noch mehr der Fall nach der von Cyrus erlaubten Rückkehr in ihr Vaterland, und sogar bei den in Palästina zurückgebliebenen Juden, die unter den despotischen Druck der Seleuciden um 300 v. Chr. schmachteten, bildete sich die hebräische Sprache in die syrochaldäische Mundart um, und die Kenntniss der

alten hebräischen Muttersprache verfiel dergestalt, dass es der griechischen Dolmetschung und syrochaldäischen Erklärungen bedurfte, um ihnen den Sinn der Religionsurkunde verständlich zu machen. Hatte sich doch die griechische Sprache infolge der weitgehenden Eroberungszüge Alexanders des Grossen so allgemein verbreitet, dass die hebräische Bibel für das weitere Verständniss unter dem ägyptischen König Ptolomäus Philadelphus um die Jahre 287 bis 246 v. Chr. von siebenundsiebzig eigentlich zweiundsiebzig Gelehrten ins Griechische übersetzt werden musste, daher diese Uebersetzung die «Septuaginto» genannt wurde. Nach dieser Zeit bildete sich die sogenannte Kabbala d. i. «empfangene Lehre», nämlich die jüdische Geheimlehre, deren Anhänger, asiatische Mystiker und Philosophen, vorgaben, einen solchen Unterricht habe schon Adam von dem Engel Raphael in einem Rasiel (Raziel, d. i. Geheimniss Gottes) benannten Buche empfangen, welches ihm alle Geheimnisse der Natur enthüllte, und ihm die Macht über die sichtbare und unsichtbare Welt verlieh, sowie durch mündliche Ueberlieferung fortgepflanzt worden und so an Abraham gelangt sei, der sie von neuem in ein Buch «Jezira» gefasst habe; auch soll Salomo aus ihr besonders die ihm beigelegte Weisheit geschöpft haben. Die Kabbala, ihrem reinen Ursprunge nach, scheint die tiefere Weisheit der Patriarchen und ihrer Nachkommen in Israel zu sein. Indess wurde sie immer weiter ausgesponnen, auch entstellt, daher man sie auch für ein Gemisch von pythagoräischer und platonischer Philosophie mit altägyptischen und persischen Lehren hielt, welche von alexandrinischen Juden unter den Ptolomäern mit eigenen Religionsmeinungen verwebt worden. In den Schriften von Philo, einem gelehrten jüdischen Schriftsteller, kurz vor Christus in Alexandrien, wo er seine Bildung erhielt, zeigt sie sich vorherrschend. Ben Joseph Akiba, Rabbiner im ersten und zweiten Jahrhundert, Schüler des Gemaliel, verbreitete das Buch Jezirah und Ben Jochia oder dessen Schule verpflanzte diese Lehre durch das Buch «Sohar» über Physik, Metaphysik, über die Geisterwelt und Magie weiter fort,

und im Mittelalter verbreitete sie sich auch nach Spanien, wo im 11. Jahrhundert viele kabbalistische Schriften verfasst wurden. Um frühere Zeit bildete sich der Talmud, oder Thalmud, d. h. «Belehrung», welcher im weitern Sinne die ganze nachbiblische Entwicklung der jüdischen Lehre und den Complex des ganzen, deren Feststellung enthaltenen Schriftthums, sei es exegetischer, mystischer und legendenhafter Gattung, vorgeblich von Gott Mose zugleich auf dem Sinai mitgetheilte Erläuterungen des mosaischen Gesetzes, welche der heilige Rabbi Jehuda zu Anfang des 3. Jahrhunderts n. Chr. unter dem Namen Mischnajoth d. i. zweites Gesetz in ein System gebracht hat. Ein Auszug daraus, welcher zumeist chaldäisch ist, heisst die Gemara d. i. Erklärung. Den Grund zu dieser Sammlung legte Rabbi Jahanan in Palästina um 190 n. Chr. Unter den späteren Erklärern des Talmud, daher Talmudisten genannt, ist der berühmteste Maimonides Moses Ben Maimon, geb. in Cordova 1135, ein ausgezeichnete Mann, der den Juden nach Moses als der zweitgrösste Genius gilt und den sie den «Ruhm des Orientes und das Licht des Occidents» nennen. Seine Kenntnisse als Arzt und als Philosoph, seine Gelehrsamkeit, sein edler Charakter und glänzender Geist und vor Allem seine Werke verbreiteten seinen Ruf über das Abend- und Morgenland, über Arabern und Juden. Er starb 1204, und seine Leiche wurde nach Palästina gebracht.

Seit dem 2. Jahrhundert n. Chr. hatte sich das Neuhebräische oder Rabbinische gebildet, d. i. die Sprache des Talmud und der Rabbiner, das aber mehr oder weniger mit dem Aramäischen gemischt ist. Es ist eine sehr umfangreiche Literatur darin niedergelegt, die sich über die Länder dreier Welttheile erstreckt hat, wie Dr. Michael Sachs in seinem trefflichen Werke: «Die religiöse Poesie der Juden in Spanien» darthut. So sind diese neuhebräischen Dichtungen, welche sich sowohl durch ihre Schönheit, als auch durch ihre Ergebenheit auszeichnen, seit dem Jahre 1845, wo jenes Werk erschien, auch den Laien zugänglich geworden. Indess hat das Neuhebräische nicht nur aus andern semitischen Sprachen viele fremde Elemente in sich aufgenommen, sondern sogar aus dem Lateinischen.

Auch hierüber, sowie über die Einwirkungen der semitischen Sprachen auf das Griechische der Byzantiner und auf das spätere Latein hat sich der obengenannte Gelehrte in seinen „Beiträgen zur Sprache und Alterthumsforschung“ ausgesprochen.

Die hebräische Literatur erlangte während des Mittelalters unter den spanischen Juden eine Nachblüthe. Die neuhebräischen Dichter nämlich bildeten sich in Metrik, Strophenbau und Reim nach arabischen Vorbildern. Der Erste unter ihnen, welcher sich hierin hervorthat, war Salomo Ben Gabirol, der im Jahr 1064 starb und von Abu-Harun Ben Esra um 1164 an Formgewandtheit weit übertroffen wurde. In Kastilien zeichnete sich unter diesen neuhebräischen Dichtern Abul Hassan Juda Ha-Levi um 1080 als der vielseitigste und tiefste sowohl im religiösen als weltlichen Liede durch Wärme und Zartgefühl gleich aus. Dagegen trug Ben Salomo Alcharisi, der um 1250 starb, hinsichtlich der Meisterschaft der hebräischen Sprache bei einem gewissen Wettstreit, den Sieg dadurch davon, dass er das berühmte Makamenwerk des arabischen Dichters Hariri hebräisirte, und alsdann demselben eine selbstständige Makamendichtung zur Seite stellte.

Schon in sehr früher Zeit hatte das Hebräische dem Altbabylonischen, Chaldäischen, Samaritanischen, Syrischen und andern platten Dialekten, die sich in der arabischen Sprache verloren, weichen müssen, weil zu gelehrt für den alltäglichen Gebrauch eines geistig herabgekommenen und unwissenden Volkes. Nach der Zerstörung des Tempels durch die Römer im Jahre 70 n. Chr. blieb das Chaldäische die Vulgärsprache der zerstreuten Juden im Morgenlande. Die Chaldäer zeichneten sich bekanntlich auch in der Astronomie aus; ihre Berechnungen am Himmel reichen nachweislich bis 2234 v. Chr. zurück. Wir werden nun bei den Töchttersprachen des Hebräischen, dem Syrischen, Chaldäischen, Phönizischen und Aethiopischen uns nur kurz aufhalten, um bei dem Arabischen länger zu verweilen, da jene Sprachen nicht von so hoher Bedeutung sind.

Die syrische Sprache nannte man zum Unterschied von der chaldäischen oder ostaramäischen, welcher sie am nächsten verwandt ist, auch westaramäisch. Sie wurde von der

Linken zur Rechten gelesen, nicht wie das Hebräische von der Rechten zur Linken, so dass das Ende eines hebräischen Buches bei uns der Anfang ist. Syriens Lage war äusserst günstig, daher sich der grosse Reichthum und Wohlstand des Landes, sowie die frühzeitige Bildung der Bewohner in Künsten und Wissenschaften erklärt. Noch jetzt geben die umfangreichen Trümmer von Kunstwerken und Riesenbauten zu Heliopolis (Sonnenstadt), dem alten Baalbeck und in Palmyra Zeugnis hiervon aus der Zeit der Seleuciden um 300 v. Chr. Indessen hatten sich mehrere Dialekte in der syrischen Sprache gebildet, unter welchen der babylonisch-semitische der älteste und reinste in Folge des geistigen Fortschrittes der Nation war. Wie früh derselbe zu hoher Ausbildung gelangte, lässt sich nicht bestimmen. Zur Zeit Christi erscheint er als vollständig entwickelt. Der Artikel wird dem Hauptworte angehängt, anstatt „das Pferd,“ heisst es „Pferddas“; übrigens ist die Satzbildung äusserst einfach. Da aber den Syrern jenes Feuer der Begeisterung, jener geläuterte Geschmack und jene zarte Empfindung fehlte, so erreichte auch ihre Sprache und Literatur mit der hebräischen nicht gleichen Höhepunkt. Die Gelehrten hielten sich vornehmlich in Edessa auf, und von ihnen ging im 5. Jahrhundert die Bearbeitung der Grammatik aus. Im 7. Jahrhundert machte sich Jakob von Edessa um die Reinigung der Sprache verdient; als aber im 10. und 11. Jahrhundert die Herrschaft der Araber immer weiter um sich griff, wurde die syrische Sprache, die sich von dem Babylonischen nur sehr wenig unterschied, aus den Städten verdrängt, und in den nächsten Jahrhunderten verschwand sie auch auf dem Lande; im 13. Jahrhundert behandelte sie der gelehrte Barhebraeus bereits als eine todte Sprache, dagegen das Arabische sich zur Schriftsprache erhoben hatte. Als ältestes Denkmal gilt die Uebersetzung der Bibel, unter der Benennung „Peschito“, wahrscheinlich aus dem 2. und 3. Jahrhundert nach dem Original. Bis zum 7. Jahrhundert wurde auch das Neue Testament mehrfach übersetzt, sodann die Schriften der griechischen Kirchenväter u. a. Theophilus von Edessa übersetzte sogar zwei Bücher der Iliade, und der Perser Syntipas Aesop's Fabeln. Die Behauptung des gelehrten Nieobühn, dass die syrische Sprache noch gegenwärtig in einigen

Dorfschaften gesprochen werde, ist von spätern Reisenden, unter welchen auch der bekannte Burkhardt ist, widerlegt worden.

Das Chaldäische könnte auch im engeren Sinne das Babylonische genannt werden, weil Chaldäa als eine Provinz der asiatischen Landschaft Babylon westlich vom Euphrat und dem arabischen Meerbusen das Vaterland jenes Sprachidioms war. Es hatte sich während des Aufenthaltes der Juden im babylonischen Exil gebildet, und wurde nach der Rückkehr derselben allmählig die Landessprache von Palästina, ja sogar die Schriftsprache. Das Chaldäische und Hebräische als zwei nebeneinander bestehende Sprachen verhalten sich in ähnlicher Weise wie das Plattdeutsche und das Hochdeutsche. An Vocalen ist jenes ärmer als letzteres, daher es auch nicht so wohlklingend gewesen sein kann. Von dem Syrischen unterschied sich das Chaldäische fast nur durch abweichende Aussprache. Vielleicht war das eigentliche Chaldäisch die Sprache Jerusalems, während der galliläische Dialekt das Syrische oder richtiger die canaanitische Mundart mit ihrer breiten und schlecht accentuirten Aussprache war. So oft später im Alten Testament von hebräischer Sprache die Rede ist, haben wir die chaldäische zu verstehen, und die oft gebrauchte Bezeichnung syrochaldäisch erscheint als überflüssig und führt leicht zu einem sprachlichen Missverständniss. Obschon jetzt nicht von einer Nationalliteratur die Rede sein kann, so rühren doch die in chaldäischer Sprache abgefassten, noch vorhandenen Schriften von Juden aus der christlichen Zeit her, und finden sich in den sogenannten Targumim, d. h. in den Umschreibungen und Uebersetzungen der Bibel am besten erhalten, unter welchen sich das „Targum des Onkelos zum Pentateuch“ aus dem ersten Jahrhundert durch Reinheit und Einfachheit der Sprache auszeichnet.

Die apokryphischen Bücher, d. h. deren Sinn den Kirchenvätern verborgen blieb, nicht als ein vom heiligen Geiste inspirirter d. i. eingegebener erschien, daher als keine Gottesbücher, sondern Menschenbücher betrachtet, und dem öffentlich kirchlichen Gebrauche entzogen, nämlich das Buch Tobias, Judith, Jesus Sirach, die drei Bücher der Makkabäer, welche wahrscheinlich ursprünglich in chaldäischer Sprache abgefasst wurden. Des hebräischen Sprachidioms bediente sich auch der be-

kannte Geschichtschreiber Flavius Josephus zu seiner Schrift: „Geschichte des jüdischen Kriegs in 7 Büchern um 70 n. Chr. Das Buch Daniel, sowie Esra enthalten Bruchstücke, welche der Zeit der Keilschriftliteratur angehören, und gleichfalls chaldäisch geschrieben sind. Seltsam erscheint, dass der aramäische Zweig der semetischen Familie, obgleich ursprünglich in den grossen Königreichen Babylon und Ninive gesprochen, uns nur in der Literatur der Juden und der Christen Syriens erhalten sein sollte. Es mag unstreitig eine babylonische Literatur gegeben haben; denn die Weisheit der Chaldäer war zu berühmt geworden, als diess ohne Schriftthum hätte möglich sein können. Ehe Abraham nach Canaan auswanderte, muss er schon aramäisch gesprochen haben. Die Tafeln mit Keilschrift von Babylon und Ninive, welche vor nicht langer Zeit nach London gebracht worden und offenbar in einer semitischen Sprache geschrieben sind, wurden bereits früher schon nebst einem Briefe von Sir Henry Rawlinson erwähnt. Es giebt noch einen andern dürftigen Rest der ehemaligen Literatur der Chaldäer und Babylonier, nämlich das Buch Adams und ähnliche Werke, welche sich bei den sogenannten Mendäern oder Nazaräern, Johannisjüngern, einer seltsamen, in der Gegend von Bassora ansässigen Secte, erhalten haben. Nach der Zerstörung Jerusalems und des Salomon'schen Tempels durch Nebukadnezar im Jahr 587 wurde Babylon mehr als je zuvor der Mittelpunkt der Juden, die seit 607 dahin verpflanzt worden und deren Aufenthalt daselbst als die babylonische Gefangenschaft bezeichnet wurde, die nach 70 Jahren durch Cyrus ihr Ende erreichte. Das Chaldäische erhielt sich als die Vulgärsprache der im Morgenlande zerstreuten Juden, während der samaritanische Dialekt die Volkssprache bis zur Zeit der Eroberung des Landes durch die Araber um die Mitte des 7. Jahrhunderts n. Chr. gänzlich verschwand, worauf die arabische Sprache die allgemein herrschende wurde.

Das Phönizische gehört dem semitischen Sprachstamme an, und steht dem Hebräischen sehr nahe. Man hat dasselbe aus Inschriften kennen lernen, deren gegen 200 gezählt werden, und von welchen die grösste bei Sidon im Jahr 1854 gefunden wurde: sie besteht aus 22 langen Zeilen, und ist am

Sarkophage des Königs Esmunazar eingegraben; auch ist 1845 in Marseille ein Reim ausgegraben worden, welcher einen Opfer-tarif in 21 beschädigten Zeilen enthält. Aus Alledem und aus dem bei alten Schriftstellern vorkommenden phönizischen sowie punischen Eigennamen, Glossen und Texten folgerten die Sprachgelehrten, dass diese Sprache vermöge ihrer Vocallosigkeit und Schrift die Muttersprache sowohl aller semitischen Sprachen, als auch der griechischen sei, aus welcher die lateinische und mittelbar sämtliche europäische Schriftarten entstanden seien, eine Ansicht, welche durch jene Inschriften auf Denkmünzen bestätigt wird. Einer alten Sage zufolge, soll Taaut der Erfinder der Buchstaben sein; allein Plato hält ihn für einen ägyptischen Priester. Die Meinung, dass er unter den Phöniziern lebte, mag daher rühren, dass diese infolge ihres Welthandels zur Verbreitung der Buchstaben viel beigetragen haben. Durch sie vornehmlich hat das Semitentum des Westens seine weltgeschichtliche Bedeutung erlangt, indem sie den Handelsverkehr des Ostens mit dem Occident vermittelten, ihre Städte zu Stapelplätzen des assyrischen und babylonischen Gewerbflusses machten; denn die Phönizier haben sich mehr durch Kunstfleiss und Handel hervorgethan, als in den schönen Künsten und Wissenschaften etwas Besonderes geleistet. Tyrus und Sidon wurden der Mittelpunkt des Welthandels und der Völkerverbindung, und ihr Glanz und ihre Pracht waren bis in die Zeit Alexanders des Grossen zu schauen. Carthago besass einen prachtvollen Tempel auf der Burg; auch hatte es einen grossartigen Hafenbau und um den innern Hafen lief eine ionische Säulenstellung, deren Form griechischer Architektur nachgebildet war.

Dem Hebräischen steht das Phönizische hinsichtlich der Wurzelwörter und Formbildung am nächsten, nur selten dagegen erinnert es an das Aramäische und Arabische. Der Einfluss griechischer Bildung äusserte sich auf das phönizische Volk so tief eingreifend, dass die echte phönizische Sprache wenigstens in den Städten verschwand. Das Punische ist von dem alten Poeni oder Phoeni abzuleiten, weicht nur wenig vom Phönizischen ab, wie nämlich die Griechen die gesammten Völkerschaften vom Libanon an, bis zu dem mittelländischen

Meere im Süden Phönizier, die Römer hingegen Punier nannten. Das Maltesische ist kein Ueberrest des alten Punischen, sondern ein mit arabischen, italienischen und noch andern Fremdwörtern gemischter Dialekt. Eine grosse Aehnlichkeit soll sich zwischen der alten phönizischen Sprache und der kopstischen erkennen lassen. Infolge vieler Colonien war die phönizische Sprache über Afrika, Cypern, Sardinien, Sicilien und Spanien verbreitet worden; am längsten hat sie sich an der afrikanischen Küste erhalten, wo sie nach glaubwürdigen Zeugnissen noch im 5. Jahrhundert n. Chr. gesprochen wurde.

Der Anfang des Vaterunsers lautet wie folgt: „Missier tanai, inti li dal sema, im bierec i nom tcah,“ d. h. Vater (eigentlich mein Herr) unser in dem Himmel, gesegnet der Name dein.

Die Literatur dieses Volkes, dessen religiöser Cultus mit dem babylonischen in genauer Beziehung stand, scheint ziemlich reichhaltig gewesen zu sein. Der älteste phönizische Schriftsteller, ausser einigen andern, heisst Sanchoniathon, der um 1250 gelebt und eine Geschichte Phöniziens geschrieben haben soll. Es hat sich wirklich ein aus den Tempelarchiven zusammengesetztes, dem König Abibal, Vater Hiram's gewidmetes Werk in 9 Büchern vorgefunden, welches Herenius Philo aus Byblos um Christi Geburt ins Griechische übersetzt hat. Unter den Puniern oder Carthagern wird der Schriftsteller Macho, ein Suffet, genannt, der ein Werk über Ackerbau geschrieben hat, welches Cassius Dionysius aus Utica ins Lateinische übertrug. Leider zerstörten Römer die Bibliothek in Carthago, darum von jenem Werke nichts auf die Nachwelt gekommen ist. Die bedeutendsten Ueberreste in punischer Sprache befinden sich in einem Lustspiele des römischen Dichters Plautus, nämlich in dem Stücke „Pönilus.“

Die nun folgende Sprache, das Aethiopische, führt uns in das ehemalige Reich Aethiopien oder Mohrenland in Afrika, in neuerer Zeit Abyssinien oder Habesch genannt, das im Osten vom rothen Meere, im Süden und Westen von Nigritien begrenzt und von vielen hohen Bergen, wo der Nilstrom entspringt, durchzogen wird. Das Aethiopische wird in Habesch selbst „lesana gees“ d. h. Sprache des Studiums, gebildete Sprache, vom Volke Geessprache genannt. Um das 14. Jahrhundert führte ein Dy-

nastiewechsel das Amharische ein, als die Herrscherfamilie auf den Thron kam, und seitdem wurde das Aethiopische die Gelehrtensprache. Auch sie gehört ihrem eigentlichen Wesen nach, dem semitischen Sprachstamme an, und ist der arabischen am verwandtesten, sowohl hinsichtlich ihres Baues als auch einer strengern Durchbildung gewisser Lautgesetze; im Allgemeinen ist es einfacher als das Arabische, da die Satzbildung bei weitem nicht so entwickelt und in lexicalischer Hinsicht ziemlich dürftig ist. In Habesch wird es nicht mehr rein gesprochen; hat sich aber in den heiligen Schriften und ähnlichen Werken aus dem 3. und 4. Jahrhundert erhalten.

Das Amharische, nach der Provinz Amhara, einem Haupttheile des abyssinischen Reiches so genannt, ist seit dem Aussterben des Aethiopischen die Hauptverkehrssprache Abysiniens. Sie schliesst sich unter den semitischen Sprachen dem Aethiopischen sowohl grammatisch als lexicalisch am meisten an, und kann als die Tochter eines dem Aethiopischen nächstverwandten altamharischen Dialekts bezeichnet werden. Obgleich das Amharische keine eigentliche Literatursprache genannt werden kann, so ist doch, namentlich in den letzten drei Jahrhunderten, Mancherlei darin geschrieben worden, theils Uebersetzungen und Erklärungen biblischer und anderer äthiopischer Bücher und Vocobularien, theils kurze Geschichtsabrisse, dogmatische und ethische Compendien, Beichtformulare u. a. für das gemeine Volk bestimmt. In den äthiopisch-amharisch geschriebenen Büchern der einheimischen Königsgeschichte werden sogar ältere amharische Gedichte mitgetheilt. In Europa ist von allen diesen Schriften nur wenig bekannt; denn gedruckt sind bis jetzt nur Missionschriften.

Wir wenden uns jetzt einem der eigenthümlichsten und einflussreichsten Culturvölker der Weltgeschichte, dem arabischen Volke, zu. Wir haben es hier mit dem letzten Idiom semitischer Sprache und Literaturentwicklung zu thun, welches zu den ältesten Flexionssprachen der culturhistorischen Völker gehört, die ursprünglich in Asien als der Wiege aller Anfänge geistiger Bildung gesprochen wurden. Die arabische Sprache, die entwickeltste, reichste und geschmeidigste unter den semitischen Töchtertsprachen, wird von den Arabern selbst, die sich in

frühester Zeit aus dem Dunkel der Barbarei und dem Jägerleben emporgearbeitet, und sogar einige Cultur sich angeeignet hatten, ihrem Alter nach bis über die Zeit Ismaels, eines Sohnes Abrahams, hinausgeführt. Sie macht zugleich mit dem Aethiopischen den südlichen Zweig des semitischen Sprachstammes aus. Einer arabischen Sage nämlich zufolge, soll Janreb Abul Jemen Begründer derselben sein, indem er das aramäische Idiom in das arabische umgestaltet habe. Was jedoch ihr wirklich cultursprachliches Vorhandensein anlangt, so reichen die geschichtlichen Nachrichten nicht weit über Mohammed's Zeit, also das siebente Jahrhundert hinaus.

Es lässt sich der gesammte Culturgang des arabischen Volkes geschichtlich wie sprachlich und literarisch in zwei grosse Abschnitte theilen: in den vormohammedanischen und den nachmohammedanischen. Ein Kenner des Araberthums behauptete unbestritten richtig, dass nämlich die Araber sich seit frühester Zeit in zwei Classen theilten, in wandernde Hirten oder Bedewinen, auch Beduinen genannt, d. h. Bewohner der Wüste, und in Ansässige, Bewohner der Städte und Dörfer. Die letzteren lassen schon auf einen gewissen Culturgrad schliessen; jene dagegen durchziehen in einzelnen, unabhängigen Stämmen die unabsehbaren Wüsten zwischen Euphrat und Nil bis tief in die arabische Insel hinein. Ihr Besitzthum besteht in Kameel- und Schafheerden, ihre Wohnungen sind einfache Zelte, vermitteltst welcher sie von Oase zu Oase ziehen können. Sie kennzeichnen sich durch Tapferkeit und Gastfreundschaft, ein allgemeiner Charakterzug des Morgenlandes, durch Treue in der Freundschaft wie Rache in der Feindschaft. Lange vor Mohammed's Zeitalter theilte sich die arabische Sprache nach den verschiedenen Stämmen und Provinzen, des Clima's, der Sitten und Gebräuche, sowie des Verkehrs mit andern gebildeten Völkern neben unbedeutenderen Mundarten, wie die der Hedschas, der Tajiten u. a., die sich nur durch eine mehr, oder weniger abweichende Aussprache unterschieden, in zwei Hauptdialekte, in den nördlichen, welcher durch den Koran allgemein herrschende Bücher- und Umgangssprache in der ganzen Ausdehnung des arabischen Reiches wurde, und in den südlichen oder himjaritischen. Himjariten nämlich ist der Name eines arabischen Stammes, der seinen Ursprung auf Himjar, einen Enkel Sabas und Nachkommen

Joktans, eines der beiden mythischen Urväter des ganzen arabischen Volkes zurückführt, und etwa 3000 Jahre vor Mohammed im südlichen Arabien oder Jemen zur Herrschaft gelangte. Die Himjariten besaßen eine eigene Schrift und sprachen eine eigenthümliche, dem Aethiopischen näherstehenden Dialekt des Arabischen, das sogenannte Himjaritische, in welchem viele in neuerer Zeit aufgefundene Inschriften abgefasst sind. Als ältere Mundart reicht es über das mosaische Zeitalter hinaus und war der Hauptdialekt der beiden frühesten Reiche Arabiens, des südlichen in Jemen, dem sogenannten glücklichen Arabien, und nordwestlichen, bis sich der Stamm Koraisch erhob, dem die Aufsicht über die Kaaba, den grossen Tempel al Hameron in Mekka, über die Hauptstadt ganz Arabiens und Geburtsortes des Propheten Mohammed anvertraut war. So bildete sich eine zweite alte Mundart, die koraischitische seit dem 6. Jahrhundert vor Allem dadurch aus, dass in dem Dialekte der Nezariten oder Koraischiten Dichter auftraten und derselbe durch Mohammed die Oberherrschaft, der seinen Koran darin schrieb, in ganz Arabien verbreitete. Durch letzteren wurde die Schriftsprache, sowie die erste literarische Richtung und der neue Nationalcharakter der Araber bestimmt, da überhaupt mit Mahommed sich die glänzendste Zeit dieses Volkes auch für dessen Literatur eröffnete. Indess gab es schon lange zuvor gefeierte Dichter und Sänger, die, von den Reizen einer ewigblühenden Natur und eines heitern Himmels geweckt und angeregt, die Helden und Edlen des Volkes und die Schönen in Liedern besangen, und so auf die späteste Nachwelt brachten. Die ältesten Schöpfungen der arabischen Poesie sind daher Volkslyrik, der sich zugleich epische und didaktische Elemente beigemischt haben. Vor Mohammed's Zeit war der arabische Poet noch in einer Person Krieger und Bedewine, und besang selbst durchfochtene Kämpfe in feurigen Stegreifliedern. Der zuerst erwähnte Volkslyriker ist Muhalhall, welcher zugleich der poetischen Sprache bestimmte Regeln nach Sylbenmaass und Reim gab. Einer der frühesten Sänger und Kriegshelden ist auch Taabbata Scharran, dessen Leben noch in die sagenhafte arabische Vorzeit fällt. Von Schanfara, einem aben-

teuerlichen Sänger und Krieger, der indess weniger mythisch als Scharran ist, möge hier der Anfang einer trefflichen Kaside folgen:

Ihr Söhne meiner Mutter lasst nur traben eure Thiere!
Denn scheiden will ich nun von euch zu anderem Reviere.
Auf Erden steht dem Edlen noch ein Port vor Kränkung offen,
Ein Zufluchtsort, wo er von Hass und Neid nicht wird betroffen.
Gesellen find ich ausser euch, den Panther mit der Mähne,
Den Wolf, den abgehärteten, die struppige Hyäne;
Die Freunde, die ein anvertraut Geheimniss nicht verrathen
Und ihren Freund nicht geben preis für seine Frevelthaten.
Jedweder ist ein Muthiger; nur, wo es herzufallen
Auf Feindesvortrab gilt, bin ich der Muthigste von Allen;
Doch nicht, wo man die Hände streckt, Mundvorrath zu empfangen,
Bin ich der Schnellste, schneller ist der Gierigsten Verlangen.
Dies, weil ich unumwunden will mich über sie erheben;
Denn der verdient den höchsten Rang, wer ihn weiss zu erstreben.
Entbehrlich aber machen wir solch' Einen, der verbinden
Nicht Gutthat kann, indessen Verlass nicht ist zu finden.
Die drei Gefährten, die ich hab', ein Herze kühn gewogen,
Ein blankes wohlgeschliffnes Schwert, ein langer brauner Bogen,
Von Knaufen und von Troddeln schmückt, sammt seinem Wehrgehänge,
Der, wo von ihm der Pfeil entfliegt, aufseuzt, wie die betrübte
Klagmutter, die um Sohnes Tod Wehruf und Schmerzlaut übte etc.

Rückert.

Gesänge dieser und ähnlicher Art pflanzten sich von Mund zu Mund fort, und fanden Nachahmung. So hatte sich ein grosser Liederschatz angesammelt, welchen Abu Temmam nach Anfang des 9. Jahrhunderts n. Chr., der die einzelnen Lieder nach mündlicher Mittheilung niederschrieb, in ein Liederbuch vereinigte, nach der Ueberschrift seiner ersten Abtheilung Hamâsa d. i. Tapferkeit, und von Rückert übersetzt 2 Bde. 1846. Im Eingange zu jener Sammlung hat er die arabische Poesie in folgender Strophe treffend charakterisirt:

„Die Poesie hat hier ein dürft'ges Leben
Bei durst'gen Heerden im entbrannten Sand,
Mit Blüthenschmuck und Schattenduft umgeben,
Mit Abendthau gelöscht den Sonnenbrand,
Verschämt, versöhnt ein leidenschaftlich Streben
Durch's Hochgefühl von Sprach und Stammverband,
Und in das Schlachtgraue Liebe selbst gewoben,
Die hier auch ist, wie überall von oben.

Genannte Sammlung giebt von 521 Dichtern und 56 Dichterinnen, unter welchen letzteren vorzüglich Tomadhir, genannt El Chansa, d. i. die Strumpfnase gefeiert war, grössere und kleinere Dichtungen und zerfällt in zehn Bücher verschiedener Liedergattungen. An diese ältere Sammlung schliessen sich später noch einige, unter welchen die von Abu Boktheri (gest. 898 n. Chr.) veranstaltete, sowie die durch Abulfaradi Isfahni (gest. 966) unter dem Titel „Kitab al agani (Buch der Gesänge) zusammengestellte und mit Biographien von 395 Dichtern nebst Anthologien, die wichtigsten sind. Noch müssen wir sieben Gesänge als Ergebnisse der poetischen Wettkämpfe anführen, die alljährlich während des grossen Marktes zu Mekka, und im 5. Jahrhundert n. Chr. zu Okadh stattfanden. Das Gedicht nämlich, welches den Preis erhielt, wurde mit goldenen Buchstaben auf persische Seide geschrieben und in der Kaaba zu Mekka, dem uralten Nationalheiligthum, aufgehängt. Man nannte sie Moallakât, d. i. die Aufgehängenen, worin der Dichter theils seine Schicksale und Thaten, theils seine Abenteuer mit tiefer Empfindung, hohem Schwunge und in reichen Bildern und Sprüchen besingt. Vergl. Weil: „Die poetische Literatur der Araber vor Mohammed, und Uhlwardt: „Ueber die Poesie der Araber, Gotha 1856. Die preisgekrönten Sänger der Moallakât, unter welcher Benennung diese Gedichte der Vergessenheit entrissen wurden, heissen Tarafa, der zwischen 560—70 ermordet wurde, Suheir, Antara, mit Beinamen El Fewares, d. i. der Fels, Amru und Hareth nach der Mitte des 6. Jahrhunderts, Lebid nach der Mitte des 7. Jahrhunderts und Amrilkais, den Hammer-Purgstall Imriolkais nennt und von ihm berichtet: Dieser Dichter, welchen Mohammed den „Fahnenträger zur Hölle“ nannte, gelangte durch seine Lieder, seine Schicksale und seine Liebesabenteuer mit Oneisa, die er mit ihren Gespielinnen beim Baden überraschte, unter seinem Volke zu universeller Berühmtheit. Seine erotischen Lieder sind Juwelen der arabischen Poesie und enthalten eine Fülle zarter und glücklicher Naturbeobachtungen mitten unter der südlichen Sinnesglut und Lüsternheit. Der bereits genannte namhafte Gelehrte hat in seiner „poetischen Literatur der Araber“ (1850 Fr. 4 Bde. gr. 4) einem grossarti-

gen Werke deutschen Fleisses, die Portraits von mehr als 3000 arabischen Dichtern und Schriftstellern gegeben. Aus der Benennung des obigen Dichters von seiten Mohammeds ergiebt sich hinlänglich, dass er die Poesie, welche er des „Teufels Psalterton“ nannte, verabscheute. Dieser Geist ist auch auf seine Nachfolger, die Khalifen, übergegangen. „Besser ist es“, lehrte er, „dass Ihr Euch den Bauch mit Euter verstopft als mit Poesie. In der 26. Sura des Koran heisst es: auf die Poesie habe sich der Teufel niedergelassen.“

Trefflich sind folgende Lehrsprüche, die Jesid Ben Elhakam seinem Sohne Bedr giebt:

O Bedr, es thut sich ein weiser Mund
Verständ'gen Sinn in Sprüchen kund.
Bleib' deinem Freunde treu in Liebe;
Lieb' ist Nichts werth, die treu nicht bliebe.
Erkenne deines Nachbars Rechte;
Ein Edler kennt des Rechtes Mächte.
Bedenk', dass du von deinem Gast
Schelt' oder Lob zu hoffen hast.
Der Mensch ist zweierlei Gebilde,
Von edler und von schlechter Gilde.
O Söhnchen, wisse, Wissenschaft
Nützt Wissenden unzweifelhaft.
Es sind die Dinge kleiner Art,
Wodurch verursacht Grosses ward.
Feindschaft ist lästiger als Schulden;
Sie drängt, wenn Gläubiger sich gedulden.
Frevel erlegt den eignen Mann;
Und Unrecht schwer verdaut man dran.
Der Fern, ist oft dein Bruder gerne.
Dein nächster Blutsfeind steht dir ferne.
Durch Reichthum wird der Mann geehrt,
Und wer Nichts hat, hat keinen Werth.
Doch oft ist arm der Fromm und Klug',
Ein Thor und Sünder reich genug.
Der pflegt sich, Jener muss sich plagen;
Wer ist von Beiden zu beklagen?
Oft kargt der Mann mit Pflicht und Gabe
Und lässt dann Fremden seine Habe.
Wie mag er geizen, der zum Ziel
Des Todes steht, des Schicksals Spiel!
Er sieht Geschlechter, ihm zuvor
Erloschen gleich erloschnem Rohr.

Und alle Welt zerfällt in Wust,
Es bleibt kein Leid und keine Lust.
Wer weiss, ob er von seinem Weibe,
Ob sie von ihm verwittwet bleibe?
Ob Vater kinderlos wird reisen,
Ob lassen vaterlose Waisen?
Doch wer des Krieges walten will,
Der sei in Drangsal fest und still,
Wiss' einen Zahnbiss zu ertragen
Und steh' für's Recht ein ohne Zagen.
Ja, wisse, dass nicht tragen kann
Den Krieg ein üpp'ger, schlaffer Mann.
Das beste Ross ist, das sich reisst
Voran und in die Stange beist.

Rückert.

Erst mit Mohammed, der 571 n. Chr. zu Mekka geboren und der Gründer des Islam, d. i. völlige Hingabe an Gott,“ sowie Einer der vielen arabischen Stämme zu Einer Nation wurde, traten die Araber aus ihrer Oasenwelt auf den Schauplatz der Weltgeschichte. Seine Reisen als Geschäftsmann im Heimatlande, hatten ihn vor Allem mit dem Geiste, dem Charakter und den Verhältnissen seines Volkes bekannt und vertraut gemacht. Auch lag unverkennbar ein festes Gottvertrauen und mächtiges Selbstbewusstsein in jenem grossen Manne, wie sich in seinen Worten ausspricht: „Einer ist Gott und Mohammed sein Prophet.“ Diese Worte wurden auch der Wahlspruch seiner begeisterten Anhänger. Treffend sagt in dieser Beziehung der englische Gelehrte Carlyle in seinem schönen Buche: „Die Menschen als Helden:“ „Für die arabische Nation war Mohammed's Auftreten wie eine Geburt aus der Finsterniss zum Licht, der grosse Mensch ist immer wie ein Blitz vom Himmel, die übrigen Menschen warten auf ihn gleich Brennstoff und dann entflammen sie auch.“

Mohammed's Glaubens- und Lebenslehren im Koran oder Alkoran, d. i. Sammlung der Schriften, die als seine göttlichen Offenbarungen auf Pergament, Palmblätter und andere rohe Schreibmaterialien geschrieben waren, wurden bald verbreitet. Gesammelt wurde das Buch nach seinem Tode, 632, von Abubekr, Mohammed's Schwiegervater, worauf es der dritte Khalif Othmann zusammenstellen und verbreiten liess. Durch den Koran, der als die heilige Quelle aller mohammedanischen Theologie und Jurispru-

denz gilt, war es Mohammed gelungen, seinem Volke, nachdem er sich ganz Arabien unterworfen, eine religiös-militärische Verfassung zu geben, und dasselbe durch schwärmerischen Religions-eifer anzufeuern. Das ganze Werk besteht aus 114 Kapiteln, Suren genannt, welche von sehr ungleichem Umfange, ohne systematische oder chronologische Folge aneinandergereiht, und enthält viel Mystisches, viele der Bibel entnommene Glaubenssätze, Worte der Weisheit, Erzählungen, Gebete, Ceremoniel und Sittengesetze. Die beste Seite der mahomedanischen Lehre ist im Koran verhältnissmässig die Sittenlehre, da es nicht an den eindringlichsten Ermahnungen zur Ausübung guter Handlungen fehlt, so dass den ganzen Koran die besten moralischen Vorschriften wie Goldfäden durchziehen. War doch Mohammed selbst in seinem Privatleben ein Muster häuslicher und bürgerlicher Tugenden; rücksichtslos grausam zeigte er sich nur, wenn es der Verbreitung seiner Religion galt. Die Sprache trägt durchweg rhetorisches und poetisches Gepräge; der Ausdruck hoher Begeisterung und glühender Phantasie erreicht den höchsten Schwung des Zornes, wenn die Schrecken des jüngsten Gerichts und die Qualen der Hölle, dagegen die höchste Lieblichkeit und Feierlichkeit, wenn der Prophet die Belohnungen der Seligen durch die sinnlichsten Genüsse und Freuden des Paradieses schildert, welche er seinen Anhängern verheisst. Ueber den fast unglaublichen Einfluss, welchen der Koran infolge solcher Lehren und seinem strengen Monotheismus auf das Volk, wie auf die arabische Literatur ausgeübt hat, ist man einig; hingegen weit weniger über den poetischen Werth. Hammer-Purgstall zwar in seinen „Fundgruben des Orients“ spricht sich dahin darüber aus: „Der Koran ist nicht nur des Islams Gesetzbuch, sondern auch Musterwerk arabischer Dichtkunst. Nur der höchste Zauber der Sprache konnte das Wort des Sohnes Abdallas stempeln als Gottes Wort. In den Werken der Dichtkunst spiegelt sich die Gottheit des Genius ab. Diesen Einhauch und Aushauch der Gottheit beteten die Araber schon vor Mohammed ihren grossen Dichter an.“ Indess ist der Koran nicht die einzige Religionsquelle der Moslemin, sondern auch die Sunna d. h. die aus den Reden und Thaten des Propheten geschöpfte, durch Ueberlieferung fortgesetzte und durch Bochari im 9. Jahrhundert bewerkstelligte Sammlung von allerlei

Lebensregeln für die Gläubigen, darum die zwei Parteien, Sunniten und Schiiten entstanden. Die Mohammedaner zählen selbst 72 häretische Sekten ausser der einen selig werdenden, rechtgläubigen; die Gesamtzahl des mohamedanischen Glaubens beläuft sich auf 130 Millionen Bekenner.

Folgende Stelle aus dem Koran möge das Charakteristische desselben zeigen:

Die Verdunkelung.

(Sura 81).

Wann die Sonne wird verdunkelt,
Wann kein Stern mehr am Himmel funkelt,
Wann die Berge in Rauch verschweben,
Wann trüchtige Kameele keine Milch mehr geben,
Wann die wilden Thiere kommen zusammen,
Wann die Seelen in Schaaren sich mit ihren Leibern paaren,
Wann die Bücher werden ausgebreitet,
Und die Himmel abgehäutet,
Wann die Höllen brennen,
Keine Räume mehr das Paradies von der Erde trennen,
Wird jede Seele, was sie gethan bekennen.
Ich schwöre nicht bei den Planeten, die im Laufe vor einander treten,
Nicht bei der Nacht, wenn sie von Finsterniss raucht,
Nicht bei dem Morgen, wenn er Wohlgerüche haucht:
Dass der Koran das Wort sei des gerechten Gottgesandten,
Des Starken beim Herrn beim Allbeständigen,
Des Getreuen, dem die Engel gehorchen.
Euer Freund ist ein Wahnsinniger nicht;
Er sah den Engel mit klarem Gesicht.
Er verbirgt auch das Geheimniss nicht;
Es sind nicht Worte, die Satan spricht.
Wohin, wohin gerathet ihr!
Dies ist Ermahnung für die Welten,
Für Jeden, der wandeln will den geraden Weg;
Doch wollt ihr's nicht, wenn es nicht will der Herr der Welten!

Hammer.

Nach Mohammed's Tode (632) bemächtigte sich der Araber ein gewaltiger Eroberungsgeist, dass sie schon nach 80 Jahren ihr Reich von Aegypten bis Indien, von Lissabon bis Samarkand in Bukhara erweitert hatten. Jetzt waltete nur kriegerische Schwärmerei; die schönen Blüthen der Kunst und Wissenschaft konnten da nicht gedeihen. Da sie indessen auf ihren Heerzügen mit gebildeten Völkern in Berührung kamen und deren Ein-

fluss bildend auf sie einwirkte, milderten sich auch ihre rohen Sitten und Gebräuche. Dazu kam, dass seit der Mitte des 8. Jahrhunderts die Abbassiden zur Herrschaft gelangten und am glänzenden Hofe Almansors, des 2. Khalifen aus dem Hause der Abbassiden 754—775 Kunst und Wissenschaft unterstützt und gefördert wurden. Er liess die Elemente des Euklid aus dem Syrischen, die berühmten Fabeln des Bidpai aus dem Persischen übersetzten, veranlasste die gelehrtesten Männer zu wissenschaftlichen Arbeiten und machte Bagdad zur prachtvollen Residenz. Noch einflussreicher wirkte Harun al Raschid, 776—809, indem er aus allen Ländern Gelehrte in sein Reich rief, die Werke der vorzüglichsten griechischen, syrischen und altpersischen Schriftsteller ins Arabische übersetzen und diese Uebersetzungen durch zahlreiche Abschriften verbreiten liess. Al-Mamun, 813—838, bot dem griechischen Kaiser hundert Centner Gold und einen ewigen Frieden an, wenn er ihm den Philosophen Leo nur auf einige Zeit zum Unterricht überlassen wollte. Unter seiner Regierung wurden auch treffliche Schulen zu Bagdad, Basra, Bukhara und Kufa, sowie grosse Bibliotheken zu Alexandrien, Bagdad und Kairo angelegt.

Wenn wir erwägen, dass die Araber im 10. Jahrhundert die Begründer der Literatur in Spanien wurden, dass sie in Poesie, Kunst und Wissenschaft so Grosses schon zu einer Zeit geleistet hatten, wo die europäische christliche Bildung im frühern Mittelalter noch so tief stand, haben wir dies auf dem Gebiet der Culturentwicklung als ein besonderes Ereigniss zu betrachten; denn jene Nation, ein und ein halbes Jahrhundert noch auf den Koran, auf Poesie und Beredsamkeit beschränkt, machte, seitdem die griechische Wissenschaft bei ihnen Eingang gefunden hatte, die reissendsten Fortschritte. Was Bagdad für Asien gewesen, das wurde Cordova für Europa. Ausser dieser Stadt gründeten die Araber in Spanien noch vierzehn Akademien, viele Elementar- und höhere Schulen; auch errichteten sie hier fünf sehr bedeutende öffentliche Bibliotheken; so soll die des Khalifen Hakem über 600,000 Bände enthalten haben. Die reichhaltig arabische, spanische und arabisch-sicilische Poesie religiöser sowohl als weltlicher Gattung betreffend, verdanken wir Freiherrn von Schack eine meisterhafte deutsche Darstellung: „Poesie und Kunst der Araber in Spanien und Sicilien, 2 Bde. 1865.

Wie unter der Herrschaft der Abbassiden in Bagdad, so wurde auch unter der der Omajjaden zu Cordova die Wissenschaft mit grossem Eifer betrieben, vornehmlich die Geschichtschreibung, zwar nicht reinhistorisch, sondern gemischt mit sagenhaften und geographischen Elementen. Hierin zeichnete sich Waleki zu Anfang des 9. Jahrhunderts, Kataibech zu Ende des 9. Jahrhunderts und Ettabari sowie Masudi um 1000 aus, während Hamza in seinen Geschichtsbüchern sich streng historisch hält. Ausser den Geschichtsstudien wurden die mathematischen und naturhistorischen und vor Allem die Medicin noch eifriger getrieben. Von den ältesten Zeiten bis ins 17. Jahrhundert soll es an 1300 Geschichtschreiber gegeben haben, deren Werke jedoch, denen der Griechen weit nachstehend, nur zum geringsten Theil gedruckt vorliegen. Die Astronomie blieb stets im Dienste der Astrologie d. i. Sterndeuterei, daher sie zu einem streng wissenschaftlichen Standpunkte nicht gelangen konnte.

Abu Haschem stiftete nach der Mitte des 8. Jahrhunderts die Theologenschule der Sofi oder Sufi d. h. Wollebekleideten, von dem Worte souf, Wolle benannt, ein Stoff, woraus ihre Gewandung bestand. Auf besondere Veranlassung der Khalifen wurden griechische Werke, vornehmlich die des Aristoteles ins Arabische übersetzt. Al Kendi um 800 war einer der frühesten, der sich damit beschäftigte. Ihm eiferte Al Fārabi, welcher 966 starb, eifrig nach; beide aber übertraf Ben Sina, auch Avizenna genannt, an Studieneifer: er soll zu Bagdad unablässig bei den aristotelischen Büchern gesessen haben, und wenn ihm Etwas nicht klar geworden, sei er in die Moschee gegangen, Allah um Aufklärung anzuflehen; des Nachts habe er sich den Schlaf mit Wein verscheucht, sich wach zu halten und seine Studien nicht zu unterbrechen. In seinem 21. Lebensjahre begann er philosophische Werke zu schreiben, unter welchen eine Logik, eine Physik und eine Metaphysik genannt werden. Gleichwie unsere Theologen im Mittelalter das Ansehen der Kirchendogmen mit Hilfe des Aristoteles zu befestigen suchten, so unternahm es Al Gazel zu Anfang des 12. Jahrhunderts die Autorität des Koran durch die Philosophie zu beweisen; allein durch mangelhafte Uebersetzungen und oberflächliche Erklärungen wurde das gewissermaassen christliche Dogma getrübt und oft bis ins Abgeschmackte ver-

flacht. Al Ghasali, der im Jahre 1111 gestorben, trat als Sittenlehrer mit einer Schrift „Ejuha al valed“ d. h. o mein Kind! (Arabisch und deutsch von Hammer-Purgstall, 1838) auf und vertheidigte die orthodoxe Lehre des Islam gegen aristotelische und neuplatonische Sätze, dagegen Tophail zu Ende des 12. Jahrhunderts die Lehren alexandrinischer Philosophen in einer Art philosophischen Romanes zu verbreiten suchte, unter dem Titel: „Hai Ebn Thokdan d. i. „der Naturmensch“, ein Buch, das von den Arabern als classisch hochgeschätzt wird. Unter allen arabischen Gelehrten aber hat Tophails Schüler Averroes den höchsten Ruhm errungen. Zu Cordova um die Mitte des 12. Jahrhunderts geboren, erhielt er eine vortreffliche Erziehung; bald verbreitete sich sein gelehrter Ruf, so dass er als Oberrichter nach Marokko berufen wurde, leider aber infolge religiöser Verketzerung seines gewissenhaft verwalteten Amtes entsetzt, begab er sich nach Spanien, studirte aufs eifrigste Philosophie und Theologie trotz seiner drückenden Armuth; indess gelangte er aber wieder zu Ehren und Würden. Was den Scholastikern Aristoteles als Philosoph galt, das galt ihnen Averroes als Commentator, d. i. Erklärer.

Es musste bei einem so tiefgehend wissenschaftlichen, und kunstgemässen Entwicklungsgange des Araberthums nothwendig auch die arabische Grammatik zu so seltener Durchbildung gelangen, dass sie der griechischen ziemlich gleichkommt und ihre Formlehre eben so reich, fast noch entwickelter und ihre Syntax vollendeter ist. Der Styl ist ebenso gedrängt, wie der einer ausgebildeten indogermanischen Sprache, obwohl sie niemals die Klarheit und Präcision erreicht hat, welche jenen Sprachen allein zukommen, da sie nach einer etwas vagen Breite hinneigt, welche selbst die höchsten Vorzüge einer Sprache beeinträchtigt. Als sich die Prosa für geschichtliche und streng wissenschaftliche Schriften ausbildete, als die, in dem frühern poetischen Idiom geschriebenen Werke, von gelehrten Grammatikern erklärt und besonders geordnet wurden, um sie gegen Verderbniss zu bewahren, war die arabische Sprache und Literatur bereits aus dem goldenen in das silberne Zeitalter getreten. In der Blüthezeit des arabischen Volkes verdrängte das Arabische als die gebildetste Mundart, nach und nach die Landessprachen, vornehmlich die semitischen; nur in den Ländern, wo die grössere Menge

des Volkes widerstand oder die arabische Oberherrschaft früher aufhörte, wie in Persien, Indien, behaupteten sich die Landessprachen. Da aber das Arabische die Sprache der Religion und Wissenschaften war, hat sie diesen Sprachen so bleibendes Gepräge aufgedrückt, dass das Persische, Türkische und Hindostanische ohne Arabisch nicht verstanden werden kann. Indessen haben die seit dem Sturz des Khalifats erfolgten Revolutionen das Arabische hin und wieder beschränkt; noch jetzt aber hat es ein so ausgedehntes Gebiet als irgend eine der lebenden Sprachen, so dass man mit dem Arabischen von Marokko bis Bengalen, und von Silistria bis nach Nubien ohne Dolmetscher reisen kann. In Aleppo soll das Arabische am sanftesten und reinsten gesprochen werden. Uebrigens ist der Klang desselben in Folge der vielen Kehlhauche und schneidenden Zischlaute scharf und rauh, daher sie nicht unpassend mit dem Sausen eines die Luft durchschneidenden Schwertes verglichen worden ist. Die arabische Schriftsprache ist, wie bei jedem Volke, welches Literatur besitzt, von der Sprache des gemeinen Lebens merklich verschieden. Die Satzbildung ist äusserst einfach. Kürze, Kraft und Ernst sind der Hauptcharakter der arabischen Sprache. Für den gelehrtesten und gründlichsten Kenner des Arabischen in Deutschland gilt Heinrich Leberecht Fleischer, Prof. der orient. Sprachen in Leipzig.

Unbestritten sind die Araber die gelehrteste Nation im Mittelalter gewesen, so dass der Reichthum ihres Schriftenthums noch jetzt für die gelehrte Welt ein nicht minder geschichtliches als wissenschaftliches Interesse bietet, und ihre frühzeitig angelegten Bibliotheken eine Anzahl von Werken aufzuweisen hatten, wie solche kaum in europäischen Bibliotheken gefunden werden. So soll sich die Bibliothek des letzten fatimischen Khalifen in Kairo auf zwei Millionen Bände belaufen haben; indess dürfte vielleicht diese ungewöhnliche Anzahl ihre Erklärung in einer besondern Anordnung der Schriften finden. Noch gegenwärtig gelten die Werke der Araber über Geschichte, Länder- und Völkerkunde des Mittelalters als äusserst wichtige Quellen.

Mit dem allmäligen Verfalle des Khalifats in der reichen und prachtvollen Residenz Bagdad, sowie mit dem des Reiches der Omajjaden in dem romantischen Spanien, ging für die Araber

die Zeit der Wissenschaften und Künste gänzlich zu Ende, so dass der ganze Zeitraum, wo sie als eine geistig so hochstehende und wissenschaftlich strebsame Nation erwähnt zu werden verdienen, sich auf das vom 6. bis ungefähr zum 14. Jahrhundert beschränkt. Die Zahl der Dichter und Gelehrten hatte sich nach und nach vermindert, und es verlor die Sprache in der Folge an Geschmeidigkeit, Biegsamkeit und Reichthum in der Ausdrucksweise, wesshalb Umschreibungen und Erklärungen immer nöthiger geworden waren. Es trat demnach das eherne Zeitalter der arabischen Sprache und Literatur ein. Der Charakter der ersteren verhält sich im Allgemeinen so zu der ältern oder classischen Sprache wie der schöne attische Dialekt des griechischen Geschichtschreibers Thucydides und der griechischen Tragiker zu dem verarmten und entarteten Griechisch, welches die christlichen und byzantinischen Schriftsteller geschrieben haben. Der rohe Fanatismus der Türken hat die letzte Blüthe des Morgenlandes geknickt, welches einer endlichen Erlösung aus seinem Druck und einer Rückkehr zu freierem und höherem Dasein entgegensieht.

2. Das Arier- oder Inderthum.

Bisher haben wir erkannt, wie aus dem Semitenthume, worin sich eine tiefreligiöse Gemüthswelt abspiegelt, zugleich mit der weltgeschichtlichen Bedeutung geistiger Völkercultur, die ersten organischen oder Flexionssprachen hervorgingen, die sich im Hebräischen und Arabischen gegipfelt haben. Jetzt werden wir im Arier- oder Inderthume, den End- und Höhepunkt culturhistorischer Entwicklung zunächst auf asiatischem, später auch auf europäischem Boden kennen lernen; denn infolge derselben blühten Sprache, Religion, Poesie und Kunst empor. Es giebt überhaupt in der gesamten Menschheit nur wenige Völker, an welche die göttliche Berufung ergangen ist, bei einer gewissen Urbegabtheit, eine selbsteigene, vollendete Gei-

stesbildung zu schaffen, die auch auf andere Völker übergehen sollte, sie weiter fortzubilden. Von Nationen anderer Race als kaukasischer können wir nur die Chinesen und Aegypter nennen, deren sprachliche, religiöse und literarische Entwicklung bereits dargestellt worden ist; von der kaukasischen zeigt sich als solche bloß der semitische und arische oder altindische Urstamm, welcher letztere uns in das naturschönste und fruchtreichste Land der Erde, auf die herrliche ostindische Halbinsel Vorderasiens führt, die vom Himâlaja-Gebirge, dem Mustagh und Hindukusch gegen die gewaltigen und rauhen Stürme der Nachbarländer geschützt wird, indem es sich gleich einer mit riesigen Eiszinnen gekrönten himmelhohen Mauer erhebt, bespült vom Indus- und Gangesstrome, südlich und westlich vom Meere umflossen. Hier in diese anmuthigen fruchtbaren Thalgegenden stieg das Ariervolk von Gebirgshöhen herab und eroberte Vorderindien, das Land indischer Cultur bis zu den Mündungen des Ganges, wo sie eine dunkelfarbige Race fanden, die von ihnen nach andauernden Kämpfen überwunden und zu Dienenden gemacht wurden. Nur im Dekhan, der eigentlich vorderindischen Halbinsel¹ haben sich die Urbewohner in ihrer Unabhängigkeit erhalten. Jene Eroberung der arischen Völker mag in die Zeit zwischen 2000 und 1500 v. Chr. fallen. Dieser Volksstamm hatte nun seine erste Werkstätte zur Entwicklung seiner reichen Gedanken- und Ideenwelt gefunden und steht mit seinen schriftlichen und andern Denkmälern, welche zu den ältesten irgend eines anderen Culturvolkes gehören, im entschiedensten Gegensatze zu der alles berechnenden und verstandesmässigen Nüchternheit der Chinesen, wie zu der, ungeachtet aller Bedeutung, eintönig-architektonischen Starrheit und kalter Grösse der Aegypter.

Jenes Urvolk Indiens oder Hindostans d. h. Land der Hindus, deren Grundcharakter sich durch eine gewisse Weichheit des Gefühls und durch eine glühende Phantasie kennzeichnet, tritt mit der grossartigsten, tief- und weitumfassendsten Sprach- und Literaturrichtung auf dem Schauplatze der Weltgeschichte plötzlich hervor; dagegen sich seine frühesten Anfänge in dem undurchdringlichen Dunkel der Vorzeit verlieren. Wir müssen dieselbe nothwendig an die Spitze der gesamten Culturentwicklung Asiens

stellen, und machen sogleich auf ein Nachbarvolk, die Eraner oder Iranier als ein Stammvolk aufmerksam, welches das meistens gebirgige Land Eran oder Iran vom Tigris bis zum Indus hin bewohnte. Die Benennung des altindischen Volkes Arja d. i. das edle gebildete Geschlecht, ist von der Wurzel ar, ackern, pflügen, abzuleiten, wovon auch das lateinische arare, ackern und aratrum Ackerpflug, sogar das deutsche Wort Arbeit stammt. Unverkennbar lässt das Wurzelwort der Iranier, welches Airja ist, auf nächste Verwandtschaft sowie Adel und Tapferkeit beider Volkstämme schliessen, ja nicht minder auf ihren frühesten einfachen Bildungsgang, wie derselbe von dem Ackerbaue ausgegangen sein muss. Auch den Medern, wie den übrigen eranischen Völkern war jene Benennung eigen; Herodot berichtet sogar dass jene Völkerschaften sich früher insgesamt Arier genannt haben, darum es nicht befremden kann, wenn der griechische Schriftsteller Strabo später die Ansicht ausspricht, dass die alten Parsen, oder das Zendvolk, die Meder, Baktrier und Sogdianer fast dieselben Sprachen reden; sie haben demnach unzweifelhaft einen und denselben Stamm gebildet.

Bei der grossen Auswanderung aber der indogermanischen Völkerfamilie, zu welcher bekanntlich auch die pelasgischen Völker, die Hellenen und Italiker, sowie die Germanen, Celten und Slaven gehören, theilte sich dieselbe. Die Iranier wanderten südwestlich, die Inder dagegen südöstlich in das Fünfstromland oder Pendschab und in das Thalgebiet des Indus, daher ihr Name Inder, von wo sie sich später weiter in das Gangesgebiet verbreiteten. Infolge der Eroberungen desselben bildeten sich allmählich neben einem Kriegerstande und einer Königsmacht, die ersten religiösen und socialen Zustände. Denn nachdem das eigentliche Volk sesshaft geworden, entwöhnte es sich des Waffengebrauchs und widmete sich den Künsten des Friedens. Aus dem Kreise der vedischen Sänger, Weisen und Opfernden, gingen die Brahmanen oder Priester als die Obersten der vier Kasten*), d. i. abgeschlossene erbliche Stände, hervor und

*) Zur ersten Kaste gehören auch die Lehrer, Richter, Aerzte und Rathgeber der Könige; die zweite Kaste sind die Kschatrias (Krieger), die dritte die Vaisyas (Ackerbauer und Kaufleute) und die vierte die

wurden die eigentlichen Träger der neuen Cultur; sie hatten die Vedas, d. i. die uralten heiligen Religionsschriften zu studiren, die Opfer und den Tempeldienst zu versehen. Hieraus erwuchs eine religiöse Literatur der Brahmanen, die sich in den altheiligen Hymnen, den Vedas erschloss — Veda heisst Wissen, erhielt aber später die Bedeutung Offenbarung. Der Brahismus wurde die herrschende Religion in Hindostan, dem eigentlichen Inderlande, über welches schon frühzeitig die Morgenröthe einer höheren Geistesbildung aufgegangen war. Hier gab es auch mehrere Sprachen, von denen jedoch das Sanskrit, die altindische Sprache der Dichter und Gelehrten den Vorzug des Alterthums und der Durchbildung behauptet. Indess hatte selbst dieses wiederum seine verschiedenen Mundarten, wie die wenigen ausgebildeten Prakritidiome. Der Name Sanskrit ist von sam und kri abgeleitet, das in Zusammensetzungen san, völlig und skrita wohlgeordnet vollendet, eine gebildete Sprache im Gegensatz zur Vulgärensprache bezeichnet. Er bedeutet daher, was sie wirklich ist, eine vollendete, ausgebildete Sprache. Da in derselben die erste religiöse Urdichtung, die Vedas niedergeschrieben waren, so blieb die Sprache der Vedas in einem grossen Theile Hindostans solange in Gebrauch, als die brahmanische Religion daselbst herrschend war. Die Schrift heisst Dewanâgari, d. i. Götterschrift, weil sich Brahma bei Abfassung der Vedas derselben bedient haben soll, und wurde meist in ganzen Zeilen zusammsnhängend, von der Linken zur Rechten geschrieben, und zwar entweder mit Metallgriffeln auf Palmblätter, oder mit Zuckerrohr auf Papier.

Mit dem Chinesischen steht das Sanskrit im vollsten Gegensatze, da das erstere alle grammatischen Redeformen mit Wilhelm v. Humboldt zu sprechen, in die geistige Thätigkeit zurückweist, darum dieselbe, wie wir bereits früher erwähnt, keine Conjugation, überhaupt keine Flexion hat, sondern diese durch besondere Wörter ausdrückt, oder dasselbe Wort wiederholt, wie Mu heisst Baum, Mu-Mu aber bedeutet Gebüsch und Mu-Mu-Mu, Wald; denn es hat nur 1500 Wörter. Das Sanskrit dagegen,

Sudras (Handwerker und Diener). Verschiedene unreine Kasten entstanden durch Vermischung dieser Kasten, am verachtetsten waren die Parias.

die alte Sprache Vorderindiens hat die Gesetze des Lautsystems vollendet ausgebildet und den grössten Formreichthum durch bestimmte Bedeutung von einander geschieden und vollständig klar und schön herausgestellt; sie hat die feinsten Schattirungen in einem mannigfaltigen Periodenbaue entwickelt, weshalb sie mit Recht die „Rose der Sprachen“ genannt worden ist. Denn gleichwie die Königin der Blumen hat sie sich aus der ganzen Fülle ihres innersten, tiefsten Keimlebens nach aussen hin zu vollendeter Schönheit und Mannigfaltigkeit entwickelt, ja sie kann unter sämtlichen Literaturidiomen der Völker der Erde als die Muttersprache der meisten asiatischen, wie aller europäischen Nationen bezeichnet werden, in welchen sich die Uridee der schönen Literatur, Kunst und Wissenschaft zum ersten Male in weltgeschichtlicher Bedeutung entwickeln konnte. Sie gleicht auch einer ununterbrochenen Kette, geistige Bildung vermittelnd, die den sprachforschenden Geist aus der Gegenwart bis in viel ältere Zeiten führt, als irgend ein uraltes Denkmal reicht; sie führt ihn zu den allerersten Anfängen religiös-socialen Lebens, Dichtens und Denkens, wie aus den Urwurzeln der meisten indogermanischen Sprachen erkennbar ist. So deutet *pa* in Vater auf erhalten, schützen; *ma* in Mutter auf schaffen, ordnen; *sû* in Sohn auf erzeugen; *duhi* in Tochter auf melken; *bhra* in Bruder auf helfen; *sva* in Schwester auf trösten; *sta* in stehen auf Stand, Staat, Stadt etc.

Folgen wir dem Urtheile eines der tiefsten Kenner des Indenthums, dem des verdienstvollen William Jones, so ist die Sanskritsprache vollkommener als die griechische und wortreicher als die lateinische Sprache, selbst von höherer philosophischer Durchbildung, als jene beiden classischen Sprachen Griechenlands und Roms. Als echte Stammsprache hat sie mit diesen beiden, namentlich mit der griechischen eine bewunderungswürdige Uebereinstimmung der grammatischen Formen, ferner in der Lehre der Ableitung und der verschiedenen Arten der Zusammensetzung der Wörter, deren selbst die Araber keine, die Griechen dagegen viele besassen. Keine andere Sprache selbst die deutsche nicht, ist so reich an kunstvoller Mannigfaltigkeit der Versmasse. Das Sanskrit giebt uns unbestritten in dieser seiner Vollendung den Beweis, dass die Indogermanen im Gegensatz zu den

Semiten, mit homerischen Geisteskräften begabt waren, in dem auch die indische Grammatik durchweg kunstvoll und dabei doch einfach ist, alle Redetheile, namentlich das Haupt- und Zeitwort sind klar und vollständig entwickelt. Nur was die Syntax anlangt, haben die indischen Gramatiker weder die griechischen und römischen, noch die arabischen Sprachforscher erreicht, wofür darin eine Erklärung liegen mag, dass die Sanskritsprache sich vorzugsweise in einfachen Sätzen bewegt, obschon alle Satzverhältnisse und Wortfügungen so schön gegliedert und verbunden sind, wie dies alles in keiner andern Sprache zuvor geschehen war. So sind die Inder das einzige Volk, welches die Wissenschaft der Grammatik zuerst angebaut und gepflegt hat. Im Sanskrit heisst die Grammatik *vyākaraṇa* d. h. Analyse oder Zergliederung. Sie entstand aus dem Studium der Vedas, ähnlich wie die griechische Grammatik infolge des kritischen Studiums des Homer hervorgegangen ist und Pânini im 3. Jahrhundert v. Chr. brachte die Sanskrit-Grammatik zu einem derartigen Abschluss dass es kein einziges Werk in der gesammten grammatischen Literatur aller Völker giebt, welches so rein, empirisch und vollständig durchgeführt ist, und dass Pânini mit Recht als der Weltgrammatiker bezeichnet werden kann. Er hat an 4000 grammatische Regeln aufgestellt, die alles nur Erörterbare mit dem grössten Scharfsinn darlegen, und einen Blick in den Wunderbau dieser Sprache thun lassen. Boethlingk hat sie herausgegeben.

Die ältesten schriftlichen Denkmäler der indischen Literatur, wie wir dieselbe von irgend einem Volke besitzen, sind die Vedas, indess müssen wir hierbei von der indischen Chronologie absehen. So soll die Durchschnittsdauer vom Leben der Frommen und Heiligen 80—100,000 Jahre betragen. Der erste König, der erste Einsiedler und der erste Heilige der indischen Mythengeschichte brachte es sogar zu einer Lebensdauer von 8,400,000 Jahren. Ferner soll nach indischer Berechnung das Gesetzbuch des Manu ungefähr zwei Milliarden Jahre alt sein, dagegen demselben bei gesunder europäischer Beurtheilung kaum ein Alter von 3000 Jahren zugestanden wird. Diese Begriffslosigkeit hat sich aus indischem Religionsprincip, aus einem Pantheismus ergeben, welcher den Unterschied zwischen Beseelten und Unbeseelten, zwischen Mensch, Thier und Pflanze aufhebt, in seiner letzten Conse-

quenz die Welt überhaupt als einen Schein betrachtet, und die Geschichte vor dem Auge des Inder in Sagen und Märchen verwandelt.

Die älteste Form der Sanskritsprache findet sich zunächst in den bereits erwähnten Vedas. Veda bedeutet Wissen, weil die Inder in den vier Sammlungen vedischer Schriften: Rigveda, Samaveda, Yadschurveda und Atharvaveda — das offenbarte Wissen, ihre kanonischen Hauptreligionsurkunden verehren. Andere wollen die Bedeutung daher leiten, dass die indischen Priester dieselben auswendig wussten, und der Jugend ins Gedächtniss prägten, darum diese Bedeutung auch erst aus der Priesterzeit stamme, nachdem die alten Lieder zum brahmanischen Religionsbuche erhoben worden seien. Jede jener Sammlungen besteht in drei Unterabtheilungen, die verschiedene Stufen der Entwicklung des religiösen Bewusstseins darstellen. Die erste Unterabtheilung eines jeden Veda heisst die Sanhita desselben und umfasst die Lieder, Hymnen und Gebete, mittels welcher der Inder Gedeihen für seine Heerden erfleht, die aufgehende Morgenröthe begrüsst u. s. w. Die zweite und bedeutend jüngere Unterabtheilung bilden die Brâhmanas, welche die Opferlieder und Sprüche mit der Opferhandlung verbinden und sie daher theils sprachlich, theils sachlich erklären. Die dritte und jüngste Unterabtheilung sind die Sutras, kurze Lehrsprüche etc. Die Sanhitâs sind fast sämmtlich erschienen, und zwar die Sanhitâ des Rig (Vers) veda, die gegen 1000 Lieder in acht Büchern vertheilt, und gegen 10,000 Strophen umfasst (von Rosen und M. Müller). Die Sanhitâ des Sâmaveda, welche nur eine Anthologie aus den Liedern des Rigveda ist, und zu dem bestimmten Zweck, die heilige Opferhandlung des Somaopfers durch alle Stadien zu begleiten, veranstaltet wurde, hat Benfey mit deutscher Uebersetzung herausgegeben (Leipzig 1850). Die Sanhitâ des Yadschurveda, die vorzüglich Opfersprüche und Gebete theils in rhythmischer Form, theils in Prosa enthält, hat Weber bekannt gemacht (Berlin 1849). Die Sanhitâ des Atharvaveda, jünger als die vorhergehenden, bildet eine reiche Liedersammlung des mannigfaltigsten religiösen Inhalts, herausgegeben von Roth und Whitney (Berlin 1855). Alle vier Vedas zusammen sollen 100,000 ôchlôga d. h. Stenzen ausmachen, jede einzelne zu 25,000 Stenzen gerechnet. Diese

ehrwürdigen Schriftdenkmäler predigen einen reinen Monotheismus mit der Anbetung untergeordneter Genien, welcher über die Elemente, die Meere und Planeten herrschen. Der allgemeine Grundgedanke geht dahin, dass alles Erschaffene seinen Ursprung dem Willen der durch sich selbst daseienden Ursache verdankt. Zu den Vedas gehört ferner noch eine Sammlung von Abhandlungen didaktischen Inhalts, die Upanishat, welche aus verschiedenen Perioden die ersten Versuche des indischen Geistes sind, die Dogmen spekulativ zu begründen.

Wir führen hier ein an den Gott Indra gerichtetes Veda an:

1. Singet einen herrlichen Hymnus dem Indra, der zahlreiche Feinde vertreibt, auf dass der Starke unter unsern Söhnen und Freunden gepriesen werde.

2. Um seine Freundschaft bitten wir, möge er uns Reichthum gewähren und Macht. Indra der Starke, der Schätzegebende möge auch uns beschützen.

3. Von Dir, o Indra, ist diese weitverbreitete, Freude gewährende Speise gereinigt, vermehre unsre Kühe und schenke uns Reichthum.

4. Nicht Himmel und Erde vermögen Dich, o Feindetödter, zu verstehen, Du sendest das himmelgeborene Wasser, schenke uns Kühe.

5. Spanne an Deine gelben mähenreichen Rosse, die Wasserspendenden, komm Indra und höre unsere Lobgesänge.

6. Du, dessen Ohren alles vernehmen, höre unsere Anrufung, Indra merke auf unsere Gesänge und möge nur des Freundes Lobgesang Dir nahen.

7. Wir kennen Dich als Spender reicher Gaben, Du hörst unsern Ruf in den Schlachten, wir bitten um Deine, tausend Güter verleihende Hilfe.

Komm schnell zu uns, o Indra, trinke freudig den Dir bereiteten Trank, lass uns lange unsere Jugend geniessen und schenke dem Sänger tausend Gaben.

9. Du Vielgepriesener, lass unsere Lobgesänge Dich nun all umgeben, aus Liebe zu Dir sind sie gebracht, mögen sie auch Dir lieb sein und sich mit Dir, Du lang Dauernder vereinigen.

Die ältesten religiösen Hymnen auf die indischen Naturgottheiten stammen aus der vorepischen Zeit, wo die Arier noch

nicht in das Stromgebiet der Ganga, Bezeichnung des Flusses Ganges als Göttin, vorgedrungen waren, wo bei den Griechen nur die mythischen Namen, wie Orpheus und Musäus genannt werden; sie sind noch ursprünglicher und poetischer als die religiösen Lieder der Zend-Avesta der Parsen, und tragen hier und da mit diesen, wie mit den Psalmen ähnliches Gepräge. Wie lange sie nur von Mund zu Mund geführt worden seien, bis sie schriftlich aufgezeichnet wurden, lässt sich mit einiger Bestimmtheit angeben, nämlich vor dem Jahre 1500 v. Chr., und vielleicht dürften die ältesten derselben bis 1800 hinaufreichen. Wie die Poesie ist auch die Tonkunst am frühesten geübt worden. Narada, der als ein Brahma bezeichnet wird, soll die Windharfe (Vina) aus der Schale einer Schildkröte verfertigt haben.

Nächst den Veden heben wir das Gesetzbuch Manu's hervor, welches aus dem 9. Jahrhundert v. Chr. stammt und das hinduische System ins bürgerliche Leben einführte, indem es alle Satzungen als göttliche Ordnung und Offenbarung der Menschheit zusammenstellte. Schon eine Stelle daraus nach William Jones, wird den vortrefflichen Inhalt darthun:

„Alle Gesetze, die von Manu gegeben wurden, für alle vier Kasten der Menschen und für alle Personen in den verschiedenen Graden der vier Kasten, sowie die Pflichten aller gemischten Kasten, sind völlig dargelegt in den Vedas. Denn Er (Manu) war vollkommen in göttlicher Erkenntniss.

Kein Zweifel, dass der Mensch, der die Regeln befolgt, die in den Vedas vorgeschrieben sind, Ruhm in diesem Leben erlangen wird und in dem nächsten unaussprechliche Glückseligkeit.

Höret die unfehlbaren Gesetze über die Früchte unserer Thaten in der Welt.

Jede Handlung, sei sie durch den Geist, durch das Wort oder durch den Körper begangen, trägt ihre entsprechende gute oder böse Frucht, je nachdem sie selbst gut oder böse ist, und aus diesen Handlungen entspringen ihre verschiedenen Umwandlungen in die höchste, mittlere und niedrigste Ordnung.

Mittel erdenken, um den Reichthum Anderer an sich zu bringen, zu verbotenen Thaten sich entschliessen und atheistsche oder materialistische Ansichten fassen, sind die bösen Handlungen des Geistes.

Leichtfertige Reden, Falschheit, rücksichtslose Verleumdung und unnöthiges Geschwätz sind die vier bösen Thaten der Zunge.

Nicht gegebene Dinge nehmen, fühlenden Geschöpfen Schmerz bereiten, ohne die Heiligung des Gesetzes, und verbotener Umgang mit dem Weibe eines Andern sind die drei bösen Thaten des Körpers. Von allen diesen zehn Thaten aber ist das Herz der Anstifter. Und alle zehn haben ihre Gegentheile, die in gleichem Grade gut sind.

Für sündliche Thaten, die zumeist körperlich sind, wird der Mensch nach dem Tode eine Pflanzen- oder Mineralgestalt annehmen; für solche Thaten, die zumeist mit der Zunge begangen worden, die Gestalt eines Vogels oder Thieres, für die bösen Thaten der Gedanken die niedrigste menschliche Gestalt.

Denn in der Erkenntniss und Anbetung eines einzigen Gottes, wie die Vedas lehren, sind alle eben genannten Regeln eines guten Betragens enthalten, und die Erlangung der Erkenntniss Gottes aus den Vedas ist das sicherste Mittel, in dieser und jener Welt Glückseligkeit zu erlangen.“

Friedrich von Schlegel findet in dem Gesetzbuch des Manu zugleich ein vollständiges Sittenbuch und Sittengemälde, dichterische Lehren von Gott und den Geistern, der Entstehung der Welt und des Menschen. Was uns in dieser Poesie leicht anspreche, sei das zarte Gefühl für die Einsamkeit, und die allbeseelte Welt der Pflanzen, welche im dramatischen Gedicht vor der Sakuntala sich so anziehend kund gebe; die Züge von weiblicher Anmuth und Treue, wie von der Schönheit und Lieblichkeit der kindlichen Natur, welche in der ältern epischen Darstellung derselben indischen Sage fast noch mehr hervortreten. Rührend und bewunderungswürdig erscheine uns auch jene Tiefe des sittlichen Gefühls, nach welcher der Dichter das Gewissen „den alten Einsiedler oder Seher im Herzen“ nennt, dem Nichts verborgen bleibe, jene Denkart, nach welcher eine ungerechte Handlung und Sünde so wenig verborgen bleiben könne, dass nicht nur alle Götter und der innere Mensch sie wissen, sondern selbst die Natur, die wir leblos nennen, die Sonne und der Mond, Feuer und Luft, Himmel, die Erde und Fluth und die Tiefe solcher Unthat, wie eine allgemeine Zerstörung der Natur und Erschütterung des Weltalls mitempfinden und darob erschauern.

Das indische Epos entwickelte sich aus der Göttermythe, wie diese in den Veden niedergelegt ist, in einem selbsteigenen Versmass, dem Slokas, welches, von Brahma selbst hergeleitet, aus einem Doppelverse (Distichon) von je sechzehnsylbigen Versen besteht. Es kann nur in ähnlicher Weise, wie das homerische und deutsche Epos aus einzelnen Sagen im Verlauf der Zeit durch spätere, oft dem ursprünglichen Kerne widersprechende Zusätze und Episoden nationaler Dichter entstanden sein, welche die Grossthaten aus der Vorzeit und die Helden durch Gesang und im Gesange verherrlichten, so dass der lyrische Ton der Schlacht- und Siegesgesänge, wie sie grossen Ereignissen und Thaten zu folgen pflegten, nach und nach in den mächtiger episch-heroischen Erzählungston überging. So entstanden die zwei berühmten epischen Gedichte der Inder, das Mâhâbhârata und das Râmâyana zu einem riesigen Umfange, jenes zu 100,000 Slokas oder Doppelversen, 24,000 scheinen der ursprünglichen Abfassung anzugehören, dieses zu 25,000 Slokas. Die frühesten Dichter derselben sowohl als die spätern Ordner sind unbekannt. Die Sage nennt als Verfasser des ersten Vyâsa, d. h. Sammler, des zweiten Valmîki. Was ihr Alter anlangt, so reichen die ersten Anfänge bestimmt bis in die früheste Heldenzeit des Sanskritvolkes hinauf, wo das weibliche Wesen noch in Ehren gehalten und nicht zur Vielweiberei erniedrigt wurde, wie die in dieser Epik vorkommenden Frauengestalten, die Sita, Damajanti und Savitri erkennen lassen. Die Gestaltung der beiden grossen Epen, wie sie jetzt vorliegen, mag wohl nicht weit über die ersten vorchristlichen Jahrhunderte hinausgehen, da der epische Kern infolge eingemischter theologisch-hierarchischer Elemente sehr abgeschwächt erscheint.

Das Mahâbhârata d. i. der grosse Bhardite oder Nachkomme des grossen Bharata, dem Grundstoff nach älter als das Râmâyana, schildert den Kampf zweier alten nahe verwandten Fürstenfamilien der Pandavas und Kuravas, welcher mit der Vernichtung aller edeln Geschlechter des alten Indiens endigt, ähnlich wie der in den grossen Volksepen, der Iliade und Nibelungenliede allgemein bekannte. Jenes umfassende Epos nennt sich selbst ein grosses Lehrbuch des Nützlichen, ein Lehrbuch des Rechtes, ein Lehrbuch des Angenehmen, ausgesprochen von Vyâsa, dem unermesslichen Geiste.“ Unter den zahlreichen Episoden, woraus

es besteht, zeichnen sich viele sowohl durch dichterische Schönheit als auch durch philosophische Eigenthümlichkeit aus. So ist das nach seiner Heldin „Sanitri“ benannte Gedicht äusserst zart und innig gehalten (deutsch von Rückert, von Höfer und von Holzmann) und das kurze Epos „Nal und Damajanti“, von dem Friedrich v. Schlegel sagt, es könne an hinreissender Gewalt der Leidenschaft, wie an Hoheit der Gesinnung schwerlich übertroffen werden. Die bedeutendste unter den philosophischen Episoden ist die Bhagavadgîtâ, ein vollständig philosophisches Lehrgedicht in 18 Abschnitten. Es stellt in einfachem Style die Lehre von der Unwandelbarkeit des Einen und Ewigen, sowie von der Nichtigkeit der zeitlichen Erscheinungen dar, wesshalb es in Indien so hoch wie die Vedas geschätzt wird. Es folge hier eine Stelle aus der Bhagavadgîtâ:

Den erkenn als enthaltsam stets, der nicht klaget, und nicht begehrt,
Fern von Zwiespalt, o Mächtiger! wird der selig, der Bande frei.
Erkenntniss trennen und Handeln thöricht redende Knaben nur;
Wer an dem Einen festhält, findet der beiden Frucht zugleich.
Hier schon gewinnen den Himmel, deren Geist in der Gleichheit steht;
Ganz vollkommen und gleich ist Gott, darum ruhen in Gott sie stets.
Nicht erfreue sich je des Glücks, und nicht klage im Unglück auch,
Wer festgesinnt, von Thorheit frei, Gott erkennend in Gott beharrt.
Wen nicht äussres Gefühl anzieht, findet in sich, was selig ist;
Mit Gott die Einung vollendend, hat er ein unzerstörbar Gut.
Wer nur mich überall erblickt, und wer Alles erblickt in mir,
Nimmer werd' ich von dem fern sein, noch wird er von mir je getrennt.
Wer den Allgegenwärtigen, mich, verehrt, und fest an der Einheit hält,
Wo er immer auch wandeln mag, wandelt der Fromme stets in mir.

Fr. v. Schlegel.

Aus dem Mahâbhârata.

Die Schlacht der Kuruinge und der Panduinge*)

Der Tag brach an, schrecklich ertönte
Schon Trommelwirbel und Muschelklang,
Von Knarren der Räder, vom Wiehern der Pferde
Und von der Elephanten Schrei;
Vom Klirren der Waffen, vom Ruhm der Krieger,
Vom Feldgeschrei und Losungswort
Und von der Führer lauten Befehlen
Weithin ein ungeheurer Schall.

*) Die Kuruinge (Kuravas) sind die Nachkommen des Kuru, die Panduinge (Pandavas) sind die Söhne des Pandu. Der Untergang des Heldengeschlechts der Kuruinge macht den Hauptinhalt dieses grossen Epos.

Bald standen gegen einander gerüstet
Die beiden Heere, abendwärts
Die Schaaren der Kuruinge gewandt,
Die Panduinge morgenwärts
Von Kampfbegierde beide erfüllt,
In Siegeshoffnung beide froh.
Als leuchtend sich die Sonne erhob,
Erblickte man die langen Reih'n
Fussgänger, Reiter, Ilfe (Elephanten) und Wagen
Mit blinkenden Waffen aller Art,
Mit Bogen und Pfeil, mit Lanze und
Mit Keule, Schlägel, Schwert und Dolch,
Die Fürsten mit ihren flatternden Fahnen,
Mit ihren Zeichen buntgemalt.
Hoch ragte vor Allen der schreckliche Fischma,
Auf silbernen weissen Wagen, weiss
Von Haar und Bart, in weissem Gewande,
Und weissem Turban, silberweiss
Die Rüstung und die Waffen weiss,
Die Rosse wie ein weisser Berg;
Und hoch an gold'nem Stamm der Palme
War Allen sichtbar sein Panier,
Fünf silberne Sterne. Aber der Alte
Zu seinem Heere hingewandt,
Rief laut mit donnerähnlicher Stimme
Den Kriegern diese Worte zu:
Heut' ist euch Tapfern wieder die Pforte
Des Himmels aufgethan; den Weg,
Den früher eure Väter und Ahnen
Gewandelt sind, den geht nun ihr
Zu Indras Welt der Wonne, indem
Durch Muth ihr ew'gen Ruhm gewinnt.

Holtzmann.

Aus dem ersten Gesange des Gedichtes Nal und
Damajanti.

Es war ein Fürst, mit Ruhm bekannt,
Nala der Sohn Wirasens genannt,
Begabt mit jeglicher Tugend,
Tapferkeit, Schönheit und Jugend;
Der ragt' in der Menschen Fürsten Mitte,
Dem Götterkönige gleich an Sitte,
Ueberstrahlend das ganze
Land wie die Sonn' im Glanze.
Es mocht' in allen ind'schen Reichen
Kein Fürst dem Helden sich vergleichen,

Der da waltet in Nischada-Land,
Weise von Sinn und stark von Hand;
Ein Freund der geistlichen Männer,
Der heiligen Schriften ein Kenner,
Weihduftopferverbrenner;
Der die eignen Sinne bezähmte;
Der die Begierden der Bösen lähmte;
Der heimliche Wunsch der Frauen,
Der Feinde Schrecken und Grauen,
Und seines Vaters Vertrauen;
Kundig der Kriegswissenschaft,
Geschickt zu leiten die Heereskraft,
Stark mit dem Bogen zu zielen,
Rasch mit den Würfeln zu spielen,
Aber vor Allem wohlerfahren,
Schnell mit Rossen und Wagen zu fahren;
Er konnte sie lassen eilen
An einem Tag hundert Meilen.
Da war auch in der Widarba-Flur,
Wandelnd auf hoher Ehren Spur
Bima der Fürst gewaltig
An Tugenden mannigfaltig;
Er da, Nachkommenschaft begehrend,
Lebte Nachkommenschaft entbehrend,
Er, zu empfahn Nachkommenschaft
That ein Gelübde von starker Kraft,
Dafür ihm die Götter gaben
Ein Mägdlein und drei Knaben,
Das Mägdlein war Damajanti genannt,
Aber die Knaben muthentbrannt,
Damals, Dontas und Damara.
So wuchs nun Damajanti da,
Und ward an Schönheit und Huldgeberden
Eine Wundersage auf Erden.

Fr. Rückert.

Auch die epischen Gesänge erhielten sich, wie die Veden, von Mund zu Mund fortklingend; denn eine spätere Sage lässt Valmîki sein Heldengedicht Ramâyâna, d. h. Wandel des Rama, nicht niederschreiben, sondern vom göttlichen Geiste angehaucht, in stiller Schweigsamkeit erzeugen; daher im Gedicht selbst die Worte sich vorfinden:

„So lange die Gebirge stehn und Flüsse auf der Erde sind,
So lange wird im Menschenmunde fortleben Ramûjâen“ —

Da es nun von den Hindus als ein Heiligthum betrachtet wird, dessen Lesung, ja selbst das Anhören desselben, ein verdienstlicher Act ist und reinigend und entsündigend wirkt, heisst es darin ferner:

Wer immer trinkt so lang er lebt, des Ramâyâna Göttertrank
Nimmer satt, der sei mir gegrüsst als frommer Weiser, rein von Schuld.

Der Ilias wurde eine ähnliche Kraft beigelegt, namentlich die, böse Geister zu verscheuchen, daher Alexander der Grosse jenes Epos des Nachts in einem kleinen Schrein unter sein Kopfkissen gelegt, und es als Talisman auf seinen Kriegszügen mit sich geführt haben soll.

Der Held des zweiten indischen Epos ist Rama, anerkannt als die siebente Fleischwerdung (Incarnation) des Gottes Vishnu, Erhalter, als zweite Person der indischen Dreieinigkeit (Trimurti) Brahma, Schöpfer, und Shiva, Zerstörer, woran sich eine vielverzweigte Sage knüpft. Es werden seine Kriegszüge als eines der grössten Eroberer des Alterthums verherrlicht. Er soll den südlichen, von wilden Bewohnern bevölkerten Theil, ja ganz Hindostan nebst der Insel Lanka, später Ceylon genannt, erobert haben. Sein Feldherr Hanuman, zugleich Dichter und Tonkünstler, wonach jetzt noch eines der vier hinduischen Musiksysteme benannt wird, begleitet Rama auf seinen Zügen, schwimmt durch's Meer nach Lanka hinüber, verbrennt die Stadt, bringt viele Riesen um und befreit Sita, die durch List entführte Gattin Rama's. Der Sage nach wurde er auf seinen Feldzügen auch von einem Heer Satyrn und Pavianen begleitet, unter welchen wir uns wahrscheinlich tatarische Bergbewohner vorzustellen haben, die ihm eine Brücke aus Felsen über das Meer zwischen der Insel Lanka und der Spitze der Halbinsel erbauten. Auf dieser Brücke führt der Held sein Heer hinüber, erschlägt den Riesen Ravana, König von Lanka und findet seine treuerprobte Sita wieder. Hierauf eilt er nach Randigrama, wo er mit seinem Bruder Bharata vereint in Glanz und Herrlichkeit herrscht, und das goldene Zeitalter über sein Land und Volk heraufführt.

Wir lassen hier die trefflichen Worte folgen, mit welchen er seinen Bruder bereden will, die Krone anzunehmen:

Wer ohne Scheu
Die Sittenlehre nicht befolgt
Und schlechtem Wandel sich ergiebt,
Der wird vom Guten nicht gelobt.
Der Lebenswandel ist's
Allein, nicht Rang und nicht Geburt,
Woran man siehet, ob ein Mann
Ein schlechter oder edler sei.
Wenn ich Unreinem auch den Schein
Des Reinen gebe und als Pflicht
Die Sünde kleide, die ich thu';
Doch wird mich kein Vernünftiger,
Der Recht und Unrecht scheiden kann,
Hochachten, und ich werde nicht
Zum Himmel kommen, wenn ich so
Nicht halte mein gegebenes Wort.
Da würde diese ganze Welt
Nur wandeln, wie's ihr wohlgefällt.
Denn wie der Fürsten Wandel ist,
So ist der Bürger Wandel auch.
Nur Treue und Mildthätigkeit
Ist Fürstensitte immerdar.
Auf Treue ruht das Königthum,
Auf Treue steht die ganze Welt.
Nur Treue ist der Herr der Welt,
Auf Treue aller Segen ruht.
Land, Ruhm und Glück und Ehre ist,
Wonach das Menschenherz verlangt,
Sie folgen stets der Treue nach,
Drum trachte immer treu zu sein.
Wer nicht sein Wort in Treue hält,
Wer unstät, wankelmüthig ist,
Den achten seine Ahnen nicht,
Die Götter wollen nichts von ihm;
Und einem Falschen weicht man aus,
Wie man vor einer Schlange flieht.

Holtzmann.

Rama's Gespräch mit seiner Gattin Maithili über ihren
Entschluss, ihn in die Verbannung zu begleiten.

Und Rama schloss die Trauernde
In seinen Arm und sprach zu ihr:
Der Himmel selber wäre mir,
O Sita, ohne Dich nicht lieb,
Nichts ist, was mich schreckt, wenn du,
O Maithili, entschlossen bist,

Zu wohnen in der Wildniss, nicht
Verhindern werd' ich selbst mein Glück.
So rüste dich zum Zuge denn,
Zum Aufenthalte in dem Wald.
Vertheile den Brahminen Gold
Und Speise gieb der Bettlerschaar;
Gewänder und kostbaren Schmuck
Und was wir sonst Erfreuliches
Besitzen, theile Alles aus
An unsre treue Dienerschaft.
Und Sita, hocherfreut, dass Rama
Ihr mitzuziehn gewahrete,
Ging zu verschenken schleunig hin
Ihr und des Rama Hab und Gut.

Holtzmann.

Unter mehreren Episoden, welche sich an die Haupthandlung des Ramâyâna, das mit der Wiedergewinnung des väterlichen Reiches schliesst, anlehnen, sind vornehmlich zwei sehr wichtig und schön. Die eine nämlich behandelt die Herabkunft der Göttin Ganga, d. i. die mythische Personification des Stromes Ganges (deutsch von Wilh. Schlegel und von Höfer), wie sie über das Himâlaja zur Erde kommt, um in der Unterwelt die 60,000 Gebeine erschlagener Helden zu entsündigen, was einen Blick in das altindische Busswesen eröffnet. In der andern Episode „Büssungen des Viswamitra betitelt (deutsch von Fr. Bopp, in seinem Conjugationssystem der Sanskritsprache“ im Auszug) büsst sich der König Viswamitra förmlich aus seiner Kaste in die höhere, in die Brahmanenkaste hinauf, und macht die ganze Welt wanken; nachdem er mehrere tausend Jahre in Glanz und Ruhm regiert hat, zieht er sich in die Wildniss zurück. Nach abermalig tausend-jähriger Busse besuchen ihn ehrfurchtsvoll alle Götter und Brahma giebt ihm den Titel „Bester der Weisen.“ Es ist hierin eine kühne und masslose Phantastik zu erkennen, und Sinn für Geschichte, wie dies bei dem Europäer der Fall ist, finden wir bei dem Inder nicht.

In nächster Beziehung zu diesen epischen Gedichten stehen die Purânas, umfangreiche Zusammenstellungen der alten Sagen und gehören alle in ihrer gegenwärtigen Gestalt als Kunstepik einer spätern Form an, nachdem im 6. Jahrhundert v. Chr. die buddhististische Bewegung das abgestorbene Culturleben Indiens

wieder erneuert hatte. Sie enthalten die Kosmogonie, Theologie, die Geschichte der Götter, der alten Weisen und Helden. Man kennt 18 Purânas, die an 800,000 Doppelverse ausmachen, von welchen aber nur der Bhâgavata-Purâna, der die Geschichte des Gottes Vishnu in sprachlich vollendeter Form erzählt, vollständig herausgegeben ist. Es war im Verlaufe der Zeit der Geschmack für das einfache Epos entschwunden, an dessen Stelle viele kürzere Kunstgedichte in gesuchter und geschraubter Sprache traten bis zu widriger Ueberladung von kleinlichen Bildern und Wortspielen. Einen besondern Glanzpunkt der indischen wissenschaftlichen Literatur machen die philosophischen Werke aus, so dass kein anderes Volk, ausser den Griechen und Deutschen, so Bedeutendes auf diesem Gebiet geleistet hat. Das Vorzüglichste über sämtliche philosophische Schulen hat bis jetzt Colebrooke geliefert in seinen Essays on the philosophy of the Hindus (2. Aufl. London 1837).

Wie die Uridee der Religion sich im Semitenthume zur ersten religiösen Weltanschauung entwickelt hatte, die ihren Halt- punkt im Judenthume fand, im Christenthume und Islam ihre Zweige schlug, so entstand im Brahmaismus die unerhörteste geistige Knechtschaft und der härteste Kastengeist, als dessen Reformator Buddha, d. h. der Erweckte, Fo in China genannt und als fleichgewordener Gott verehrt, zu Anfang des 6. Jahrhunderts v. Chr. auftrat und den Buddhismus stiftete, dessen Hauptlehren sind: Ein höchstes Wesen regiert die Welt; es ist unsichtbar, daher durch kein Bild darzustellen; es ist weise, gerecht, gütig, barmherzig, allmächtig und wird vom Menschen am besten durch schweigende Betrachtung verehrt. Durch Tugend gelangt der Mensch zur Seligkeit; darum darf er nicht schwören, lügen, verleumden, tödten, stehlen, keine Rache ausüben, muss züchtig und mässig leben, Almosen austheilen, die sinnlichen Triebe unterdrücken, und durch stille Betrachtung sein eigenes Wesen und das Wesen der Gottheit erkennen. Wenn der Mensch diese Pflichten auf eine vollkommene Weise erfüllt, so erlangt er schon auf Erden die Würde eines Buddha oder Weisen, und nach dem Tode die Vereinigung mit dem höchsten Wesen. Diese Vereinigung heisst Nirwâna, d. i. Ruhe oder Seligkeit. Menschenseelen, welche auf Erden schlecht gelebt haben, werden in Thierhörnern wieder-

geboren. Der Buddhismus hat unverkennbar auf die Völker von Mittel- und Ostasien, sowie Hinterindien, wohin er sich rasch verbreitete und bereits im 3. Jahrh. v. Chr. Staatsreligion war, vornehmlich auf die nomadisirenden Völker, eine ausserordentlich versittlichende Kraft ausgeübt, die wilde Leidenschaftlichkeit und Rohheit gesänftigt. Die Zahl der Buddhisten beläuft sich auf 300 Millionen. Das bedeutendste Werk über den Buddhismus hat Burnouf in seiner „Introduction à l'histoire du Bouddhisme indien“ (Paris 1844) und dem „Lotus de la bonne loi“ geliefert, womit Lassens Darstellung in seiner „Indischen Alterthumskunde“ (Bd. 2) zu verbinden ist.

Infolge der Verbreitung des Buddhismus blieben die bisher gesprochenen Dialekte nicht länger Sanskrit, sondern hatten sich zu wirklichen Sprachen ausgebildet, welche sich zu jenem als für religiöse und gelehrte Zwecke bestimmte Hochsprache wie das Vulgär oder gewöhnliche Latein zu dem classischen eines Cicero verhielten; denn unter der gesprochenen, sich frei entwickelnden Volkssprache, dem Prâkrit, d. i. Natursprache, verstand man im Allgemeinen alle spätern Vulgärmundarten, die sich nach dem 5. Jahrhundert aus dem Sanskrit entwickelt und in viele Dialekte gespalten hatten. Jenes bestand von nun an als Hofsprache nur in den Schulen und in den Werken der Wissenschaft und Literatur fort. Daher sprechen in indischen Dramen blos Personen von Rang, Fürsten und Brahmanen das Sanskrit, während sich die Personen aus dem Volke und die Frauen verschiedener Prakritmundarten bedienen. Es musste überhaupt die classische Sprache der Brahmanen durch die letzte Abfassung der heiligen Schriften der Buddhisten wesentlich leiden; daher sich in derselben ein Gemisch von unregelmässigen Sanskrit-Pâli und Formen der Vulgärsprache vorfinden. Wenn das aus einer Sanskritmundart hervorgegangene Pâli seitdem die heilige Sprache der Buddhisten geworden ist und zugleich das Vulgäridiom war, in welchem der grosse Volksfreund seine Lehre predigte, so muss es zu dieser Classe von Sprachen gerechnet werden. Nach den Urschriften der buddhistischen Literatur zu urtheilen, war dieser Dialekt weit weniger verderbt, als das Pâli von Ceylon, dessen Ursprung daher vom Professor Wilson auf eine weit spätere Zeit verlegt worden ist. Dass die Pâlisprache einst ein Volksidiom ge-

wesen, geht daraus hervor, weil es sonst nicht zur Mittheilung der heiligen Schriften gewählt worden wäre. Die Sanskritbücher der Buddhisten wurden für ihre Anhänger in Ceylon und Indien jenseit des Ganges in die indische Pâlisprache und in das Ceylonische, in das Tibetanische oder Tibetische, Chinesische und Mongolische übersetzt, und über dieselben zahlreiche Commentare in diesen Sprachen geschrieben. Das Tibetische gehört zu den einsylbigen Sprachen Hinterindiens. Es war ursprünglich als Gebirgssprache rauh und mit Consonanten überhäuft. Die Schrift der Tibetaner ist eine alterthümliche Form der indischen Devanagarschrift. Die Literatur dieses Volkes besteht bloß aus Uebersetzungen sanskritischer Originale; nachdem aber die Tibetaner im 7. Jahrh. n. Chr. sich zum Buddhismus bekannt hatten, wurden alle die zahlreichen Werke dieser Religionspartei in die Landessprache übersetzt. Die Uebersetzungen insgesamt erschienen in zwei Sammlungen, von welchen die erste den Titel führt „Bhah-hgur“, d. i. die Gebote Buddha's, 100—108 Bände in Folio. Die zweite Sammlung heisst „Bhah-hgur“ d. i. Uebersetzung von Lehrschriften. Ausserdem haben die Tibetaner auch eine reichhaltige Profanliteratur, welche vorzüglich Geschichtswerke, Lieder, Gesänge, Fabeln und Märchen enthält.

Unter dem König Asoka im 3. Jahrhundert v. Chr. waren wenigstens drei Volkssprachen die herrschenden, von welchen die eine im östlichen Hindostan, die zweite im Guzerat und die dritte im östlichen Kabulistan gesprochen wurde, welches letztere Land der gelehrte Chr. Lassen eines der schönsten und vielgegliedersten der Erde nennt. Hieraus lässt sich schliessen, dass zu jener Zeit der grösste Theil des indischen Volkes die Sanskritsprache nicht mehr redete. Die Anfänge dieser Sprache müssen demnach um mehrere Jahrhunderte früher gesetzt werden, weil Grammatik und Literatur, sorgfältig auf Palmblätter geschrieben oder vielmehr geritzt, eine grosse Stätigkeit und feste Grundlage erlangt hatten, darum die Auflösung ihres organischen Wunderbaues nur langsam vor sich gehen konnte, und gelehrte Sprachforscher nicht ohne Grund angenommen haben, dass der ganze Entwicklungsgang bis zur Blüthe und der darauf erfolgte Verfall, einen Zeitraum von mindestens 50,000 Jahren ausmachen müsste.

Das Prâkritidiom, welches der älteste Grammatiker

Vavarki unmittelbar vom Sanskrit ableitet, findet sich vorzüglich in den modernen Schauspielen, in einigen Dichterwerken und in der heiligen Literatur der Dschainas, Anhänger einer Zweigreligion der buddhistischen, die im südlichen Indien weit verbreitet ist. Es sind überhaupt in dieser Sprache noch Werke von grossem Umfange, namentlich über Theologie, heilige Legenden, Gesetzkunde u. a. niedergelegt, besonders auch Chroniken, die, wie das „Mahâvansa“ äusserst werthvoll sind. Jenes Prâkrit steht dem Pâli am nächsten; Wilh. v. Humboldt sagt daher treffend, dass das Sanskrit oder von demselben herstammende Dialekte sich mehr oder weniger den Sprachen aller Indien umgebenden Völker beigesellt haben, und anziehend sei es zu sehen, wie sich durch diese, mehr vom Geist der Nation und Wissenschaft, als vom politischen und Lebensverhältnissen ausgehenden Verbindungen, die verschiedenen Sprachen gegenüberstellen. In Hinterindien sei nur das Pâli, also ein um viele Lautunterscheidungen der Formen ärmer gewordene Flexionssprache zu Sprachen hinzugetreten, die in wesentlichen Punkten mit der chinesischen übereinstimmen: gerade also da und dahin, wo der Gegensatz reicher grammatischer Andeutungen mit fast gänzlichem Mangel derselben am grössten ist. Historische Verwandtschaft scheint zwischen dem Barmanischen und Chinesischen nicht vorhanden zu sein; denn in dem Grade, in welchem sich die barmanische Sprache von dem Baue der chinesischen entfernt, nähert sie sich dem Sanskrit. Zum grössern Theil finden sich sowohl im Pâli als im Prâkrit der materielle Inhalt des Sanskrit vor; indess fehlen dem Prâkrit die Vocale *re* und *ri* ganz; den Dual, welcher im Sanskrit völlig ausgebildet ist, haben beide Sprachen nicht mehr. Die Wortfügung ist in beiden noch weniger abweichend; indess starben auch diese beiden aus, indem sich ausländische Sprachelemente eindrängten, und der entartete Sprachgeist die jetzt herrschenden indischen Volkssprachen schuf, deren es an fünfundzwanzig bis dreissig giebt, die wir später noch kurz berühren werden. „Die indochinesischen Nationen,“ sagt der gelehrte Leyden, „haben eine Menge Pâli-Wörter in sich aufgenommen; sie passen aber dieselben alle ihrer eigenthümlichen Aussprache an, indem sie jede einzelne Sylbe als ein todes Wort hervorstossen“. Einige indochinesische Sprachen besitzen deren in

so grosser Anzahl, dass es unserem Ohre unmöglich sein würde, sie richtig zu unterscheiden; denn die Rede wird zu einer Art Gesang oder Recitativ, so dass der englische Sprachforscher Law das Siamesische vollkommen mit einer musikalischen Tonleiter vergleicht.

Die Bearbeiter der Pâlisprache müssen die Sanskrit-Grammatik gekannt und dieselbe der ihrigen zu Grunde gelegt haben, daher der älteste Bearbeiter nicht 200 Jahre vor Pânini gelebt haben kann. Der gelehrte Vauoruki unterzog die Prâkritsprache um die Mitte des 2. Jahrhunderts n. Chr. einer wissenschaftlichen Bearbeitung.

Haben wir bisher gesehen, welche gewaltige literarische Erscheinungen aus dem allmählichen grossartigen Entwicklungsgange der Sanskritsprache von Epoche zu Epoche, zunächst in lyrisch-religiöser Hinsicht in den Veden, in episch-heroischer in den Riesendichtungen Mâhabhârata und Râmâyana und endlich in den sprachlich-didaktisch-philosophischen Werken eines Pânini, Vopedeva u. a. hervortretend, zu bedeutungsvoller Geltung gelangten, so müssen wir noch den letzten Aufschwung dieses weitumfassenden Sprach- und Literaturthums etwas näher ins Auge fassen. Wie wir bereits sahen, hatten sich im 3. Jahrhundert v. Chr. zwei Hauptsprachen vom Sanskrit abgezweigt, das Prâkrit und das Pâli, welche sich später noch um viele vermehren mussten, indem das indische Volk seit Alexander des Grossen Eroberungszügen fast ohne Unterbrechung von ausländischen Siegern heimgesucht wurde, wogegen häufige Empörungen ausbrachen, ohne dass sie jedoch in der innern staatlichen Verfassung wesentliche Veränderungen herbeiführten, sondern sich blos in einem Wechsel der Herrscher geltend machten.

Obschon es der orthodox-brahmanischen Kirche gelungen war, die buddhitistische Lehre, welche im 6. Jahrhundert v. Chr. neues Leben in den verkommenen Culturzustand Indiens gebracht hatte, als eine Ketzerei wenigstens aus Vorderindien gleichzeitig zu verdrängen und durch blutige Verfolgung auszurotten, nachdem sie sich bereits über die Nachbarländer weit verbreitet hatte, und unter verschiedenen Namen die ausgedehnteste Religion des Orients war, so entwickelte sich doch auch hier, aus dem hervorgerufenen

Kämpfe eine neue Epoche sprachlicher, sowohl als literarischer Bildung durch Kâlidas a, den ausgezeichnetsten unter den Kunsdichtern Indiens. Er soll gegen Ende des ersten Jahrhunderts v. Chr. am Hofe des Königs Vikramâditja gelebt haben, dessen Liebling er wurde.

Wir wenden uns nun der dramatischen und lyrischen Dichtung zu. Wie bereits in den Veden balladenartige Wechselgesänge, im Epos vielfache Wechselreden vorkommen, so erkennen wir hierin die ersten Anfänge des indischen Dramas, welches, wie bei allen culturhistorischen Völkern, so auch bei den Indern, aus der Wiege des religiösen Cultus sich entwickelte, einer Wiege, die demnach unter den Hindus gleichfalls in einem Zeitalter stand, das über alle geschichtlichen Denkmäler hinausreicht. Denn einer Sage zufolge soll der Dichter Bheret der Erfinder der dramatischen Dichtkunst sein, wiewohl dieser Sage wenig Glauben zu schenken ist. Glaubwürdiger scheint, dass ein Dichter, Namens Hanumat, der erste hinduische Dramatiker gewesen sei, indem er ein dramatisches Gedicht auf einen glatten Felsen gegraben und denselben, weil er mit seiner Dichtung unzufrieden gewesen, in das Meer gestürzt habe. So viel indess ist geschichtlich, dass das indische Drama aus den Festen der Götter, welche ähnlich wie die Dionysosfeste bei den Griechen, mit Musik, Gesang und Tanz gefeiert wurden, hervorgegangen ist, und schon in dem ersten Jahrhundert v. Chr. unter dem bereits erwähnten Könige Wikramâditja zu grosser Vollkommenheit gelangte.

Der Hauptvorwurf der indischen Dramen ist die Liebe, welche bald in den glühendsten Farben gemalt, bald in den sanftesten Herzenslauten dargestellt wird, bald in der bilderreichsten Phantasie sich kundgiebt. Brahmanen werden häufig als eifrige, immer fresslustige, hanswurstige Schmarotzer in den Stücken vorgeführt, so dass sich die komische Seite meist an die Verspottung der Pfaffen, ihres Hochmuths und ihrer Begierde anlehnt. Ausserdem beruht das indische Schauspiel vornehmlich auf Episoden aus dem Leben Wishuns und anderer Götter, sowie auf überreicher Naturschilderung, auf Hoheit und Zartheit der Gesinnung und inniger Herzensäusserung. Bis zu dem tragischen Ausgange einer selbst im Untergange triumphirenden Menschenwürde, wie die grie-

chische Tragödie dieselben darstellt, konnte es sich nie erheben, es gleicht daher vielmehr der Gattung des Melodramas. Die gewöhnliche Form des Dialogs ist die Prosa, welche aber bei jeder gehobenen Stelle in Verse, in recitirte oder gesungene übergeht. Dieses, sowie die Einflechtung pantomimischer Tänze verleiht den indischen Schauspielen etwas Opernartiges. Das Schauspiel „Mrichchakati“ d. h. Kinderwägelchen, welches für das älteste bis jetzt bekannte Sanskritdrama gilt, giebt den König Sudraka als Verfasser an, der um 57 v. Chr., oder was wahrscheinlicher, in der ersten Hälfte des 2. Jahrhunderts n. Chr. gelebt haben soll, wo der Buddhismus in hoher Blüthe stand, dessen in jener Dichtung mit grosser Achtung gedacht wird. Der um unsere Kenntniss der Sanskritliteratur hochverdiente Wilson hat in seinem „Theatre of the Hindoos“ jenes Stück ins Englische übersetzt, und darüber gesagt: „Das Kinderwägelchen besitzt einen bemerkenswerthen dramatischen Werth. Die Handlung hat die Einheit des fesselnden Interesses. Dieses vermisst man selten und die scheinbaren Unterbrechungen dienen nur dazu, die grosse Erfindsamkeit darzuthun, womit durchweg die Hauptabsicht des Stückes gefördert wird.“

Nächst der Dichtkunst, vornehmlich der dramatischen wurde auch die Sprachkunde und die mathematischen Wissenschaften in so rühmlicher Weise begünstigend gefördert, dass es uns nicht Wunder nehmen kann, wenn wir vorzugsweise die Sprache und die damit innig zusammenhängende Literatur, unter dem trefflichen Herrscher Wikramâditja, noch einmal erblühen und bis Ende des 10. Jahrhunderts n. Chr. als selbständige Entwicklung des indischen Lebens andauern sehen. Von jener Zeit jedoch ab, seit der Herrschaft der türkischen Gazneviden beginnt das Eindringen der feindlich gesinnten und verfolgenden Religion des Islam, der die alten volksthümlichen Elemente vielfach vernichtete. Jener Fürst soll an seinem Hofe, der zu Awanti an Pracht und Glanz von keinem andern fürstlichen Hofe älterer und neuerer Zeit übertroffen wurde, sich auch durch edle Sitte und andere Vorzüge ausgezeichnet, und neun Gelehrte unterhalten neben, die als die „neun Kleinode“ bezeichnet wurden, unter welchen Kâlidasa zunächst durch seine lyrische Richtung hervorglänzte. Die Dichter dieses neuen indischen literarischen

Blüthenalters, das wir gleichfalls ein goldnes nennen können, stellten nun die alte überreiche Sagenwelt, welche bisher ausschliessliches Eigenthum der Priester gewesen, in lyrischen Dichtwerken und in Schauspielen für ihre Zeitgenossen zu allgemeiner Bildung dar. Hierin kennzeichnet sich vornehmlich diese jüngste Epoche der alten indischen Literatur, die ziemlich gleichzeitig, wie bereits angedeutet worden, mit dem augusteischen Zeitalter fällt. Wir können es zugleich als die Periode des künstlerisch-ästhetischen Sprachbaues bezeichnen, wie er sich in den derzeitigen Schriftwerken in einem so hohen Grade herausstellt, dass wohl nicht leicht anzunehmen ist, es sei diese hohe Kunstsprache zu irgend einer Zeit unter dem indischen Volke allgemeiner gesprochen worden und herrschend gewesen. Dies wird auch dadurch um so zweifelhafter, als den in Dramen auftretenden Personen verschiedene Dialekte in den Mund gelegt werden.

Kâlidasa, der als der glänzendste Stern am Himmel der indischen Kunstpoesie betrachtet wird, schildert nach eigener Erfahrung das reiche und glanzvolle Leben am Hofe, von dem er eine Zeitlang durch den Neid der andern Brahminen vertrieben wurde, obgleich er des Königs Liebling war, und schloss sich so den späteren dramatischen Dichtern enger an. Denn durch sein tiefinniges Gemüth, durch seinen echten Kunstsinn und feinen Geschmack, erhob er nicht nur die Sprache zu vollendeter Meisterschaft, sondern bediente sich derselben auch zu seinen dramatischen Kunstschöpfungen, unter welchen wir zunächst Sakuntala, d. h. der Erkennungsring, sodann das zweite Drama: Vikramorvasi (deutsch von Hirzel und Höfer) anführen. Ein indischer Spruch lautet über diesen grossen Dichter: „Die Poesie war eine fröhliche Tochter Valmîki's, sie ward erzogen durch Vjâsa und wählte den Kâlidasa zum Bräutigam; nun aber ist sie alt und weiss nicht, in wessen Hütte sie den Fuss setzen soll.“

Sakuntala, wozu der Dichter den Stoff aus dem Mahabhârata entnommen, wurde von W. Jones zum ersten Male ins Englische übersetzt im Jahr 1789, aus dem Englischen ins Deutsche von Georg Forster 1791. Diese Uebersetzung

bevorwortete Herder und Göthe begrüßte das Drama mit folgendem überschwänglichen Epigramm:

Willst Du die Blüthe des frühen, die Früchte des späteren Jahres,
Willst du, was reizt und entzückt, willst du was sättigt und nährt,
Willst du den Himmel, die Erde mit einem Namen begreifen:
Nenn' ich Sakuntala dir und so ist alles gesagt.

Von spätern Uebersetzern nennen wir nur Lobedanz und Rückert. Friedrich von Schlegel, dem wir bekanntlich die erste nähere Bekanntschaft mit der indischen Sprache und Literatur verdanken, spricht sich dahin aus: es sei hier nicht die hohe Kunstordnung der Griechen, nicht der ernste strenge Styl wie in ihren Tragödien; aber ein liebevolles tiefes Zartgefühl beseele Alles, der Hauch der Anmuth und kunstloser Schönheit sei über das Ganze verbreitet; es sei der Schmuck der Unschuld. Das zweite Drama Vikramorvasi, dessen Gegenstand die Liebe der Apsaras d. h. der Meernymphe Urvasi zu dem König Pururavas ist, zeichnet sich durch musikalischen Wohllaut aus, verräth jedoch mehr romantische Natur als Sakuntala, die als ein dramatisches Idyll bezeichnet werden kann. Jenes Drama durchdringt, seinem ganzen Inhalt nach, die Schicksalsidee: dem göttlichen Rathschlusse müssen sich die höchsten Sterblichen, die halbgöttlichen Nymphen, ja sogar der Götterkönig Indra fügen.

Wir führen eine Stelle aus Sakuntala von tiefem Zartgefühl an, wie es sich in der Anrede des Duschmanta, Sakuntalas, Geliebten an ein Bienchen kundgiebt, das sich, während er hinter dem Gebüsch versteckt, dem Stamme des reizenden Mädchens nachsann, ihrem Gesichte nähert:

Du, glückliches Bienchen!
Umschwirrest den Winkel
Des reizenden Auges,
Das alles entzückt.

Du nahest dem Ohre,
Und flüsterst so leise.
Als wäre der Liebe
Geheimniss Dir kund.

Jetzt trinkest Du, während
Mit Grazienfinger
Hinweg Dich zu scheuchen
Die Huldin sich müht.

Den üssesten Honig
Entsaugst Du der Lipp' ihr,
Und jegliche Schätze
Der Wollust darin.

Ich aber — indess Du
In Götterlust schwelgest —
Ich sinn dem Stamm nach,
Dess Sprössling sie ist.

Es folge noch eine vortreffliche Stelle aus Sakuntalas Rede, als sie mit ihrem Sohne vor den König Duschmanta tritt und ihn von der hohen Bedeutung der Familie zu überzeugen sucht:

Des Hauses Lehre
Ist die Gattin, sie des Mannes Odem,
Wurzel sie des Rechts und Geschlechts
Und die Quelle des Heils. Gemeinsam
Mit dem Gatten opfert sie den Göttern
Und das Haus gedeiht durch ihre Sorge.
Süssen Trost verleiht sie Dir im Unglück,
Und gesellt sich Dir zu holder Zwiesprach
In der Einsamkeit; selbst auf der Wandrung,
In der Wildniss bietet sie Dir Labung.
Wer ein Weib hat, der ist seelenfreudig
Und voll Hoffnung; er besitzt die Gattin
Ja in dieser Welt und in der andern.
In dem Sohne erblicken wir das eigne
Selbst von uns erzeugt, und himmelselig
Sieht der Vater im Gesicht des Sprösslings
Wie in einem klaren Quell sich selber
Rückgespiegelt. Und kein Schmuck, kein rein
Wasser schafft Dir durch Berührung solche
Freude wie des lieben Sohnes Umhalsung.
Und gleich wie die Flamme, die zum Opfer
Von dem Heerd genommen wird, ein Theil des
Feuers ist, so ist von Dir ein Theil er,
Ist Dein selbst in andrer Erscheinung.
Hundert Blumen wiegt ein See auf, hundert
Seen ein Götteropfer, hundert Opfer
Wiegt ein einziger Sohn auf, aber wisse,
Mehr als hundert Söhne wiegt die Wahrheit;
Denn die Wahrheit ist der Pflichten höchste,
Wahrheit ist der Dinge erste Ordnung,
Wahrheit ist die ewige Gottheit selber.

Zweifelhaft ist, ob Kâlidasa auch das Intriguenlustspiel, Malavîka und Agnimitra (deutsch von Weber) gedichtet hat; es dramatisirt eine sehr verwickelte Familiengeschichte. Ein höchst eigenthümliches Stück ist das theologisch-philosophische Prabodha-Chandrodoja d. i. der Erkenntniss-Mondaufgang oder der Vernunft Mondaufgang (Urtext von Brockhaus herausgegeben, deutsch von Goldstücker und von Hirzel) von Krishna-Misra, der im 7. oder 11. Jahrhundert n. Chr. gelebt haben mag. Es ist eine dramatisirte Allegorie; denn die darin auftretenden Personen sind Sinnenlust, Irrthum, Hochmuth, Wissenschaft u. a. und schliesst mit der Hochzeit des Verstandes mit der Offenbarung. Ein sehr berühmtes Drama ist Malati und Madhava von Bhavabhuti, der wahrscheinlich um 720 n. Chr. gelebt hat. Es erinnert im Prolog an Shakspeares Hamlet, indem der Schauspieldirektor seinen ersten Schauspieler fragt: „Sag' mir mal, welche Eigenschaften verlangen der Tugendreiche, der Weise, der Ehrwürdige, der Gelehrte und der Brahmane von einem Drama? und der Gefragte antwortet: „Gründliche Entwicklung der verschiedenen Leidenschaften, Hoheit des Charakters, edlen Ausdruck der Begierden, eine überraschende Fabel und feingebildete Sprechweise. Auch das Schauspiel „Uttara Rama Cheritra“, welches die Geschichte des Helden vom Ramâyâna dramatisirt, wird Bhavabhuti zugeschrieben. Sehr treffend ist von Klein auf die dramatisch bedeutsamen Worte hingewiesen worden, welche der Held Rama im Epilog spricht:

„Mag dies begeistert Stück, das göttliche
Eingebung eingehaucht, mag es erfreuen
Und reinigen das Herz, wie Mutterliebe
Jed' Leiden tilgt, und gleich der Ganga Flut
Reinspielen uns von allen unsern Fehlen.
Mag die dramat'sche Kunst mit tiefem Sinn,
Verständniss die Geschichte schildern und
In wohlgefügtten Versen sie uns deuten.“

Indess ist es dem grössten dramatischen Dichter des indischen Volkes nicht gelungen, das lyrische und epische Element der Dichtersprache so vollständig mit einander zu verschmelzen, dass sich die thatvolle Willenskraft plastisch gestaltet hätte, wie sie in den griechischen, deutschen und englischen Dramen gleichwie verkörpert vor die Seele treten. Hieraus erklärt sich zugleich, dass der indischen Poesie die Tragödie fehlt, wofür sie nur das Ver-

söhnungsdrama besitzt. Da sich auf diese Weise das Drama zum Spiegel des wirklichen Lebens, der Zeiten und Sitten gestaltete, so liessen die Dichter in ihren Schauspielen die Könige und Brahmanen das würdigere und gelehrte Sanskrit sprechen, dagegen die sanfteren und melodischen Sprachidiome, des Prâkrit und Pâli bedienen sich die Heldinnen und Personen aus niedern Ständen, welche verschiedene Charaktere darstellen, die jedoch nicht plastisch durchgebildet sind. Die auftretenden Frauen bedienen sich des Dialekts von Surasena, die Kaufleute und Diener dagegen der Mundarten von Ardscha, Ränkemacher der Mundart von Dekhin, während die niedern Kasten, sowie die Dämonen ihr eignes Kauderwelsch reden. Der Dialog bewegt sich bald in der Rede des Alltagslebens, bald bringt sich die Gemüthswelt mittelst der schwierigsten Versmasse zur Geltung, oder Vers und Prosa wechseln je nach der Art des Stoffes ab. Wenn nun alle die verschiedenen, in diesen dramatischen Dichtungen, die zuweilen aus zehn Acten bestanden, angewendeten Mundarten in nächster Verwandtschaft stünden, so würde ein derartiges Drama fast als ein unverständiges Sprachgemisch erscheinen. In einem der ältesten Schauspiele sind nach Aussage der Erklärer vier Prâkritsprachen gebraucht worden: die Cauraseni, die Awanti, die Prakja und die Mogadsi; das erstgenannte dieser Sprachidiome scheint das vorherrschende im indischen Drama gewesen zu sein.

Die indische Lyrik und Gnomik kennzeichnet sich durch die anmuthigsten Dichtungen, welche zugleich tiefe Lebensweisheit und liebliche Naturschilderungen enthalten; auch hierbei erscheint Kâlidasa am glänzendsten; denn er versteht es Gefühl und Anschauung zu anmuthiger Harmonie zu verschmelzen. So in seinem lyrischen Cyclus Ritusonhara, die Versammlung der Jahreszeiten; ferner in seiner berühmten Elegie Meghaduta, der Wolkenbote, deutsch von Müller, dem Seelenvollsten indischer Poesie. Ein schönes Seitenstück dazu ist die Elegie: „der zerbrochne Krug von Ghatakarparu. Dagegen giebt sich in dem Abschiedsliede: „An die Geliebte“ von Tschaura eine wahre Gluth indischer Erotik zu erkennen. Die erotischen Epigramme des Amaru, von welchen Rückert eine treffliche Blumenlese deutsch gegeben hat (Musenalmanach für 1831) sind anmuthig und elegant. Die besten gnomischen hat Böhlingk gesammelt (Indische Sprüche 3 Thlr.

Petersb. 1863). Zu den Hauptschöpfungen, in denen sich Lyrisches und Idyllisches mit aller Pracht des Ausdrucks und der reizendsten Naturschilderungen verbindet, gehört die Gitagovinda, das älteste Hirtengedicht in dramatischer Form von Jajadeva. Dieses Idyll, das den Roman erzählt, welchen der Gott Krischna in der Gestalt des Hirten Govinda mit der Hirtin Radha, d. i. Reiz, durchspielt, ist „das Hohelied der Inder“, worin die Ueppigkeit der indischen Phantasie gipfelt. Selbst Göthe hat die Farben-
gluth und Fülle, in welcher hier die indische Natur erscheint, als Etwas bewundert, wie es nicht in europäischer Anschauung liegt. Am Krischna-Feste stellen die Bayaderen (Devadeshis) noch jetzt verschiedene Scenen aus seinem Leben dramatisch vor. Krischna nämlich ist die berühmteste Verkörperung des Wischnu, ein Sohn des Masudewa und der Dewagi.

Aus der Gitagovinda

oder

die Liebe des (in einen Hirten verwandelten) Krischna und der
Schäferin Radha.

Doch sie (Radha) zu schwach zu gehen,
Voll Liebeswehen lag im Rankenhaus.
Die Freundin, um Govinden
Dies zu verkünden, kam zu ihm:
Ueberall schaut sie, wohin sie nur schauet
Dich, dem die Lippe von Honig thauet,
Hari, o Hort!
Hebt, dir entgegenzugehn, sie die Glieder,
Sinkt sie nach wenigen Schritten darnieder.
Hari, o Hort!
Blüthen und Blätter zu Ketten verwebend,
Schwärmt sie von deiner Erinnerung nur lebend.
Hari, o Hort!
Sich im geberdenden Spiele betrachtend,
„Bin ich nicht Radha!“ so rufet sie schmachkend,
Hari, o Hort!
Warum zum Ort der Bestimmung nicht eilt er?“
Fragt sie beständig: „O Freundin, wo weilt er?“
Hari, o Hort!
Küssend umarmt sie den nächtlichen Schatten
Wolkengebilde, das sie hält für den Gatten.
Hari, o Hort!

Während du säumest, erliegt sie dem Drange,

Jammert und harret, bereit zum Empfange.

Hari, o Hort!

Bis zum Ohrläppchen schauernd, seufzerschwellend,

Mit stockender erstickter Stimme stammelnd,

Auf dich, o Treuloser, richtend tiefe Sehnsucht,

Denkt, lustversenkt, nur dich die Rehgeaugte,

Oft legt sie ihren Gliedern an den Putz, und rührt ein Blatt sich,

So wähnt sie doch kommen, breitet auf das Blatt und sinnt.

Wiewohl sie so mit Wohnungsschmuck, mit Wonnenwahn und Argwohn

Sich unterhält, doch ohne dich durchlebet sie die Nacht nicht.

Rückert.

Bei dem vorherrschend starken beschaulichen Zuge des indischen Charakters, musste sich die didaktische Poesie oder Lehrdichtung frühzeitig selbständig ausbilden, wie schon aus den alten Epen zu erkennen ist. Neben den übrigen Dichtungsarten hat sich die Didaktik theils in der Form lyrischer Gnomik, theils im Thierepos und in der Fabel volle Geltung verschafft. Wir nennen zunächst das höchst witzige und ironische Werk indischer Spruch-Gnomik von Bhartrihari, dem Bruder Wakramaditjas gegen 300 Lieder und Spruchgedichte enthaltend (deutsch von Höfer) und führen sogleich Einiges daraus an:

Ungebeten kommt die Sonne und verschliesst der Blumen Kelch,

Und der Mond erquickt am Abend ungebeten sie mit Thau,

Ungebeten strömt der Regen allerquickend auf das Land,

Also thut der Herzensgute ungebeten Gutes auch.

Was uns die Natur zu sein vergönnt

Mehr und minder kann der Mensch nicht werden;

Auf des Berges Gipfel und im Thale

Bleibt er wer er ist und wird nicht grösser;

Schöpf' er aus dem Brunnen oder Weltmeer,

Dort und hier erfüllt er nur sein Krüglein.

Wie die Schatten früh am Morgen

Ist die Freundschaft mit den Bösen,

Stund' auf Stund' nimmt sie ab;

Aber Freundschaft mit den Guten

Wechselt wie der Abendschatten,

Bis des Lebens Sonne sinkt.

Ihr nennt euch Schüler solcher, die

Der heiligen Schrift anhängen;

Doch wir den Dichtern folgen, die

Gar frei und zierlich reden.

Mag immer sein: denn dorten geht
Nichts über Nächstenliebe,
Und hier ist Nichts, was mehr entzückt,
Als holde Mädchenaugen.

Was dir, o Mensch hienieden
Vom Schiffer ward beschieden,
Ob klein die Gabe oder gross:
Magst auf den Bergen thronen
Und in der Wüste wohnen,
Dein ist ein sichres Erdenloos.
Du schöpfest an den Quellen
Und an des Meeres Wellen
Gleich viel in deinen Wasserkrug:
Drum hege keine Sorgen
Für heute oder morgen,
Denn wer zufrieden, hat genug.

Was ist Gewinn? Mit Guten streben.
Was ist Verdruss? Mit Dummen leben.
Was ist Verlust? Gelegenheit verpassen.
Was Tüchtigkeit? Von Recht und Pflicht nicht lassen.
Wer ist ein Held? Der seinen Sinn besiegt.
Wer die Geliebteste? Die treu, uns nie betrügt.
Was Reichthum denn? Was lernen und was wissen.
Was Lust? Die Heimath nie verlassen müssen.

Höfer.

In dem Gedicht „der Hammer der Thorheit“ von Sankara Acharya, ist die ganze Energie indischer Weltverachtung niedergelegt, wie Folgendes beweist:

Nicht länger, Thor, doch eitle Schätze hüte!
Befrei' vom Durst den Leib und dein Gemüthe,
An guter Werke Lohn, an solchen Schätzen
Soll sich hinfort die Seele dein ergötzen.
Wer ist dein Weib und wer dein Sohn?
Die Welt hier ist voll Wunder schon!
Und wess bist du? Von wannen du gekommen?
Dies wird dir, Bruder, zu bedenken frommen!
Nichts bilde dir auf Jugend, Gold und Diener ein,
Denn Alles mag im Nu der Zeit verfallen sein.
Besinne dich, verlass der eitlen Täuschung Meer
Und wandle auf Gottes Pfad einher!
Ein Tropfen, der am Lotosblatte zittert,
So ist das flüchtige Leben schnell verwittert.
Nur einen Nachen giebt's im Meer der Welt,
Den hat, wer treu sich zu den Guten hält.

Der Leib ist eingefallen, kahl das Haupt,
Der Mund ist seiner Zähne schon beraubt,
Der leichte Stab selbst wanket in der Hand,
Jedoch des Lebens Hoffnung nicht entschwand.
Geboren kaum, wird vor dem Tod dir bange!
Der Schlaf im Mutterschoose währt so lange!
Da diese Welt so schlecht und so vergänglich,
Wie bist du hier denn, Mensch, der Freud' empfänglich?
Tag, Nacht, des Morgens und des Abends Schein,
Die Jahreszeiten werden immer sich erneu'n.
So spielt die Zeit, das Leben schnell vergeht,
Und dennoch nie der Hoffnungswind verweht.
Beim Göttertempel wohnen unter'm Baum,
Ein Kleid von Fell, ein Lager auf der Erde Flaum,
Dem Untergang und der Sinnlichkeit entsagen —
Wer möchte solche Ruh' nicht gern ertragen?
Nicht kümmer dich um Freund und Feind hienieden,
Noch Weib und Kind, auch nicht um Krieg und Frieden:
Gleichmüthig sei bei Allem du auf Erden,
Willst du recht bald dem Wischnu ähnlich werden.
Acht Urgebirge nebst den sieben Meeren,
Die Sonne, wie die Götter selbst, die hehren,
Dich, mich, die Welt — die Zeit wird All's zertrümmern,
Warum denn hier sich noch um irgend Etwas kümmern.
In dir und mir und sonst Wischnu lebt allein,
Warum denn zürnen mir und unverträglich sein?
In deiner Seele wolle jede Seele seh'n
Und nirgend soll für dich ein Unterschied besteh'n!
Auf's Spielen geht des Knaben ganzes Streben,
Der Jüngling weiht der Jungfrau all sein Leben,
Des Alten Brust von Sorgen ist bedrängt, —
Dass an den höchsten Gott sich keiner hänget!
So ist denn hier, in Versen eng verbündet,
Die ganze Weisheit Lernenden verkündet;
Wenn nicht von hier Besonnenheit gekommen,
Ach, Solchen wird nichts And'res ferner frommen!

Höfer.

Ein anderes Lehrgedicht, das Wilkins unter dem Titel: Bhogovotgita übersetzt hat, enthält das neuere System der indischen Denkart und ist eine Episode des einen Heldengedichts, des Mahâbhârata, aber durchweg philosophisch und seinem Inhalte nach könnte es ein Handbuch der indischen Mystik heissen. Es steht im grössten Ansehen und ist der eigentliche Abriss der jetzt

herrschenden Denkweise. Wir theilen folgende kurze Stelle daraus mit:

Ich bin des ganzen Weltenalls Ursprung, sowie die Vernichtung auch.
Ausser mir giebt es kein anderes Höheres nirgends mehr, o Freund!
An mir hängt dieses All vereint, wie an der Schnur der Perlen Zahl.
Ich bin der Saft im Flüssigen, bin der Sonn' und des Mondes Licht,
In heiligen Schriften die Andacht, Schall in der Luft, im Mann der Geist,
Der reine Duft von der Erdkraft, bin der Glanz auch des Strahlenquells,
In allem Ird'schen das Leben, bin die Busse im Büssenden,
Alles Lebend'gen Same bin ich, wisse, von Ewigkeit,
Bin in den Weisen die Weisheit, ich der Glanz auch der Strebenden;
Dann die Stärke der Starken auch, die von Begier und Stolz befreit,
In dem Lebend'gen die Liebe bin ich, durch kein Gesetz beschränkt, o Freund.

Fr. Schlegel.

Ein Volk, das bei seinem pantheistischen Glauben, die ganze Thierwelt für vernünftig handelnd hielt, musste geeigneter, als irgend ein anderes sein, ein Fabelwerk zu ersinnen, welches als die Urquelle aller Thierepik und Fabeldichtung betrachtet werden kann. Die Thiere sind hier durchweg, mit menschlichen Eigenschaften begabt, dargestellt, daher sich diese Fabeln von den äsopischen wesentlich unterscheiden, indem jedes Thier in seiner Weise charakteristisch erscheint. Vielleicht waren sie schon ursprünglich ironisch und satirisch, da z. B. ein Tiger in einem gewissen Alter als Frömmeler oder Mönch, eine die Vedas studierende Katze oder auch ein diebischer, schmarozender Sperling als Brahmane vorgeführt wird, darum sie auch gegen Frömmeler, Heuchler und Pfaffen gerichtet sind. Die dialogische Form der indischen Fabeln mag auch auf die Bildung des Dramas nicht ohne Einfluss gewesen sein. Bidpai oder Pilpai wird als Verfasser einer Sammlung von Fabeln und Erzählungen genannt, die beinahe seit zwei Jahrtausenden in unzähligen Uebersetzungen und Bearbeitungen bei allen Völkern des Morgen- und Abendlandes verbreitet worden ist. Die letzte nachgewiesene literarische Quelle dieses Fabelschatzes, wie neuere Forscher dargethan haben, ist das altindische Fabelwerk, betitelt „Pantschatantra“ d. h. fünf Sammlungen oder Bücher (Sanskrittext Hsg. v. Kosegarten 2 Bde., Bonn 1848–59, deutsch von Benfey 2 Bd. Leipzig 1859, angeblich von einem gewissen Vischnusarman verfasst. Eine spätere Bearbeitung dieses Werkes ging unter dem Titel

Hitopadesa, d. i. die freundliche Unterweisung (deutsch von Müller) hervor, von welchem Schlegel und Lassen eine Ausgabe des Originals geliefert haben. Es ist die erste Quelle geworden, aus der so viele andere Fabelbücher entnommen und in alle Sprachen übertragen sind. Es zeichnet sich aus durch eine schmucklose Einfalt und Klarheit der Erzählung, eine Menge schöner Stellen aus den ältern Gedichten; sinnreiche Verse und Sprüche sind eingestreut und verflochten; auch ist viel Weisheit und Humor darin enthalten. Der bereits erwähnte Bidpai wird als Bearbeiter derselben in persischer Sprache genannt, ist aber wahrscheinlich eine ebenso fabelhafte Person wie der Araber Lokman und der Grieche Aesop. Johannes von Kapua übersetzte jenes Werk im Jahr 1262 zuerst ins Lateinische, wobei er die hebräische Version des Rabbi Joel zu Grunde legte. Deutschland erhielt diese erste Uebersetzung im Jahr 1480 unter dem Titel: „Buch der Byspel der alten Weisen,“ und wurde die Lieblingslectüre des Volkes. Eine vollständige Sammlung des Besten in diesem Gebiete veranstaltete Somadeva aus Kaschmir im 11. Jahrh. unter dem Titel: Kathasaritsagora (Hsg. v. Brockhaus Buch 1—5 Leipzig 1839). Von den Hindus wird es fast den beiden Nationalepen gleich hoch geschätzt, obschon es alles höhern Gehaltes entbehrt, ein sprechender Beweis, dass das indische Literaturthum im 10. und 11. Jahrhundert bis zur kindischen Märchenerzählung erschlaft war.

Aus der Hitopadesa.

List und Kraft.

Im Brahmawalde war ein Elephant, Namens Karpuratilaka. Als diesen die Schakals sahen, dachten sie alle: „Wenn er durch irgend eine List um das Leben gebracht wird, dann werden wir an seinem Körper auf vier Monate guten Frass haben.“ Darauf antwortete ein alter Schakal: „Ich will, kraft meines Verstandes, dessen Tod bewirken.“ Sogleich ging der Betrüger zum Karpurtilaka, warf sich auf die Erde, grüßte ihn und sprach: Göttlicher, spende mir die Gnade deines Blickes!“ Der Elephant sprach: „Wer bist du?“ Weshalb kömmt du? Er sagte: „Ich bin ein Schakal, in deine Nähe gesandt worden. Da es nicht angeht, ohne König zu bleiben, so bist du, der du mit allen Tugenden eines Herrschers begabt bist, ausersehen, zum Könige des Waldes gesalbt zu werden. Denn:

Wer nach den Satzungen edler Ahnen rein und voll Hoheit handelt, im Gesetze und in der Lebensweisheit erfahren ist, der passt zum Könige auf Erden.

Siehe :

Zuerst soll man einen König finden, dann eine Gattin und Vermögen.
Wenn kein König da ist, was ist dann auf Erden eine Gattin und Besitz?

Fast wie eine Wolke ist der König eine Stütze für alle Geschöpfe.
Man lebt, auch wenn die Wolke kein Wasser spendet, nicht aber ohne König.

Schwer findet man einen Menschen im steten Gewühle der Welt, der gut handelt in dieser Welt, die oft nur aus Furcht vor dem Stocke gehorcht.
Eine hochgeborene Frau folgt selbst einem schwächtigen, schwächlichen, kranken und darbenden Manne, aus Furcht vor der Strafe.

Damit also dieser Glückstern nicht schwindet, kommt schnell, o Herr!“

Als er dies gesagt, erhob er sich, ging davon und Karpurtilaka, der auf dem Wege des Schakals forteilte, versank in den Koth. Da sprach der Elephant: Freund Schakal, was ist jetzt zu thun? Ich bin in den Morast gefallen.“ Der Schakal sagte lachend: Herr, fasse dich mit der Hand an meinen Schwanz und steh' auf! Das ist die Frucht, dessen, auf dessen Rede du vertraut hast. Denn man sagt:

So oft du des Umgangs mit Guten beraubt bist, wirst du in die Gesellschaft der Schlechten fallen.“

Darauf wurde der Elephant von den Schakals gefressen. Desshalb sage ich:

Was durch List möglich ist, das ist oft durch grosse Kraft nicht möglich. Der Elephant wurde vom Schakal getödtet, als er den Weg im Moraste betrat.

Max Müller.

Aus Somadevas Märchensammlung.

Der gefoppte Pfaffe.

Am Dschachnavigestad' lieget

Die Stadt Makandika genannt,

Wo sich ein Priester Stillschweigen

In alten Zeiten auferlegt.

Der lebte nur von Almosen

Inmitten einer Priesterschaft,

Und wohnte in dem Mönchskloster,

Das einem Tempel zugehört.

Eines Tages betrat bettelnd

Er eines reichen Kaufmanns Haus

Und dessen Tochter, gar lieblich,

Reicht selber ihm die Gab' hinaus.

Kaum sah er sie, die Hochschöne,

Da rief der Schuft, von Liebe glühend,

Die Worte aus: „Ach weh, wehe!“

Der Kaufmann aber hörte das.

Dann ging er mit seinem Almosen

Wieder nach seiner Wohnung heim,

Der Kaufmann aber ging heimlich

Ihm nach und sagte, Staunensvoll:

„Was hast du heute, ganz grundlos
Dein Schweigen brechend, so gesagt?“
Der Priester dann die Frag' hörend,
Entgegnete dem Kaufmann dies:

Hör'! dein Kind hat ein schlimm Zeichen;
Wenn sie sich einst vermählen wird,
Steht dir mit Weib und Kind sicher
Ein schneller Untergang bevor.

Als ich sie sah entstand d'rüber
Mir Schmerz, da stets ergeben du,
D'rum brach ich auch mein Stillschweigen
Um deinetwill'n und sagte so.

D'rum, wenn es heute Nacht, setze
Dein Kind in eine Kist' hinein
Und in die Ganga stoss' sie aus,
Doch stecke eine Fackel d'rauf.“

Sehr wohl! versprachs der Kaufmann dann
Und ging in Furcht nach Haus zurück
Und machte Alles Nachts ganz so —
Wer furchtsam, überlegt nicht lang.

Um diese Zeit da sprach aber
Der Priester zu den Schülern so:
Zur Ganga geht, und wenn dorten
Ihr eine Kiste schwimmen seht,
Mit einer Fackel d'rauf brennend,
So bringet heimlich sie mir her;
Doch dürft ihr solche nicht öffnen,
Selbst wenn ihr Laute d'rin vernehmt.

„Ganz wohl.“ Sogleich sie fort gingen,
Doch eh' die Ganga sie erreicht,
Stieg badend dort ein Fürstsohn noch
In ihre kühle Flut hinab.

Und als er bei des Lichts Scheine
Des Kaufmann's Kiste dort erblickt,
Liess er die Diener sie schnell holen
Und öffnet sie Verlangens voll.

Da fand er denn das Jungfräulein,
Das herzbezaubernde darin
Und machte mit ihr sogleich Hochzeit
So wie es der Gandharven Art.

Die Kiste aber liess dorten
Er in die Ganga, oben auf
Die Fackel und hinein sperrte
Er einen Affen grimm und wild.

Und mit dem Mägdleinperlfunde,
So ging der Prinz nach Haus zurück;
Da kamen auch des Wegs suchend
Des falschen Priesters Schüler her.
Nicht lange währts, da seh'n solche
Die Kiste und ergriffen sie,
Und brachten sie dem Lehrmeister,
Der freudevoll zu ihnen sprach:
Die Kiste mit hinaufnehmend
Will beim Gebet allein ich sein;
So könnt ihr diese Nacht gänzlich
In Ruhe euch des Schlafes freun.“
Nach solchen Worten nahm jener
Die Kiste nun mit sich hinauf
Und öffnet sie, vor Lust brennend
Wohl nach des Kaufmanns Töchterlein.
Doch Augenblicks sprang zornwüthend
Der Affe aus der Kiste 'raus
Und auf den Heuchler biss, kratzte
Sogleich ihm Nas' und Ohren ab.
So zugerichtet ging endlich
Der Priester zu den Schülern sein,
Die kaum, als sie ihn so sahen,
Des Lachens sich erwehreten.
Und Morgens drauf da ward's ruchbar
Und herzlich lachte Jedermann;
Der Kaufmann froh, sein Kind gleichfalls,
Das so zu gutem Manne kam.

Höfer.

Schon mit Eintritt des 8. Jahrhunderts machte sich der Verfall in dem schönen Sanskrit immer bemerkbarer, und zwar in dem Verhältnisse als der literarische Geist Indiens erschlaffte; denn am Schlusse des 1. Jahrhunderts v. Chr. hatten sich bereits ungewöhnliche Zusammensetzungen von Wörtern in jene Kunstsprache eingeschlichen, so dass das echte Sanskrit damals bereits im Munde des Volkes verstummt sein musste, und nur in den höhern Ständen fortlebte. So erlaubte sich der südindische Brahmane Bhavabhuti, von dem wir früher gesprochen, bei Darstellung einfacher Verhältnisse des bürgerlichen Lebens, willkürlich zusammengesetzte Wörter in seiner Muttersprache einzuführen; sogar in der Prosa machte er derartige Abweichungen, wie solche sich auch bei andern Dichtern dieser und der Nach-

folgezeit vorfinden. Indess hat selbst nach Kalidasas Zeit die Sanskritsprache und Literatur an den Höfen verschiedener Fürsten mehrfach neue Blüthen getrieben, so dass das Schriftthum in den neuern Sprachen Indiens sowohl den nord- als südindischen fast masslos zu nennen, bietet aber für unsere wissenschaftlichen Forscher wenig Ausbeute, da es beinah durchweg auf Sanskritliteratur gegründet ist und meist aus Uebersetzungen und Bearbeitungen älterer Werke besteht. Noch sei hier bemerkt, dass die Sprache und Diction der buddhistischen Sanskritwerke leichter und einfacher verständlich ist, als die der brahmanischen. Nicht allein die grossen selbständigen Dichtungen, unter denen die Geschichte der Abenteuer des Prithivin Radscha von Tschad in Hindi die bedeutendste ist, sind in den Volksdialekten geschrieben, sondern auch die religiösen poetischen Werke. Das Hindi, von dem persischen Worte Hind, d. i. Indien abgeleitet, ist das von den Hindus selbst modernisirte Neuhindui. Viele Stücke der dramatischen Poesie behandeln als die beliebtesten Stoffe die Heldensagen bis ins Mittelalter hinein. So verfasste wahrscheinlich zu Anfang des 12. Jahrhunderts Krishna-Misra, von dem wir bereits gesprochen, ein indisches Gedankendrama, welches an die sogenannten Moralitäten im Mittelalter und an die Autos sacramentales des spanischen Dichters Calderon als einer Vollendung jener erinnert. Selbst in unserer Zeit finden die Südländer an der Darstellung burlesk possenhafter Stücke, deren Inhalt Wischnus Verkörperungen behandelt, besondern Wohlgefallen. Anfangs war die Stadt Delhi, später Lucknow der Hauptsitz der Hindustan-Literatur und ihren Höhpunkt erreichte sie im 18. Jahrhundert. Akbar nämlich, der mit Recht als der edelste und grösste aller orientalischen Monarchen bezeichnet wird, hatte schon zu Ende des 16. und Anfang des 17. Jahrhunderts, die Grenzen seines Reiches sowie die geistige Bildung und den Wohlstand Indiens während seiner fünfzigjährigen Regierung auf's höchste gebracht. Nach Mitte des 18. Jahrhunderts erreichte die Macht der Maratten, eines zum Hindustamme gehörigen Volkes im mittleren Theile Vorderindiens ihren Höhepunkt, so dass zu Ende des 18. Jahrhunderts es nur noch zwei Mächte in Indien gab, England und die Maratten.

Gleichwie aus dem verfallenen Latein die romanischen Sprachen sich nach und nach national eigenthümlich bildeten und entwickelten, so hatte sich bereits vor dem 10. Jahrhundert n. Chr. das Hindui, in seiner neuesten Entwicklung Hindi genannt, aus den Prakritmundarten entfaltet. Dieses ist jetzt die Sprache des Schriftthums derjenigen Bewohner Hindostans, welche sich nicht zur mohammedanischen Lehre bekennen, während sich die Moslems des Hindustani bedienen, das meist mit dem arabisch-persischen Alphabete geschrieben wird. Letzteres ist ganz eigentlich eine moslemische Sprache, im Gegensatz zu dem nationalen Hindi, dem Thenth oder Khârîboli, d. i. reine Sprache. Das Hindustani, ein stark mit persischen und arabischen Worten gemischtes Hindi, entstand seit Ende des 12. Jahrhunderts nach Gründung der Patanischen Dynastie in Delhi, bildete sich aber erst vollständig aus, seit Timur in dieser Stadt sein Heereslager (Urdu) aufgeschlagen hatte; desshalb wird sie auch häufig Urdu oder Urdusprache genannt; im höhern Style führt sie auch den Namen Rekhta, d. i. die bunte, gemischte Sprache. Der Anfang des Vaterunsers in der hindostanischen Sprache lautet wie folgt: As-manpo rahata-so hamara bap, tu mara naun pak karna hone dec, d. i. Himmel- in bist- welcher unser Vater, dein Name heilig machen werden gebt, d. i. lass geheiligt werden. Die eigentliche Grundlage des Hindi und Hindustani bildet die Braj-bhakha, eine Tochttersprache des curasenischen Prakrit, welche noch jetzt im Lande Braj oder Bradsch in Bundelkhand, Land der Bandeln, ein vorder-indisches Stufenland in dem britischen Gouvernement der Nordwestprovinzen und zwar in der alten Provinz Allahabad, nicht allein gesprochen, sondern sogar von Dichtern dem gewöhnlichen modernen Hindi vorgezogen wird. So hat sie sich zur Literatursprache ausgebildet. In ähnlicher, doch nicht so bedeutender Weise verhält es sich mit der Purbî-bhaka, einem Dialekt, der in Osten (purb) von Delhi gesprochen wird. Die vielen andern Provinzialsprachen Indiens, sämmtlich aus dem Sanskrit hervorgegangen, verhalten sich in grammatischer Hinsicht ähnlich zu einander. Die Literaturen, welche in einigen derselben vorliegen, bestehen nur aus Uebersetzungen aus dem Sanskrit; in den letzten Jahrzehnten sind auch Uebersetzungen aus dem Arabischen, vorzüglich dem Per-

sischen, dem Hindustani und aus europäischen Sprachen dazukommen; sogar Schriften, die für den Zweck des Unterrichts und der Mission verfasst sind. Als die wichtigsten heben wir hervor: das Bengalische im östlichen Theile von Indien, in welches viele Sanskritwerke übersetzt sind; ferner die Orissasprache, auch Uriya und Utkala genannt, das Kaschimirische, welches dem Sanskrit sehr nahe stehen soll, das Guzeratische im nordwestlichen Indien; das Sindhi in den Gebieten am untern Indus; das Pendschabische, worin die heiligen Schriften der Sikhs oder Seikhs, einer Religionsgesellschaft im nördlichen Indien, welche daselbst im Pendschab einen eigenen Staat gestiftet hat, abgefasst sind. Der Stifter jener Sekte war Nanak, ein Hindu nach Ende des 15. Jahrhunderts, welcher namentlich die Vedas und den Koran seiner Lehre zu Grunde gelegt. Das Mahrattische ist die Sprache der Völkerschaften, die zu den erobernden Indiens gehören; des Kawi, der sogenannten Dichtersprache bediente man sich auf Java und den Nachbarinseln Madura und Bali, und gehört nur dem Alterthum an. Es ist auf der Insel entstanden; darum seine Grundlage das Javanische sein muss und nach dem grammatischen Baue erkennbar ist; hat aber seinen Wörterschatz sowohl als der Inhalt seiner meist untergegangenen Literatur zumeist dem Sanskrit entlehnt. Auf der Insel Bali kennen es die Brahmanen fast allein und heisst dort die heilige Sprache. In dem alten Gedichte „Brata Yuddha“, d. h. Krieg des Unglücks oder auch der Bruderkrieg, ist das reinste Kawi enthalten; ein anderes „Putri“ ist weit jünger; denn es enthält schon Anspielungen auf den Islam. Als Verfasser jenes Originalgedichtes wird Pusedah in der Einleitung genannt und in das Jahr 1079 gesetzt. Wie schon früher vorübergehend erwähnt worden ist, ging Wilhelm v. Humboldt bei seinen tiefumfassenden Sprachforschungen vom Kawi aus als der innigsten Verschmelzung indischer und malayischer Bildung, und legte dieselben in seinem schon früher erwähnten berühmten „Kawi-Werke“, nieder.

Wir richten schliesslich einen Blick auf die Sprachen des südlichen Indiens, welche in ihrem grammatischen Baue von dem sanskritischen Ursprung abweichen, und einen eigenen vom indogermanischen verschiedenen sogenannten dekhanischen oder dravidischen Sprachstamm bilden, daher Max Müller der Ansicht

ist, dass derselbe der turanischen Familie angehört. Die Dekhaner nämlich sowie die Windjavölker als die schwächern, auch weniger begabten, darum von den Ariern, den unternehmenden und schaffenden aus ihren Ursitzen verdrängten, bilden einen grossen zusammenhängenden Stamm, der sowohl nach Abkunft als Sprache von dem Sanskritvolk verschieden ist. Sie müssen auch als Urbewohner wenigstens des südlichen Indiens gelten, da sich keine sichern Spuren eines älteren Volkes nach einer andern Sprache auffinden lassen. Die wichtigsten Sprachen dieser Völkerschaften sind nun folgende: das Tamil oder Tamulische, welches zu dem ausgebildetsten und reichsten gehört, ist dem Malabarischen nahe verwandt, herrscht auf den Küsten Koromandel und Malabar, und enthält eine alte, reiche Literatur; vor Allem ist das „Cural“ des Tiruvalluver, eine ethische Dichtung (herausg. von Graul, Leipzig 1866) zu nennen. Die Telinga- oder Tuluyasprache, welche in der Mitte des herrlichen, fruchtreichen Dekhan gesprochen wird; von der gleichfalls reichen Teluga-Literatur gilt dasselbe, wie von der tumulischen. Das Karnaresische in der Provinz Karnatik in der Gegend von Mysore. Das Malayalam auf Malebar vom Cap Camorin bis Dilli gesprochen, besitzt eine nur unbedeutende Literatur. Das Singhalesische herrscht auf der Insel Ceylon, von dem die Sprache der Malediven nur dialektisch verschieden ist. Die singhalesische Literatur bewegt sich in dem nämlichen Gedankenkreise wie die des Pâli, und ist in einer eignen Schriftsprache, dem Elu geschrieben, das sich von der gewöhnlichen Umgangssprache durch vielfältige Einmischung von indischen, vorzüglich von Sanskritwörtern unterscheidet. Der berühmteste singhalesische Dichter ist Gasco, ein Portugiese von Geburt gewesen. Auch der Sprache der Zigeuner, dieser kosmopolitischen Vagabunden, müssen wir hier gedenken, dieses merkwürdigen und seltsamen Völkchens, dessen Kopfzahl für unsern Welttheil zwischen $\frac{1}{4}$ bis $\frac{1}{2}$ Million schwankt. Sie leben ähnlich wie die Juden durch ganz Europa zerstreut, wohin sie zuerst Anfang des 15. Jahrhunderts erschienen, nach allen Richtungen wanderten, nur mit dem wesentlichen Unterschied, dass jene Ueberreste des arischen Volksstammes sind, von dem die Uridee der Kunst und Wissenschaft ursprünglich ausgegangen; diese dagegen Ueberreste des semitischen Volksstammes, von dem die Ur-

idee der Kunst und Wissenschaft ursprünglich ausgegangen, diese dagegen Ueberreste des semitischen Volksstammes, von dem die Uridee der Religion ausging. Die Sprache der Zigeuner gehört unbestritten dem Norden von Ostindien an, indem sie sich aus den verschiedenartigsten Elementen der vielen neuindischen Mundarten des Sanskrit und Prakrit, wie Hindi, Mahratta, Pendschabi, Sindhi, Guzeradi, Bengali, Orissa gebildet hat; darum sie auch einen Wortvorrath besitzt, welcher der buntesten Sprachmusterkarte zu vergleichen ist; nur darf diese Mischsprache nicht mit dem Roth- oder Rottwälsch, worunter das Gauner- und Diebsidiom Deutschlands zu verstehen ist, verwechselt werden.

Wir können nicht umhin, noch einige Volksstämme Nordindiens, die mit der Bezeichnung Kolh zusammen zu fassen sind, zu betrachten. Die Hindus haben denselben ohne Zweifel diesen Namen gegeben. Dieses Wort stammt aus dem Sanskrit und bedeutet Schweinetödter, weil diese Stämme das bei ihnen so verabscheute Schwein tödten und essen. Einem missrathenen Wunder eines Gottes sollen sie ihren Ursprung verdanken, und Rama, wie erzählt wird, auf seinem Zuge nach Ceylon freundlich unterstützt haben; auch habe er sich von einer Kolhfrau gastfreundlich bewirthen lassen. Sicher ist anzunehmen, dass sie zu den nicht hinduisirten Ureinwohnern (aborigenes) Ostindiens gehören. Neuerer Forschung zufolge ist dargethan, dass wir die Geschichte, die Culturverhältnisse, das Kastenwesen der Hindus selbst innerhalb der höchsten Kasten in Farbe und Gesichtsbildung nicht verstehen können, wenn wir nicht annehmen, dass sie sich mit diesen Ureinwohnern vielfach vermischt haben.

Die mit den gemeinsamen Namen Kolh bezeichneten Ureinwohner wohnen in dem Hochlande Chota Nagpur (ursprünglich wohl Chutia Nagpur) nach der jetzigen politischen Eintheilung in der Chota Nagpur Division, einem Theile der grossen Präsidentschaft Bengalen mit ungefähr 4 Millionen Menschen, von denen etwa eine Million eingewanderte Hindus und Mohammedaner, von den Kolhs Turka genannt, sind; jene gehören den verschiedensten Kasten an; sie sind die Beamten, die Kaufleute, die Handwerker, vielfach auch die Grossgrundbesitzer. Infolge dessen ist die gemeinsame Sprache des Landes, die Sprache des Handels und Gerichts das Hindi, die wir bereits früher erwähnt haben,

geworden, ja in einigen Gegenden haben die Kohls ihre eigene Sprache ganz verlernt und aufgegeben. Das Gebiet erstreckt sich von Calcutta aus, ungefähr 50 deutsche Meilen. Das Land bietet eine schöne Abwechselung von oft schroffen Felsen und reichbewachsenen Bergwäldern und Fluren voll Reis und Getreide, sowie Fruchtbäumen aller Art und ist daher eines der schönsten Länder Indiens.

Die Kolhs von Chota Nagpur bilden nicht einen Stamm, sondern mit diesem Worte werden mehrere Stämme von verschiedener Grösse bezeichnet. Den Hauptstamm der Kolhs bilden die Munda Kolhs in Chota Nagpur proper, besonders südlich und westlich von der Regierungshauptstadt Ranchi. Sie zählen ungefähr eine Million; unter ihnen hat das Christenthum die meisten Fortschritte gemacht. Ein anderer Stamm, unter dem das Christenthum auch viele Anhänger hat, sind die Uraos, mehr westlich von Ranchi. Merkwürdigerweise sprechen diese, jetzt in Sitte und Gebräuchen den Munda Kolhs so verwandten, den auch seit lange befreundeten Uraos, eine von dem Munda gänzlich verschiedene, dem Tamulischen in Südindien verwandte Sprache. Ein kleinerer Stamm mit wieder ganz verschiedener Sprache sind die Kerrias im Südwesten von Ranchi. Südwestlich von dieser Stadt in der Provinz Singbhum mit der Hauptstadt Chaibassa wohnen die Lorka Kolhs oder Hos, ein vielleicht 20,000 Seelen zählender kräftiger Volksstamm, der sich bisher die meiste Unabhängigkeit bewahrt hat. Die Sprache der Lorka Kolhs, ist fast dieselbe wie der Munda Kolhs, nur ein verschiedener Dialect, Ho bedeutet Mensch, die Munda Kolhs wie die Sarka Kolhs bezeichnen ihren Stamm andern gegenüber schlechtweg als „Menschen“ und nennen ihre Sprache ho kaji, Menschensprache. Einem ebenfalls dem Munda Kolh sehr verwandten Dialect sprechen die Bhumijas derselben Provinz. Ein grösserer in der Sprache auch dem Munda Kolh sehr verwandter Stamm sind die östlich, nördlich und nordwestlich von Ranchi in verschiedenen Gruppen an den Grenzen des Landes wohnenden Sandals. Unter ihnen ist bekanntlich von den Baptisten und der Church Mission schon seit länger gearbeitet und eine grosse Anzahl getauft worden. Mehrere Grammatiken und ein Lexicon der Sprache sind im Druck erschienen, und die verschiedensten Mittheilungen über ihre religi-

ösen Vorstellungen, Sagen, Sitten und Gebräuche gemacht worden. Der Hauptsache nach stimmen sie hierin überein oder sind doch sehr ähnlich. Auch in ihrem sittlichen Charakter haben sie viel Gleiches, wie auch ihre Beschäftigung dieselbe ist, nämlich Ackerbau. Sie sind arbeitsame, gutherzige, tapfere Volksstämme, von guten Verstandesanlagen mit manchen löblichen Sitten und Eigenthümlichkeiten.

Der äussern Erscheinung nach sind die Kolhs kein hässlicher Menschenschlag. Die Hautfarbe variirt vom Gelb bis zum Dunkelbraun. Ihre Schädelbildung steht in der Mitte zwischen dem arischen Typus und den niedern Typen der Menschheit. Colonel Dollton, der sich mit der Erforschung ihrer Schädelbildung viel beschäftigt, sagt: „Viele haben Gesichtszüge von solcher Formation, welche ihnen ein Recht geben könnten unter die Arier gezählt zu werden, hohe Nase, grossen wohlgeformten Mund, und einen ebenso guten Gesichtswinkel wie die Hindus.“ Bei Männern findet man edle, ausdrucksvolle Gesichter, die an bekannte Europäer oft merkwürdig erinnern, doch kann man besonders das weibliche Geschlecht, abgesehen von dem oft recht schönen, schlanken Wuchse, nicht schön nennen. Aus den religiösen Sagen und Sprichwörtern der Munda Kolhs ergiebt sich deutlich, dass sie in ihrer Grundanschauung durchaus monotheistisch sind, ja das Dasein des Einen guten Gottes ist ihnen in ihren Reden im täglichen Leben so selbstverständlich wie uns Europäern, wenn wir von Gott reden. Sie nennen Gott Singbonga und die bösen Geister bonga und unterscheiden sie als *ikir bonga*, Tiefengeister oder Wassergeister, *buru bonga*, Berggeister und *marang bonga*, grosser Bonga, der gefürchtetste von allen Bongas, der im *marang buru* (grossen Berge) wohnen soll.

Wir beschränken uns hier auf einige Sprichwörter und sprichwörtliche Redeweisen der heidnischen Kolhs, aus welchen sich ihr Gottesbewusstsein noch deutlicher kundgiebt, als aus ihren religiösen Sagen. Von jenen folgen hier einige;

1, Gross im Himmel ist Singbonga, er hat Himmel und Erde geschaffen, keiner ist grösser als er.

2. Wie wir im Hause ein Licht anzünden, so hat am Himmel Singbonga die Sonne gesetzt, damit sie im ganzen Lande leuchte. Wenn nicht, wie sollten die (*nida atingtanko*) Nachtesser (damit

sind besonders die Tiger und die wilden Thiere gemeint) und die Tageesser mit einander auskommen?

3. Wenn dem Kolh widersprechende Befehle und Rathschläge von verschiedenen Herren gegeben werden, so sagt er in bitterer Ironie: „Im Himmel ist ein Singbonga, aber auf Erden sind fünf Singbonga. Was sollen wir machen? Wir sind ja dumm.“

Hier ist also die Einheit Gottes als etwas für Alle Feststehendes angenommen, um von da aus die vielen sich für absolute Herren ausgebenden, und sich zu Gott machenden Menschen zu verspotten.

4. Wenn Einer den Andern zum Fleiss ermahnt, sagt er: „Im Anfange hat Singbonga zu uns gesagt, das Schweisswasser von seinem Haupte abwischend, arbeitend, pflügend, hackend wirst du zu essen haben. Wenn du nicht arbeitest, wo sollst Du es erlangen? Wie, wird etwa Singbonga vom Himmel für dich regnen lassen!? Wenn du arbeitest, so sind vier Ecken des Feldes. In einer Ecke wächst vielleicht Nichts, in einer andern wird es wachsen.“

5. Die Frauen sagen über ihr Verhältniss zu den Männern und zu schwerer Arbeit also: „Uns hat Singbonga im Anfang kleiner als euch gemacht, darum gehorchen wir auch euch. Wenn das nicht also wäre und wir es gleich euch im Anfang übernommen (schwere Arbeit zu thun), würden wir es nicht auch können? Euch hat Gott mit beiden Händen gegeben, (die Meinung ist Kräfte des Leibes und der Seele, Last und Lust) uns mit einer Hand, darum wir auch nicht pflügen (eine der schweren Arbeiten).“

6. Die Männer aber sagen zu den Frauen: „Wie uns Singbonga mit beiden Händen gegeben, so hat er uns grösser als euch gemacht. Wir haben uns doch nicht selbst gross gemacht? Er selbst hat uns so in Grosse und Kleine geschieden. Wenn ihr nun des Mannes Wort nicht gehorcht, so seit ihr ganz gewiss gegen sein Wort ungehorsam. Er selbst hat uns grösser gemacht als euch.“

7. Wenn Einer beraubt ist, so tröstet ihn der Andere und sagt: „Sindbonga ist der Geber, sei du nicht kleinmüthig, Singbonga sieht es, Singbonga wird Strafe geben. Wie viel Tage wird er es (den Raub) essen?“

8. Wenn sie einander zur Aufrichtigkeit ermahnen, sagen

sie: „Durch unser Verbergen wird es nicht verborgen, Singbonga wird es durch den Augenschein zeigen.“

9. Wenn Einer arm ist und hungrig, tröstet er sich: „Was soll ich machen? Ich bin hungrig, aber der die Ameisen und Vögel füttert, muss auch mir geben. Warum sollte er nicht geben?“

10. Oder: „Singbonga hat die Geburt gegeben, er ist Vater-Mutter, warum sollte er nicht geben? Die eine Hälfte des Tages hat er nicht gegeben, die andere wird er geben. (Die Kolhs haben zwei Mahlzeiten am Tage, die Armen essen nur einmal des Tages.)

11. Wenn Jemand verläumdete und verlacht wird, so antwortet er wohl: „Singbonga, welcher im Himmel wohnt, wird meiner nicht spotten.“

12. Wenn viel Unrecht im Lande geschieht und geklagt wird, aber kein Richter und Helfer da ist, so sagt der Kolh: „Singbonga im Himmel ist allmächtig, aber er ist zu weit.“

13. Wenn ein liebes Kind gestorben, sagen sie oft: „Was kann ich machen, Singbonga hat es geschaffen, Singbonga hat es genommen, ich bin machtlos, ich kann mein eigenes Leben nicht an seiner Statt geben.“

Während sich so in den im häuslichen und geselligen Leben vorkommenden Redeweisen viel Gotteskenntniss offenbart und Manches von einem kindlichen, aufrichtigen, edleren, freien, religiösen Sinn zeugt, sind ihre religiösen Gebräuche so verkehrt, geistlos und aller wahren Religion entgegengesetzt, dass man sie eigentlich nur als Aberglaube bezeichnen kann. Alles geschieht da aus blinder Furcht und gewöhnlichem Eigennutz. Auch bei den Hindus besteht die Kraft des Heidenthums ausser in der Macht des Kastengeistes, in diesem Glauben an Zauberei, Besprechungen, Verfluchungen, Entzauberungen durch die Anweisung der brahmanischen Bücher.

Die Kohls glauben auch, dass die Guten in „jenem Lande“, wie sie es nennen, Freude haben, die Bösen aber mit den bösen Geistern in der Hölle sein werden, dass diese Hölle, „das Feuerhaus“ sei, im Süden liege und es dort Tag und Nacht brenne. Sie schlafen desshalb nie mit dem Kopfe nach Süden, weil dadurch die Teufel schädlichen Einfluss gewinnen könnten.

Obschon sie nun sagen, dass die Bösen in der Hölle wären, oder auch dass sie als Geister wandern müssten, und dass die Guten im Himmel bei Singbonga seien, so lässt sich doch keine sichere Spur finden, dass diese Furcht oder Hoffnung auf ihr sittliches und religiöses Leben wirklichen Einfluss übt.

Wie tief oft die Trauer der Kohls über den Verlust ihrer nahen Verwandten ist, davon möge nachfolgendes in seiner Einfachheit ergreifendes, und in der Munda Kohlsprache auch besonders wohlklingendes Klagelied eines Verwaisten, Zeugniss ablegen:

Die obere Tola *) o ach ist einsam!
Die untere Tola o ach ist öde.
O meine Mutter, die ist nicht mehr!
Die obere Tola o ach ist einsam,
Die untere Tola o ach ist öde,
O mein Vater, der ist nicht mehr!
Wenn ach o meine Mutter noch wäre,
Wenn ach mein Vater noch wäre,
Wollte ich auf den Schoos mich setzen.
Wenn ach o meine Mutter noch wäre,
Wollte ich an ihre Brust mich legen.
Mutterlos, ach bin ich verwaiset!
O meine Mutter, die ist nicht mehr!
Vaterlos, ach bin verlassen!
O mein Vater, der ist nicht mehr!
Mutterlos sein, das ist grosser Schmerz,
Vaterlos sein, ist das nicht Verfinsterung?
O meine Mutter, die ist nicht mehr,
O mein Vater, der ist nicht mehr!
Knecht nun sein, das ist sehr schmerzlich
Lohndiener sein, ist auch sehr traurig!
O meine Mutter, die ist nicht mehr,
O mein Vater, der ist nicht mehr!

Der Auszug der Zigeuner muss in eine Zeit gefallen sein, wo jene Sprachen, oder Mundarten sich schon gebildet hatten, also etwa um 1000 n. Chr., und verbreiteten sich über ganz Europa und Theile von Asien; in Nordamerika finden wir sie bis Texas, nach Westen hin bis Californien und Oregon. Ueberall bewahren sie ihren Racentypus. Eine gründliche, umfassende Arbeit über die Zigeuner zuerst hat ein Deutscher, Grellmann, vor 80 Jahren

*) Dorftheil, Ansiedelung.

geliefert und in letzterer Zeit August Pott: Die Zigeuner in Europa und Asien (Halle 1844—45).

Was endlich den Einfluss des gesammten Sprach- und Literaturthums der Sanskritrichtung anlangt, so sagen wir wohl nicht zu viel, wenn wir behaupten, dass derselbe auf Begründung, wie auf Hebung des gesammten Culturzustandes der sich bildenden Menschheit tiefgehend gewesen, und sich allgemein erstreckt hat.

3. Das Iranerthum.

Es bleibt uns zuletzt noch auf asiatischem Boden, dem Erdtheil der merkwürdigsten Gegensätze sprachlicher, religiöser wie literarischer Erscheinungen, die Urverwandtschaft des Sanskrit, vorzüglich des Veda-Sanskrit zu betrachten, übrig. Diese gesammte Geistesrichtung bildete sich in dem Hochlande Iran, richtiger Eran (Kabul und Baktrien) dem Lande des Ormuzd oder des Lichtes (Lichtland) Sitz der Culturvölker östlich zwischen dem Indus und Euphrat. Dahin sei, nach altpersischer Ueberlieferung das sogenannte Zendvolk aus Airjana Vaëgo, der gemeinsamen Stammheimath der Arier in den Quellgebieten des Oxus und Jaxartes, vom Belurtagh und Mustagh hinabgestiegen. Dieses ganze Gebiet erhielt jenen Gesammtnamen Iran, im Altpersischen Arjana, im Zend Airjana, d. i. Nicht-Iran, das Land des Ahriman oder der Dunkelheit, d. i. Turan, Sitz der rohen Völkerschaften, die oft verwüstend und erobernd in Iran einfielen. Ihre Sprachen hiessen, wie wir früher gesehen, die turanischen. Die persischen Herrscher aus der Dynastie der Sassaniden nennen sich auf Inschriften und Denkmälern selbst Könige von Iran und Aniran.

Die Bewohner der Haupttheile Irans, als Susiana's, Medien's, Persis's sowie Parthien's und Hyrkanien's, und der Grenzländer Afghanistan und Beludschistan, das Gedrosia der

Alten, gehören, ungeachtet verschiedener Eigenthümlichkeiten nationaler Verwandtschaft, den neuesten Forschungen zufolge, unter dem Namen Iranier, dem indogermanischen Volksstamme an, dem ein grosser Theil Asiens, ein noch grösserer aber Europa's seine Bewohner und Cultur verdankt. Die Namen Arier und Iranier deuten ihrer Ableitung nach auf nahe Verwandtschaft, und beide Völker müssen sich die Benennung „Arier (ârya, d. i. treu ergeben) zu einer Zeit beigelegt haben, wo sie noch Nachbarvölker waren.

Die Iranier erscheinen vornehmlich als die Vermittler zwischen Arier- und Semitentum, zwischen Orient und Occident, und werden so die Gründer einer überreichen Entwicklung des asiatisch-europäischen Geistes, welche zuletzt noch als jüngere Schwester der arabischen Literatur unter Mohammed's tief- und weitgreifenden Einflusse ein schönes Blütenleben erzeugen. Ihre Sprache als das Altpersische oder Altbaktrische schliesst sich zunächst dem Altindischen an hinsichtlich namentlich der Wortform, wie diese sich in den Vedas vorfindet. Das Altpersische der achämenidischen Keilschriften, jedenfalls die Sprache der eigentlichen Perser, ist erst in neuerer Zeit mittelst der Entzifferung von Inschriften und Denkmälern in seinen wesentlichen Zügen bekannt geworden. Somit sind die beiden ältesten iranischen Sprachen das Altiranische oder Altpersische oder auch das Altbaktrische. Die Baktrier nämlich bildeten mit den Persern und Medern einen Zweig des indogermanischen Völkerstammes, den arischen oder persischen, und sprechen höchst wahrscheinlich die Zendsprache, welche daher auch die altbaktrische Sprache genannt worden ist. Das Altiranische oder die Sprache der Keilschriften wird nun zu den verwandtesten Sprachen des Sanskrit, zu dem Griechischen, Lateinischen, Gothischen, Litauischen, Slavischen und Celtischen gerechnet, wie seit den letzten dreissiger Jahren, gründliche Gelehrte nach philosophischer Untersuchung des Wurzelbestandes der ältern iranischen Sprachen dargethan haben.

Nach den verschiedenen Zeiträumen, in welchen sich im Iranerthum durch den Einfluss fremder Völker ein neuer nationaler Geist geltend machte, zerfällt auch die iranische Sprache

in das Altpersische, das Huzvaresch oder Pehlevi, d. i. Helden-
sprache und das Parsi, welches letztere dem Neupersischen
schon ziemlich nahe steht, und in welchem viele Commentare zu
dem Religions- und Gesetzbuch der alten Perser oder Par-
sen, dem Avesta, abgefasst sind. Das Neupersische war in-
folge des Mohammedanismus vielfach mit arabischen, afghani-
schen, kurdischen, ossetischen u. a. Wörtern vermischt.
Auch die Mundarten auf den sogenannten Pehlevi-Münzen wie
der Inschriften aus der Zeit der Sassanidenherrschaft ge-
hören hierher. Unter den neuiranischen Sprachen ist die
Persische die wichtigste, welche als ausgebildete Schriftsprache
eine sehr reiche und gefeierte Literatur enthält.

Das Altpersische, dessen Schriftart die sogenannte Keil-
schrift war, in welcher die Inschriften der ältesten Denkmäler
aus der Herrscherzeit der Achämeniden, d. i. der ältesten
persischen Könige wie des Achämenes, Vater des Kambyses,
ferner des Darius, Xerxes, Artaraxes, niedergeschrieben sich
vorfinden, wurde in Persien, Medien, Baktrien und Sog-
diana gesprochen. Gewöhnlich sind jene in dreierlei Sprachen auf-
gezeichnet, in der persischen, der medischen und in der
babylonischen oder doch wenigstens semitischen, weil in
diesem Idiom die Achämeniden sich mit ihren westlichen Unter-
thanen verständigten. Es gab daher ausser der monumentalen
Keilschrift, deren Charakter nur aus zwei Elementen, dem
Keil und Winkelhaken besteht, noch eine semitische
Schriftart für den gewöhnlichen Gebrauch, sowie verschiedene
Arten Keilschrift, wie die babylonische auf Backsteinen in
Ninive und auf Gemmen in Persistan, dem eigentlichen Ba-
bylon, gewöhnlich Nagelschrift genannt; die persepolitani-
sche Schrift aus der Zeit des Darius und Xerxes, wie die-
selbe auf den Ruinen von Parsepolis, Medien, vornehmlich
in der Hauptstadt Ekbatana, jetzt Hamadan, in Susa, Ar-
menien und Aegypten, auf Marmor und Granit eingegraben
sind. Die assyrisch-babylonische und die medische oder
altpersische sind die einfachste Keilschrift, deren Ent-
zifferung Grotefend, der Philolog und Alterthumsforscher † 1853,
der dänische Gelehrte Rask, ausgezeichnete Sprachforscher
† 1832, in neuerer und neuester Zeit der französische Forscher

Eugène Burnouf und der scharfsinnige Sir Henry Rawlinson entwickelt haben.

Die Sprache dieser Schriftart erlosch allmählig, nachdem Alexander der Grosse sich des altpersischen Reiches bemächtigt hatte, und es kennzeichnete sich der Verfall in einer spätern Keilschrift, welche der bekannte Forscher Lassen, einer der ausgezeichnetsten Orientalisten und Sprachforscher, geb. 1800, in die Zeit des Königs Artaxerxes II. um 450 v. Chr. setzt. Dieses gleichfalls alterthümliche Idiom wurde Zend genannt, weil das bereits erwähnte iranische Religions- und Gesetzbuch Zoroasters, der „Zendavesta“, d. h. der heilige Text (Avesta) mit der Erklärung (Zend) darin geschrieben und somit der Collectivname der heiligen Bücher ist. Jener Reformator führt in denselben den Namen Zarathustra, d. i. Goldstern, bei den jetzigen Persern Zerduscht. Dieser grosse Religionstifter des Parsismus, d. i. der modernen Form für die Lehre Zoroasters, deren Anhänger zuweilen auch Feueranbeter oder Gebern, von dem persischen Worte Ghebr, d. i. Ungläubiger, heissen, stammt nach der Aussage des Avesta selbst aus Westiran, und der eigentliche Mittelpunkt seiner reformatorischen Thätigkeit, worin ihn der König Vistaspa kräftig unterstützte, war Bactrien. Schon zu Plato's Zeit ward das Auftreten Zoroasters als mythenhaft aufgefasst. Einige neuere Forscher setzen ihn um 5000 bis 6000 vor dem trojanischen Kriege; Bunsen lässt ihn um das Jahr 2500 v. Chr. leben; Andere 600 Jahre vor Xerxes, noch Andere nehmen jetzt als Thatsache an, dass die Persönlichkeit Zoroasters viel zu mytisch sei, um ihn ohne Weiteres den Stifter der iranischen Religion, wie diese jetzt bekannt ist, zu nennen; wie so oft geschehen, habe man in dem Einen Namen Zoroaster die Arbeiten von Jahrtausenden und verschiedene Entwicklungsstufen zusammengefasst, welche die iranische Religion auch sicher durchlaufen haben muss. Indessen scheint dieser merkwürdige Prophet wirklich einmal gelebt zu haben; allein Alles über ihn wird von seinen Anhängern legendenartig und ungeschichtlich, ja selbst sein Geschlecht auf das der alten iranischen Könige aus der Sagenzeit zurückgeführt. Man nimmt nun an, Zarathustra habe im 6. Jahrhundert v. Chr. gelebt und er sei 599 geboren und 522 gestorben. Man vergleiche Spiegel „das Leben

Zoroasters“ (München 1867). Diesem Religionsstifter war das Licht der Sonne nicht bloß eine heilbringende, wohlthätig wirkende, die Finsterniss verscheuchende Macht, sondern er entwickelte den Gegensatz von Licht als Ormuzd, Lichtgeist und Finsterniss, Ahriman als Geist der Finsterniss bezeichnet, zu dem Begriffe der guten, heilbringenden und der bösen, unheilvollen Gewalten, und somit ferner zum Begriff des sittlich Guten und des Bösen. Es entstand nun ein Kampf zwischen Ormuzd und Ahriman als ein Entwicklungsprozess der Welt und der Menschheit; endlich aber wird Ahriman besiegt und mit allen seinen Geistern nach langen Büssungen bekehrt und selig mit den Guten, worauf es kein Missverständniss mehr in der Schöpfung giebt, sondern Alles ist unter Ormuzd Herrschaft vereint, und lebt ewig und selig. Dieser Ormuzdglaube bezweckte die Vergeistigung des Menschen, der sein ganzes Leben hindurch ein Streiter für Ormuzd gegen Ahriman sein sollte.

Aus der Kenntniss der ostiranischen Münzen hat sich als sicher ergeben, dass die altpersische Sprache noch zu Anfang unserer Zeitrechnung bei den eigentlichen Bewohnern in Anwendung gekommen ist. Von der Literatur dieser Iranier ist aber ausser dem Avesta Nichts auf uns gelangt; denn orientalischen Nachrichten zufolge hat Alexander der Grosse die vorzüglichsten Werke, namentlich die über die Heilkunde und Astronomie in die griechische Sprache übersetzen, die Originale aber verbrennen lassen. Sicherlich haben sich die Verwüstungen jener Eroberungszeit bis auf das Schriftenthum erstreckt, wenn Alexander dieses auch nicht absichtlich vernichten liess. Die Texte der heiligen Schriften wurden in frühester Zeit nur selten schriftlich aufgezeichnet; diess stellte sich erst dann als ein Bedürfniss heraus, als man eine Currentschrift erfunden hatte. Nach Alexanders Zeit wurden die Bruchstücke gesammelt, welche jetzt unter dem Namen „Avesta“, d. i. lebendiges Wort, bekannt sind, dessen Aufzeichnung auch in jene Zeit zu setzen ist. Fr. Spiegel hat den Avesta aus dem Grundtexte 1852 holländisch übersetzt. Er sagt in der Einleitung: „Seinem innern Gehalte nach dürfen wir den Avesta für so alt, wo nicht für älter halten, als die historischen Nachrichten über Persien hinaufreichen. Die spätern, einzelnen erhaltenen Nachrichten der Griechen und Römer

über persische Religionslehren und Philosopheme stimmen damit aufs merkwürdigste überein. Ob damals Zarathustra als Stifter der persischen Religion angesehen wurde, ist zweifelhaft, aber doch wahrscheinlich.“ Ueber das iranische Religionsbuch spricht sich jener Gelehrte in folgender Weise: „Der Avesta ist das Werk Mehrerer, wie so manches Buch des Alterthums; der geehrte Name des Zarathustra wurde ihm erst an die Spitze gesetzt, nachdem es schon ein Gegenstand der Verehrung geworden war. Gegen die Echtheit des Avesta lassen sich infolge der Entdeckung und Entzifferung der Keilschriften gar keine Gründe mehr geltend machen.“ Wie Buddha in Indien, so erstrebte auch Zoroaster in Persien dasselbe, nämlich die Religionsbegriffe zu läutern, den rohen Cultus zu beseitigen, vornehmlich aber die Priesterkaste und das gesammte, den geistigen Bildungsgang hemmende Kastenwesen, zu vernichten. Hierin liegt die weltgeschichtliche Bedeutung dieser beiden Religionslehrer.

Das grösste Aufsehen erregt in dem Avesta die Lehre von der Auferstehung des Fleisches und das damit verbundene letzte Gericht, eine Lehre, die leider auch in's Christenthum übergegangen ist, und jetzt noch von den starren Orthodoxen festgehalten wird. Bei den Schriftstellern Theopompus wird dieselbe bis in die Zeit Alexanders des Grossen zurückgeführt. Zugleich wird die Lehre von der Auferstehung der Todten mit dem grossen Kampfe in Verbindung gebracht, in welchem das gute und böse Princip vollkommen überwältigt wird. Die Welt geht alsdann unter, da sie nicht mehr nöthig ist, indem Ormuzd dieselbe nur darum schuf, dass er mittelst ihrer den Kampf gegen Ahriman vollgültig errang, und vor Allem Sittlichkeit zwischen Gut und Böse erzielte. Wenn bei den Indern hauptsächlich die Phantasie vorherrschte, daher sie keinen Begriff von Geschichte hatten, so galt bei den Iranern der sittliche Sinn als das Höchste. In dem Zendavesta selbst wird die letzte Trennung der Arier in Inder und Iranier ausgesprochen, so dass Zarathustra als Endpunkt einer letzten Scheidung des arischen Volksstammes erscheint, und in die erste Hälfte des 2. Jahrhunderts v. Chr. zu setzen ist. Aeusserst bemerkenswerth ist die Ideenverwandtschaft der vornehmlich elf ersten Capitel der Genesis mit denen des Avesta, was Männer, wie Ewald,

2 (Lassen und Renan, bereits längst dargethan haben. Es muss demnach die gegenseitige Berührung jener Völker in eine frühere Zeit fallen, als die Hebräer in Palästina eingewandert sind, dagegen ergibt sich auch, dass die Semiten mit zoroastrischen Ideen vertraut werden konnten.

Während der Herrschaft der Sassaniden der vierten und letzten Dynastie des persischen Reichs 226—641 n. Chr., wurden die noch schriftlich, oder im Gedächtniss der Priester fortlebenden Ueberreste der alten Zendliteratur gesammelt, in 21 Abtheilungen oder Nosk zusammengestellt, und mit einem dem Sanskritischen entlehnten Alphabete niedergeschrieben. Wie die Vedas der Inder, so enthalten auch diese Bruchstücke schöner rhythmischer Lieder, ja das Avesta ist ähnlich wie der Koran in poetischer Sprache geschrieben und ein echtes Product des östlichen Iran. Ahura, Masda, was mit Ormuzd als gleichbedeutend vorkommt, ist ihr Urheber und Verkünder; sein Himmel heisst die Liederwohnung und die höchsten Genien werden als Sänger des Himmels gepriesen. Die grossen Weisen Iraniens verkünden diese Liedersprüche der Weisheit und Wahrheit. Das Avesta besteht aus folgenden Haupttheilen: 1) Yasna, eine Sammlung von Gebeten und Hymnen an die Gottheiten des Zoroasterischen Glaubens, 2) Vispered, Anrufungen der Himmelsgeister und Litaneien, 3) Yescht, ebenfalls Hymnen, oft von bedeutendem Umfange, 4) Vendidad, das Gesetzbuch des Staates und der Kirche, darum in vielen Abschriften vorhanden. Wenn die Bücher Yasna, Vispered und Vendidad zu liturgischen Zwecken in einem Bande zusammengeschrieben werden, so heisst diese Sammlung Vendidadsade. Dem Ormuzddiener war es zur heiligen Pflicht gemacht, in diesen Büchern täglich zu lesen; wenigstens musste jeder Priester, der den Gottesdienst im Feuertempel verrichtete, eine Abschrift besitzen. Die Profanliteratur ist nur spärlich vorhanden, wie überhaupt die Poesie im morgenländischen Schriftthum vorherrschend ist.

Anquetil Duperron, Orientalist † 1805, der keinen Nebenbuhler hat, lernte während seines Aufenthaltes in Indien die heilige Sprache, brachte 1762 das Zendavesta in der Ursprache nach Europa, und gab 1771 eine französische Uebersetzung desselben heraus, worauf Kleuker in den nächsten Jahren in Riga

1776—78 eine deutsche Uebersetzung in 3 Bänden erscheinen liess. Um die Bekanntmachung der Sammlung Vendidasade haben sich Burnouf und Hermann Brockhaus, seit 1848 ordent. Professor der altindischen Sprache und Literatur in Leipzig, sehr verdient gemacht. Nach Martin Haug's, eines besonders um die indische und altpersische Literatur hochverdienten Orientalisten, geb. 1827, neuesten Forschungen soll Zoroaster die Bezeichnung der Priesterwürde und Spitama der Geschlechtsname des grossen Religionsstifters gewesen sein. Nach der wörtlichen Uebersetzung jenes Gelehrten theilen wir folgenden Gesang mit, der das Gepräge der Ursprünglichkeit des religiösen Sängers an sich trägt, und dem Bunsen die metrische Fassung gegeben hat:

Weise Sprüche des Allweisen mach' ich kund den Nahenden,
Lobgesänge des Lebend'gen, Gottesdienst des guten Geistes,
Hehrer Wahrheit Aufgang seh' ich steigen aus der Flamme Wehn.
Geister zwei, grundeignen Wesens, Zwillingspaar von Anbeginn,
Herrschen sie, das Gut' und Böse in Gedanke, Wort und That.
Zwischen beiden müsst ihr wählen: gut denn seid und böse nicht.
Alles wirken, sich begegnend, jene beiden immerdar;
Sein und Nichtsein, Erstes, Letztes, ist das Schaffen dieses Paars,
Lügnern wird das schlimmste Dasein, den Wahrhaftigen das Heil.
Dieses Leben schätzt Armaiti, Mutter sie der Körperwelt,
Mit der Macht und mit der Wahrheit und mit frommer Sinnesart;
Doch der Geist, der Schöpfung Erstling, ist, o Masda, bei dir selbst.
Masda, wenn der Geist auf Erden kommt in Noth, so hilfst du aus;
Frommem Sinne, Herr, verleihst du den irdischen Besitz,
Strafest den, der ohne Wahrheit, dess' Versprechen Lüge ist.
Einsicht nur schützt vor dem Bösen, stürzt des Verderbens Werk;
Das Vollkommne wohnt im schönen Hause nur des frommen Sinns,
In dem Sinn der Weisen, Wahren, die als Gute ehrt der Ruhm.
Uebet denn die Lehren, welche aussprach Masda's eigener Mund,
Zum Verderben, zur Vernichtung aller Lügner, Rettungshort
Dem, der wahrhaft ist, in jenen Lehren ruht auch Heil.

Das heiligste Gebet der Perser, der uralte Honover*) lautet:

Der beschützt die beiden Leben, aller Wahrheit, Quell und Herr,
Giebt den Weisen Lebensthaten, Treugesinnten giebt er Macht,
Er erschuf des Lebens Kinder zum Verderb der Lügenbrut.

Aus dem folgenden Gesange nach Anquetil Duperron, von Kleuker, ergeben sich die religiösen Grundansichten der Parsen:

*) D. i. das schaffende Wort, welches der Ewige durch Ormuzd sprach.

Ich bete mit Weite des Herzens;
Ich bete mit Reinigkeit des Gedankens,
Mit Reinigkeit des Wortes,
Mit Reinigkeit der That,
Jedem guten Gedanken, jedem guten Worte,
Jeder guten That gebe ich mich ganz.
Ich entsage allem Bösen des Gedankens,
Allem Bösen des Worts, allem Bösen der That.
Ich weihe mich den Amshapand;
Ich lobpreise sie mit dem Gebet all meiner Gedanken,
All meiner Worte, all meiner Werke.
In dieser Welt sei ihnen mein Leib und meine Seele heilig.
Ich rufe sie an, mit Weite des Herzens.
Mein Gebet gefalle Ormuzd und zerschmeisse Ahriman.
Bestelle den zum König, o Ormuzd, der dem Elenden Helfer und Ernährer ist.
Ich bete und rufe an „Ormuzd“, den Grossen,
Glänzend und schimmernd in Lichtherrlichkeit,
Allvollkommen, allvortrefflich, allrein, allmächtig, allweise,
Dess Körper rein ist über alles, heilig über alles,
Dess Gedanke Rein-Gutes ist, Quell aller Freuden,
Der mir giebt, was ich habe,
Stark und wirksam und allernährend und über Alles unaussprechlich in Herrlichkeit verschlungen.

Noch eine wichtige Religionsurkunde der Iranier ist das „Bundehesch“, eine in der Pehlevisprache, die sich aus dem Zend gebildet hatte, geschriebene Art dogmatisches Handbuch über zorastrische Religion. Es stellt namentlich den Ursprung der Welt, den Urzustand des Menschengeschlechts und den Kampf des guten und bösen Principis dar; es ist zum Theil aus dem Vendidad entlehnt.

Unter Alexander dem Grossen, um 331 v. Chr., erlag das altiranische Reich der macedonischen Uebermacht, und das neupersische Reich der Sassaniden, wo der Ormudsglaube zu hohem Glanze gelangt war, wurde um 634 n. Chr. durch die Eroberungen der Mohammedaner zerstört, wobei unsagliche Schätze der iranisch-baktrisch-persischen Cultur-
bildung zu Grunde gegangen sind. Nur von der religiösen Literatur Irans wurde durch keine Anhänger des nationalen Glaubens, deren Nachkommen gegenwärtig unter dem Namen Gebern, ähnlich wie die Juden und Zigeuner in den Ländern umher zerstreut leben, vom Untergange gerettet, aber vielfach

verfälscht. Infolge der Kämpfe, welche die nach Seleukus I. genannten Seleuciden mit den Aegyptern und den Römern im 3. Jahrhundert n. Chr. zu bestehen hatten, wendeten jene sich von Iran ab und mehr dem Westen zu, machten aber Persien selbstständiger. Die Parther, deren Reich von den Arsakiden gegründet worden war, das bis 226 n. Chr. bestand, obwohl ein iranischer Volksstamm, hatten viel scythisches Element in sich aufgenommen, so dass selbst ihre Sprache, wie alte Schriftsteller darthun, zugleich scytisches und iranisches Gepräge an sich trug, wobei letzteres wahrscheinlich vorwiegend war. Die Scythen nämlich waren ein nomatischer Volksstamm, der nördlich und nordöstlich von der Donau und dem schwarzen und caspischen Meere bis tief in das östliche Asien hineinwohnte. Als die Parther um das Jahr 126 das baktrische Reich vernichtet hatten, geriethen sie mit den Seleuciden und den Römern in fortwährenden Krieg.

Erst unter der trefflichen Dynastie der Sassaniden, mit welcher nach Joseph von Hammers, eines der berühmtesten Orientalisten, geb. 1774, gest. 1856 zu Wien, Ansicht, das romantische Ritterthum der Perser beginnt, und welche an 408 Jahre lang währte, zeigt sich ein neuer nationalgeistiger Aufschwung, vornehmlich im Entwicklungsgange des Ormuzdglaubens. Um 226 n. Chr. nämlich unterwarf Ardschir oder Ataxerxes IV. Sassan's Enkel und Stifter der Sassaniden, die Parther, die bis dahin ein herrschendes Volk gewesen waren, und stellte so das alte Achämenidenreich fast wieder her; denn auch östlich bis Indien, westlich bis an den Euphrat dehnte er seine Macht aus. Mit jenem neuen nationalen Aufschwunge bildete sich zugleich ein neues Sprachidiom, das bereits erwähnte Pehlevi in Westiranaus, welches, da es sich auf die alte Zendsprache gründete, mit dieser sehr verwandt ist, und sogar ein ähnliches Alphabet annahm. Das Chaldäische hatte, mehr aber noch das Aramäische zur Umbildung des Altpersischen wesentlich beigetragen, indem letzteres schon früher durch Handelsverkehr in Gebrauch gekommen, und von den Achämeniden in ihren westlichen Provinzen angewendet worden war, darum sie später für den allgemeinen Verkehr wichtig blieb. Es hatten sich daher in das Pehlevi, zuweilen auch Huzvaresch genannt, viele semitische,

vorzüglich aramäische Wortformen eingeschlichen, Pehlevizeitwörter wurden öfters sogar dadurch gebildet, dass einer chaldäischen Wurzel die persische Verbalendung angehängt wurde. Es nahm so dieses neugebildete Sprachidiom eine erkünstelte, darum falsche Eleganz an, ähnlich wie die deutsche Sprache im vorigen Jahrhundert in der sogenannten schlesischen Schule durch Beimischung französischer Wörter, wodurch sie mehr entstellt als veredelt und verschönert wurde. Denn jene neuen Herrscher, die nun dieses Idiom zur Hof- und Staatssprache erhoben, welche die Geborn als heilige Schrift annahmen, suchten ihre Nationalität zu begründen, ohne das Fremdenthum zu verdrängen. Sie zogen sogar griechische Philosophen an ihren Hof und begünstigten somit griechische Rechtsbildung und Weisheit, deren Einfluss auf die später einbrechenden Mohammedaner überging. Auch wurde nun der Avesta, dieses Grundbuch des Iranierthums im ganzen persischen Reiche eingeführt. Da aber das Volk die alte Zendsprache nicht mehr allgemein verstand, so übersetzten und erklärten es persische Gelehrte. Man ging hierbei äusserst sorgfältig zu Werke, so dass eine ängstliche Wörtlichkeit nicht zu verkennen ist, es durfte kein Wörtchen des heiligen Textes unübersetzt bleiben. Diese strenge Uebersetzungsweise heiliggehaltener Schriften hat sich bis ins 6. Jahrhundert erhalten. Der Text des Avesta ist in Verse abgetheilt, hinter jedem Verse folgt sogleich die Uebersetzung, wie dies bei den aramäischen Uebersetzungen zu geschehen pflegte, und dieser wurden, so oft es nöthig erschien, weitläufige Erläuterungen beigefügt. Die genauen Kenner und Bewahrer dieser heiligen Bücher waren selbstverständlich die Priester. Ausserdem wurden auch Schriften aus dem Griechischen, Syrischen, sowie aus dem Sanskrit, ja selbst aus dem Koptischen in das Huzvaresch übertragen. Es war demnach nicht sowohl eine Periode der Production als der Reproduction geistiger Thätigkeit. So befahl der Sassanidenfürst Chosru Nushirvan mit Beinamen der Gerechte im 6. Jahrhundert n. Chr., die indische Fabelichtung: „Bidpai“ zu übersetzen. Die Prosa, in welcher das Schriftthum während der Sassanidendynastie erschien, war kräftig und wohlklingend. Im 3. Jahrhundert ward sogar eine Akademie zu Dschondisabar gegründet, welche die persische Sprache fortzubilden

bemüht war. Zur nämlichen Zeit, wo die Bearbeitung der Fabeln des Bidpai erschien, dichtete der Vezir Bisurdschimihr das älteste persische Heldengedicht „Mamik und Asra“, d. h. „Der Glühende und die Blühende“, das später viele Umarbeitungen erfahren hat. Um die Mitte des 3. Jahrhunderts war der Stifter einer neuen Religion, Namens Mani oder Manes aufgetreten, welcher, sich auf die Sagen Zoroaster's stützend, aus iranischen, buddhistischen und christlichen Elementen ein orientalisches Religionssystem zusammenstellte; allein der König Schabur I. (Sapores) liess ihn ums Jahr 274 hinrichten, dem Leichnam die Haut abziehen, ausstopfen und aufhängen. Seine Anhänger, die Manichäer wurden von den Armuzdienern verfolgt und von den Christen verworfen. Indess hat sich diese Secte doch bis in die mohammedanische Zeit behauptet. Im Jahre 970 sollen noch ungefähr 300 Manichäer in Bagdad gelebt haben, aber 19 Jahre später hat es nur noch fünf daselbst gegeben.

Der treffliche Fürst Ardschir Babekan, dessen Name auch als Dichter und Schriftsteller im Morgenlande gefeiert wird, schrieb ein Tagebuch seines öffentlichen und häuslichen Lebens „Kornameh“, sowie ein anderes moralischen Inhalts, welches der bereits erwähnte Kosru Nushirvan verbessern liess, und es an alle seine Befehlshaber als eine Vorschrift sandte, wonach sie ihr Verhalten einrichten sollten. Das Beispiel jenes erstgenannten Fürsten bewirkte, dass später mehrere Herrscher an der schönen Literatur sich betheiligten und Wohlgefallen daran fanden, ja dieselbe sogar begünstigten. Ausser den bereits erwähnten Religionsschriften scheinen Astronomie und Medicin am meisten gepflegt worden zu sein, während das Studium der Geschichte hintangesetzt wurde, da der Sinn der Iranier mehr aufs Wunderbare gerichtet war, daher es an Legenden über das Leben und die wunderbaren Thaten Zoroasters, sowie an Alexanderromanen nicht fehlte. Die schöne Literatur beschränkte sich überhaupt in diesem Zeitraume auf Märchensammlungen, deren einige Dichter selbst dichteten, oder die indischen Märchenbücher in der Pehlevisprache weiter nach Westen hin verbreiteten, so dass sich viele bis in unsere Zeit erhalten haben, wie sich in den neuesten Sammlungen welche vorfinden.

Als die sprachliche und literarische Bildung unter den spätern Sassaniden, im 5. und 6. Jahrhundert immer höher stieg, nachdem sie bereits einige verdienstvolle Fürsten, namentlich Ardschir Babekan, angebahnt hatte, bildete sich das Pehlevi in das Parsi oder Neupersische, ursprünglich die Sprache des südwestlichen Persien, um, als jenes Sprachidiom fast ganz aufgehört hatte, eine lebende Sprache zu sein. Denn schon in den letzten Zeiten der Sassaniden scheint Sprache und Literatur für altmodisch gegolten zu haben. Einer derselben Namens Behramgur oder Behram wird im ganzen Orient als Ideal eines Ritters und Anfängers der poetischen Literatur gefeiert, denn er habe Verskunst und Reim erfunden, wie sich aus folgendem von Rückert übersetztem Gedicht ergibt:

Auf dem Sassanidenthron

Sass der grosse Schah Behram.

Seines Thrones Edelstein

War die Sklavin Dilaram.

Wann mit Lust er sprach zu ihr,

Hörte sie ihn ohne Gram:

Nachzutönen drängt es sie

Jedes Wort, das sie vernahm.

Wie sein Wort gemessen war,

Mass sie ihres ebensam;

Und wie er die Rede schloss,

Schloss sie ihre wundersam.

Dilaram! so schloss er stets

Und stets schloss sie: Schah Behram!

Und so war der Reim entblüht,

Wie der Held zur Heldin kam.

Darum, Perser, achten wir

Nicht den Reim für leeren Kram.

Lied, das ohne Reime fliegt,

Ist an beiden Schwingen lahm.

Wahrscheinlich bestanden beide Sprachen, das Pehlevi und das Parsi in ähnlicher Weise neben einander wie unser Neuhochdeutsch in der lutherischen Bibelübersetzung neben dem späteren classischen Deutsch. Das Persische galt schon längst als eine beliebte Mundart und wurde später die alleinige Sprache Persiens. Man befeissigte sich eines rein nationalen Ausdrucks, vermied alle fremdartigen Elemente des Pehlevi. Sie ward vorzüglich zu Religionsschriften angewendet, während sich

unter der Benennung des Deri ein feinerer Dialëkt als Hofsprache ausgebildet hatte, welcher bereits unter der Sassanidendynastie neben der allgemeinen Volkssprache bis zur höchsten Blüthe feiner Entwicklung gelangt war, denn schon im 3. Jahrhundert n. Chr. bediente sich einer der ersten aus dem Herrscherstamme, der treffliche Adschir Babekan dieser Mundart zu seinen Schriften. Auf diese Weise wurde die Derisprache immer reichhaltiger, in ihrem Ausdruck immer gewandter und wohlklingender, so dass man sie mit den bezaubernden Tönen der Musik verglich; namentlich soll sie aus dem Munde der Frauen gehört, den entzückendsten Eindruck selbst auf die ungebildetsten Hörer gemacht haben.

Nachdem der Islam und die arabische Cultur im 7. Jahrhundert unter den Khalifen Omar einen Neubefruchtenden Samen ausgestreut, nahm das neupersische Reich seinen Anfang. Denn durch die Dynastie der Samaniden und Gasnviden waren die, durch den arabischen Einbruch, aufgeregten Elemente besänftigt und geklärt worden; Ordnung, Sicherheit und Ruhe waren hergestellt, und es begann durch den Schutz freisinniger und wohlwollender Herrscher bald die Glanzperiode persischen Geisteslebens, obschon dadurch der nationale Entwicklungsgang etwas beeinträchtigt wurde, weil sich die Bildung mehr zu einer höfischen gestaltete, und nicht mit Unrecht ist gesagt worden: „Der Schah regte die Dichter zu Gesängen an, empfahl und belohnte sie, oder ward durch die Ungnade, welche er ihnen bewies, ihre oft den Tod bewirkende Kritik.“ Indess übte die Hofpoesie keineswegs einen knechtischen Einfluss aus, wie sich an den grössten Dichtern Firdûsi, Saadi, Hafis u. A. deutlich erkennen lässt. Je weiter sich die Macht und der Einfluss der arabischen Herrscher verbreitete, desto mehr verdrängte sie zugleich mit der persischen Sprache die magische Religion; die vaterländischen Sitten und Gebräuche mussten den mohamedanischen Einrichtungen im Staate, wie in den religiösen Gebräuchen weichen. Alles, was an Iraniertum erinnert, wurde auf die roheste Weise verfolgt, alle Religionsbücher, sowie die meisten Denkmäler der persischen Poesie wurden den Flammen überliefert, ja selbst viele Werke, welche wissenschaftliche Gegenstände behandeln, konnten nicht aus der allgemeinen Vernichtung

gerettet werden; auch so manche Gedichtsammlungen mochten sich darunter befinden. Ohne Zweifel wurden doch einige sowohl prosaische, als poetische Schriften erhalten, woraus der berühmte epische Dichter Firdûsi zum Theil den Stoff zu seinem unsterblichen Epos „Schahname“, d. i. Königsbuch später entlehnt hat.

Bei den glänzenden Erfolgen, von welchen der Islam, durch den überhaupt ein interessantes Glied in der Kette der Entwicklung bis ins Mittelalter entstand, begleitet war, trat die christliche wie die heidnische Literatur immer mehr in den Hintergrund, und eine neue blühte auf als eine jüngere Schwester der arabischen nebst einer ihr entsprechenden neuen Sprache. Je tiefer nämlich und weitgreifender der Geist der mohammedanischen Lehre, der Gebräuche und Sitten in die persische Nation eingedrungen waren, desto mehr erlosch auch das Persische als lebende Sprache, und das Neupersische entwickelte sich aus jenem, aber als äusserst einfaches Idiom, daher leicht und gewandt im Ausdruck, wie es vorzüglich zur Poesie und zum mündlichen Verkehr geeignet war. Indess hatten sich natürlich durch die nahe Berührung mit den Arabern, wie dies besonders auf dem Gebiet des Ehtwissenschaftlichen der Fall war, viele arabische Wörter eingedrängt, wobei aber diese neue Sprache ihre Eigenthümlichkeit in ihrem grammatischen Baue vollständig behauptete. Da nun die Schriftsteller fast ohne Ausnahme Mohammedaner waren, so nahm das Neupersische auch arabische Schrift an, ergänzte aber die Zeichen, welche in dieser fehlen, durch gewisse Veränderungen an den Buchstaben, welche den Lauten, die in der Aussprache bezeichnet werden sollen, am verwandesten sind. Ganz wie in der deutschen Sprache, mit der sie überhaupt grosse Aehnlichkeit hat, werden viele Verben mittelst Präpositionen gebildet. Die ersten sowohl poetischen, als prosaischen Schriften in neupersischer Sprache stammen aus der Zeit der samanidischen Fürsten in Persien, vornehmlich des Nasr Ben Achmed, der von 920 bis 950 regiert hat. Derselbe, wie erzählt wird, befahl dem ältesten bekannten Dichter Hasan Rudégi, d. i. der Blindgeborne, die Fabeln des Bidpai in das Persische zu übersetzen, welche die Perser aus der Zeit der Sassaniden besaßen. Auch zeichnete er sich durch das Mesnevi aus, d. i. ein doppeltgereimtes Gedicht und Kasside,

eine längere lyrische Dichtung, eine Art Ode, aus. Leider sind seine Werke bis auf unbedeutende Bruchstücke verloren gegangen. Er soll einen so grossen Reichthum erworben haben, dass er sich 200 Sklaven halten konnte. Seine Gedichte sollen 1,600,000 Distichen in 100 Bänden ausgemacht haben. Ein wichtiges Werk ist in dem „Kabusname“ d. i. Buch des Kabus, aus den Zeiten der neupersischen Geistesthätigkeit auf uns gekommen. Kabus nämlich nannte sich ein trefflicher Fürst aus der Dynastie der Dilemiden; ihm zu Ehren verfasste sein Enkel Kjekjamus um 1080 das „Buch der Weisheit für Fürsten und Fürstenkinder“, welches in 44 Kapiteln Moral und Lebensphilosophie predigt, und noch jetzt im Orient als der trefflichste Fürstenspiegel gilt, übersetzt und erläutert von Dietz 1811.

Indess nicht früher, als unter der Herrschaft des Sultan Mahmud, aus der Dynastie der Gasneviden, begann der wahre Aufschwung der ungemein umfangreichen persischen Literatur. Jener Herrscher beförderte dieselbe besonders dadurch, dass er Gelehrte und Dichter an seinen Hof berief, und den ausgezeichnetsten unter ihnen die Ehrenstelle eines Dichterkönigs verlieh, was fernerhin eine Hofwürde wurde. Auch verwies jener Fürst die Dichter auf die reiche Fundgrube der alten Nationalmythen. Es gab nämlich eine Sammlung historischer Ueberlieferungen des persischen Nationallebens in zahlreichen Abschriften unter dem Titel: „Bastanname“, das unter Jezdedjerd III., dem letzten Sassaniden, in ungebundener Rede zusammengestellt war. Dieses prosaische Werk liess er von sieben seiner 400 Hofdichter poetisch bearbeiten. Von diesen Sieben war Anssari, der 1029 starb, derjenige, dem die Bearbeitung der Sage von Sohrab so vollkommen gelang, dass er zum Dichterkönig ernannt wurde, weil er das alte Gedicht: „Mamik und Asra“ neu bearbeitete, und seinen Gebieter in einer Kasside von 180 Beits, d. i. Distichen besang; scheint sich aber nicht an den ganzen überreichen Stoff des Bastanname gewagt zu haben. Für eine derartige Riesenarbeit hielt er nur seinen Freund Abel-Kasem-Mansur berufen, dem sein Dichtergenie den Ehrennamen Firdûsi, richtiger Firdousi, d. i. der Paradiesische verliehen hatte. Diesen Beinamen erhielt er von dem Gehöfte Firdusi, wo sein Vater Gärtner war; wie dagegen der persische Schrift-

steller Dschami erzählt, soll er denselben von dem Sultan Mahmud erhalten haben, weil er durch seine Lieder die Gesellschaft des Hofes in ein Paradies verwandelt habe. Er wurde um das Jahr 940 n. Chr. in dem Gebiete der persischen Stadt Tûs geboren, daher er sich auch oft Tusi, der Tusite, nannte. Von seinem Leben ist bis zum 36. Jahre nur wenig bekannt. In diesem Alter begann er sein grosses Epos „Schahname“, d. i. „Königs- oder Heldenbuch“, worin er nicht einen einzelnen König oder Helden, sondern eine ganze Nation besingt. Als der Schah Mahmud Einiges daraus kennen lernte, war er so entzückt darüber, dass er seinem Vezier befahl, für jedes Tausend der gereimten Doppelverse, worin das Gedicht geschrieben ist, dem Dichter tausend Goldstücke auszuzahlen. Erst in seinem 71. Lebensjahre, nach 35jähriger Arbeit vollendete er sein Werk. Als er es seinem Gebieter überreichte, befahl dieser in seinem ersten Entzücken, dem Dichter so viele Goldstücke zu geben, als ein Elephant tragen könnte.

Nach einer andern Ueberlieferung soll ein unter dem Samanidenfürsten Mansur I. lebender Dichter Dakîki das grosse Heldengedicht Schahname begonnen und bis auf 1000 Verse gedichtet haben, worauf es unvollendet geblieben sei. Mahmud habe darauf mehrere seiner Hofdichter zur Fortsetzung vergebens aufgefordert, bis endlich Firdûsi es übernommen, der anfangs für jedes Distichon einen Dukaten erhielt. Da er aber nach acht Jahren bei dem Schah als Ketzer verläumdeter worden sei, habe er für 60,000 Distichen nur ebensoviel Dirhem, d. i. Silberstücke, empfangen, welche etwa 10,000 Thaler betragen. Hierüber entrüstet, zahlte er von dieser Summe für ein Bad auf dem Markte, das er hier nahm, 20,000 Dirhem, für ein Glas Bier gleichfalls 20,000 Dirhem und die übrigen 20,000 schenkte er den Armen, und liess dem Schah sagen, dass er dieses Heldengedicht keineswegs um des Geldes willen geschaffen habe, und schrieb heimlich eine bittere Satire auf ihn, worüber sich jener so sehr beleidigt fühlte, dass er den Dichter unter die Füsse seiner Elephanten werfen lassen wollte; aber es kam zwischen Beiden zu einiger Versöhnung. Firdûsi führte darauf ein unstätes Leben und kehrte in seine Heimat nach Tus zurück, wo er im Jahr 1020 gestorben ist. Der Schah hatte endlich sein Unrecht erkannt, und sandte dem

greisen Dichter zwölf Kameele mit Indigo, oder nach Andern mit 60,000 Goldstücken und einem Ehrenkleide. Als jene ankamen, trug man eben Firdûsi's Leiche aus dem Stadthore, und seine Schwester lehnte das Geschenk ab.

Das Epos *Schahname* umfasst einen Zeitraum von 2600 Jahren, indem es zu den Urquellen der altiranischen Sagen- und Mythenzeit hinaufsteigt, und bis zur Eroberung Persiens durch Mohammedaner herabgeht, welche im Jahr 636 die letzten Sassaniden bei Kadesia vernichteten. Es ist demnach in Bezug auf seinen Inhalt eine mythisch-historische Dichtung, welche eine ganze Nation als Helden darstellt. Sie lässt sich in zwei grosse Theile zerlegen: der erste begreift das heroisch-mythische Zeitalter, dessen Mittelpunkt der Pehlewan, d. i. der Heros Rustem ausmacht, der zweite umfasst die historischen Zeiten; deren Mittelpunkt vorzüglich Iskander, d. i. der macedonischen Alexander, bildet, den Reimchroniken unseres Mittelalters gleichend. Das Wesentliche dieses Gedichtes, welches als eines der wunderbarsten poetischen Erzeugnisse des Menschengeistes betrachtet werden kann, zeigt sich in der künstlerischen Einheit des sich durch dasselbe ziehenden Gedankens als Erkenntniss der irdischen Nichtigkeit, dass „Alles eitel ist“, sowie in der Handlung, welche sich in dem Kampfe Turans und Irans bewegt, der als Sinnbild der ewigstreitenden Mächte des Lichtes und der Finsterniss sich geltend macht, ein Wiederhall des Weltkampfes zwischen Ormuzd und Ahriman, wobei sich dennoch ein reizender Wechsel von Anmuthigem und Furchtbaren, von Heldenartigem und Idyllischem, von Tragischem und Romantischem darstellt. Der Kampf zwischen Rustem, dem Vater und Sohrab, dem Sohne, ist in seiner verhängnissvollen Verschlingung mit bewunderungsvoller Kunst geschildert, und wird als die Perle dieses Epos bezeichnet.

Der treffliche Uebersetzer A. F. v. Schack: *Heldensagen von Firdûsi* (Berlin 1850) und *Epische Dichtungen von Firdûsi* (2 Bde., Berlin 1853) hat mit Recht bemerkt, das iranische Epos bringe in seiner Gesamtheit den Eindruck des Uermesslichen hervor, dem Anblick des gestirnten Himmels gleich, der die unendliche Menge der Welten in ein glanzreiches Sternensystem verflucht. In einer reichpoetischen Sprache und in klangvollem

heroischen Versbau lässt der Dichter alle seine Helden in tief ergreifender schmerzlicher Weise sagen: „Was ist das Leben anders, als ein Athemholen? Die uns umwogende Welt und wir in ihr sind ein Schein, Wirbel des Staubes, nicht mehr, Gutes vollführend und nach rühmlichen Thaten strebend, suchen die Besseren unter den Sterblichen nach der Wahrheit, die sie hinter diesem Wechsel verborgen glauben, nach dem Paradies in der Ewigkeit, dem Angedenken bei den Nachkommen, und wir stellen unsern Kindern dieselben als leuchtende Vorbilder auf, gegenüber den Feigen und Schlechten, die hinieden in Genuss und Sünde, jenseits in den Abgrund der Hölle sinken. Der Weise hingegen bleibt auch diesem Wahne fern, und indem er sich von aller Täuschung freimacht, erkennt er die völlige Nichtigkeit des Geschaffenen, und wünscht am Ganges, in Iran und Hellas nur das Eine:

— — er wäre nie geboren,
Ihn hätte nie im Erdenfrost gefroren
Und niemals ihn die Gluth der Welt versenkt,
Unheil nur wird durch die Geburt verhängt,
Nur Wechsel herrscht und Trübsal hier auf Erden,
Drum ist es besser, nicht erzeugt zu werden.

Eine vollständige Uebersetzung des Schahname fehlt noch. Turner Macan gab das ganze Gedicht im persischen Originaltexte (4 Bde., Kalkutta 1829) heraus. Görres lieferte einen prosaischen Auszug in deutscher Sprache unter dem Titel „Das Heldenbuch von Iran“ (2 Bde. 1820). Ausserdem giebt es noch von Fir-dûsi einen „Divân“ oder eine Sammlung lyrischer Gedichte und ein romantisches Epos über die Liebe des Joseph und der Salaichâ.

Wir führen nun eine Stelle aus dem Schahname an: Wie Rustem und sein Sohn zum Zweikampf sich anschicken:

Wie nun des Tages Pfau sein farbiges Gefieder
Entfaltet, und der Rab' der Nacht den Kopf bog nieder,
Umgürtete der Held den Stahl, den lebenraubenden
Und seinen Drachen schirrt' er an, den feuerschnaubenden.
Zum Kampfplatz wie ein Sturm kam er hinangeschnaubt,
Hell glänzt im Morgenstrahl der Helm auf seinem Haupt.
Im Felde sah er dort sich um, es nahm ihn Wunder,
Dass noch nicht war am Ort der junge Feuerzunder.
Der trank noch Morgenwein vergnügt bei Lautenton
Und seiner wartete der Tod, der Vater schon.

Er sprach zu Borumann: der grimmige Löwenpreis,
Mit dem ich heute nun mich tummeln soll im Kreis;
Er ist nicht unter mir an ragender Gestalt
Und steht nicht hinter mir zurück an Kampfgewalt.
Wenn ich ihn seh' an Brust, Arm, Schulter und Genicke,
Ist mir's als ob ich selbst im Spiegel mich erblicke;
Als ob ich selber so müsst' anzusehen sein,
Wenn so viel Jahr' als ihm die Sterne mir verleih'n.
Des Helden Anblick treibt die Scham auf meine Wangen,
Und regt im Busen mir ein liebendes Verlangen.
O sag' mir, ob er ist der Vater, den ich suche!
Damit die Welt mir nicht als Vaternörder fluche!
Was sollt' ich, kehrt ich heim, der armen Mutter sagen?
Dass ich den Gatten ihr, den Vater mir erschlagen!
Der Gatte zwar ist schon der Mutter lang' entfloh'n;
Und desto mehr verlangt sie nun zurück den Sohn.
Zu ihr möcht' ich zurück, hätt' ich den Vater nur
Gefunden erst, den ich hieher zu suchen fuhr!
Die Zeichen treffen ein, die mir die Mutter gab;
Nicht tödten will ich ihn für den Afrasiab!
Zwar gestern ist mir der Gedanke, den ich trug,
Vergangen, als der Mann so lieblos auf mich schlug.
Doch in der Nacht ist es mir wieder aufgestiegen:
Im Traume fand ich mich in seinen Armen liegen:
Da lag ich gut und sanft! ich will, mit ihm nicht kriegen!

Rückert.

Als beide Kämpfer nun erschienen auf dem Plan,
Da kamen ihres Kampfs Zuschauer auch heran;
Die Heermacht Iran's hier, gewaffnet und geschmückt,
Vom Feldherrn Tus geführt, vom Lager ausgerückt;
Die Heermacht Turans dort, den Berg herabgedehnt,
Von Barman aufgestellt, und an die Burg gelehnt,
Vor diesen Zeugen ritt zu seinem Gegner hin
Suhrab, und mit dem Mund anlächelnd grüsst er ihn:
Wie hast du in der Nacht geruht und bist erwacht
Am Morgen? früh, o Greis, hast du dich aufgemacht!
Das Aug' und jeden Sinn erlabend ist der Morgen;
Doch welchen Abend er uns bringt, das ist verborgen.
Der Berge Häupter sind vom Strahl der Frühe golden,
Mit Morgenwein gefüllt sind alle Blumendolden.
Die Morgenlüfte gehn, die Schläfer einzuladen,
Schnell aufzusteh'n und sich im Maienthau zu baden.
Die Vögel singen laut, die klaren Bäche fließen.
Die Anger sonnen sich, und alle Blumen spriessen;

Das ist durchaus kein Tag zu Mord und Blutvergiessen,
Ein Tag, das kurze Glück des Lebens zu geniessen.
Komm, lieber Alter, steig herab von deinem Drachen!
Ins grüne Gras und lass uns Waffenstillstand machen!
Im Angesichte des und jenes Heeres lass,
Dass froh sie staunen, uns ablegen Groll und Hass!
Des Krieges Schauplatz sei in eine Friedensbühne
Verwandelt und ein Fest erblüh' uns auf dem Grüne.
Ich wink', und Saitenspiel und Wein kommt zum Gelag;
Ich feir' im Rosenweg mit dir den Frühlingstag.
Vom Haupte legest du des schweren Helmes Glanz
Und um dein Haar leg' ich von Rosen einen Kranz.
Dann sitzen wir beim Wein und plaudern vom Gefecht;
Und Alles, was ich weiss von mir, sag' ich dir recht:
Du selber sagest auch mir Stammbaum und Geschlecht.
Nach deinem Namen hab' ich ohne Rast und Ruh'
Gefragt, und Niemand sagt ihn mir, o sag' ihn du!
Nicht ziemt es zwischen uns so Herz und Mund verschlossen
Zu halten, denn wir sind von gestern Kampfgenossen.

Rückert.

Nicht unerwähnt können wir eine der schönsten und zartesten Liebesgeschichten lassen, die jemals gedichtet worden, nämlich die von Bischen und Menische. Sie berührt im Schahname einen Zwiespalt zwischen Iran und Turan. Der Iranier Bischen geräth in Liebe zu der Tochter des Schahs Afrasiab von Turan und verfällt dadurch der finstern Gewalt Ahriman's. Aber Menische's Liebe und Treue wendet das tragische Geschick, und giebt den geliebten Mann dem Licht, den Freunden und der Heimat wieder.

Eine Stelle folgt hier:

Da ihn die Schöne sich zum Freund erlas,
Liess er die schatt'ge Stätte, wo er sass,
Und schlich, geführt von seiner innigen
Sehnsucht, zum Zelt der Edelsinnigen.
Als er den Vorhang von dem Zelte zog
Und eintrat, wie Cypressenstämme hoch,
Schloss ihn an's Herz Menische lieb und hold,
Nahm ihm den schweren Gürtel ab von Gold
Und fragt ihn: „Sprich, auf welchem Wege kamst du?
Und was für Helden zu Begleitern nahmst du?
O Schöngesicht'ger, schlank wie eine Säule,
Was plagst du dich mit dieser wucht'gen Keule?“

D'rauf wuschen Sklavinnen des Bischen Füße
Mit Rossenwasser, voll von Duft und Süsse,
Und sie bereiteten für ihn ein Mahl
Mit Schüsseln und Gerichten sonder Zahl,
Wein ward gebracht, es tönte Lautenschlag,
Die Fremden wies man aus dem Zeitgemach,
Von Mädchen scholl, von doppelfach gereihten,
Gesang und Harfenklang und Spiel der Saiten,
Der Teppich glänzte pfauenbunt und hell,
Der Boden schien ein Leopardenfell,
Der mit Rubinen und mit Gold bestreute;
Duft quoll empor, der jeden Sinn befreute.
Vom alten Weine aus krystall'nem Becher
Trank Bischen viel, der lieberfüllte Zecher;
Drei Tage labt' er sich an Lieb' und Trank,
Bis er zuletzt berauscht in Schlummer sank.

Schack.

Zu Ende des 12. und Anfang des 13. Jahrhunderts musste der nationale Geist schon mehr der Hofrichtung und dem Romantischen weichen, wie dies bei dem höfischen Lobredner Ew-hahdeddin Enweri der Fall, von dessen Kassiden Joseph von Hammer mehrere Proben gegeben hat, während jenes Zeitgenosse Senaji, der im Jahr 1180 starb, in seinem mystischen Werke „Hadika“, d. i. der Ziergarten, die Mysterien des Wesens der Gottheit und menschlichen Daseins tiefer zu durchdringen strebte. Er hatte aber in dem Satiriker Omar Chiam einen Spötter seiner mystischen Richtung gefunden. Anwari um 1150 war ein gelehrter Panegyriker und Odendichter. Einer der gelehrtesten Oden-dichter war Chakani um 1200.

Eine Stelle aus Enweris Kasside zum Lobe des Schah
Sandschar:

Herz und Hand sind Meer und Schacht,
Herz und Hand gehört dem Herrn,
Ihm, dem Weltenfürst, dess Wort
Wie das Loos die Welt regiert.
Schah Sandschar, dess letzter Sklave
König auf der Erde ist.
Menschen und Dämonen ziert
Seines Machtgebotes Mal
Seinem Schatze zollt als Pflicht
Alles Schätze, Schacht und Meer.

Wenn der Erde gilt sein Zorn,
Ist's im Himmel sicher nicht,
Blickt er an die Welt mit Macht,
Gehet Leben in ihr auf.
Wo sein Name wird genannt,
Ist die Goldgier unbekannt.
Wo sein Name wird geprägt,
Dort verstummet nied'res Wort.
Seht, der Tod aus Furcht vor ihm
Klappert trockenen Gebeins.
Welche Macht, vor der vergeht
Alle Macht des höchsten Berg's!
Deine Fahnen sind ein Vers,
Dessen Commentar der Sieg.
Sag' ich gleich, dass ausser Gott
Niemand das Verborg'ne weiss,
Sag' ich, dass so Tag als Nacht
Deinem Wink gehorcht die Welt,
Das Geheimniss, tief versteckt,
Wird von deinem Sinn entdeckt.
Unruh' wird durch dich gestillt,
Unruh, die nicht Grenzen kennt,
Deine Rede ist das Wesen
Und dein Leib lebend'ge Form.
Wenn dein Grimm auf Erden fällt,
Werden Wölfe zahm im Wald.
Nahrungszweig hat keinen Lauf,
Wenn du nicht die Hand verbirgst.
Nimmer stehet diese Welt,
Wenn dein Fuss sie fest nicht hält.
In der Welt, und mehr als sie,
Bist du Sinn in Harmonie.
Heil dir! weil nach deinem Wort
Sich die Schöpfung richtet stets!

Hammer.

Den Glanzpunkt dieser Zeit macht Nisami, einer der sieben grössten Dichter Persiens; geboren in der Stadt Gendsche, und gestorben um 1180. Er hinterliess einen Divan oder eine Sammlung lyrischer Gedichte, eigentlich „Geniensammlung“ von 20,000 Versen. Sein höchster dichterischer Ruf beruht auf seinen Pendsch-Kendsch, d. i. fünf Schätze oder auch einfach „Chamsse“, d. i. Fünfer, welches nämlich nach seinem Tode seine fünf Hauptwerke zusammenfasste. Diese sind a) Machsen ul-errar, d. i. Magazin der Geheimnisse, ein didaktisches Gedicht über Moral mit

Anektoden und Fabeln vermischt; b) Chosru und Schirin, ein romantisches Epos; c) Medschnun und Leila behandelt die Liebe des Medschnun, eines Sohnes der Wüste, ähnlich dem wüthen- den Roland; d) Heft peiger oder die sieben Gestalten, eine Sammlung von sieben Novellen in poetischer Form, eine Art Hep- tameron; e) Iskandername, eine sagenhaft ausgeschmückte Dar- stellung Alexander des Grossen. Die drei letzten Dichtungen be- zeichnen den Höhepunkt der persischen Romantik. Diese fünf grössern Gedichte sind in neuerer Zeit in Indien und Per- sien öfters gedruckt und lithographirt worden. Höchst rühmlich ist hervorzuheben, dass er dem im Mohammedanerthume geknech- teten Weibe, die demselben gebührende Stellung anwies, worin sich ein gewisser Grad von Humanität kenntlich macht. Auch sprechen wenige morgenländische Dichter wie Nisami Herz und Einbil- dungskraft so sehr an.

Eingang des Iskandername.

O Herr, dem die Herrschaft der Welt angehört
Und dem mein Gemüth hier Gehorsam beschwört,
Du schirmst, was erhöht ist, du schirmst, was gering,
Das Weltall, es ist nicht, du bist jedes Ding.
Es zeigt uns die Schöpfung, was hoch ist und tief
Du bist's, dessen Allmacht hervor Alles rief.
Du Allwisser bist's, der, was Nacht ist, erhellt,
Dein Kiel ist die Weisheit, dein Schreibbuch die Welt.
Dem Zeugnisse, dass du der Wahrhaft'ge sei'st,
Verlieh schon am Anfang Beweiskraft der Geist.
Den Geist hast du lichtvoll zum Blitz uns gemacht,
Die Welt für den Anfang zum Sitz uns gemacht.
O du, der den Sternenhimmel anzündetest,
Die Erd' uns als Herberge bloss gründetest,
Ein Tröpflein erschufst du zum Meerwasserschwall,
Den kostbar'n Juwel bildet dein Sonnenball.

Platen.

Schirin's und Chosru's Liebe.

So fand Schirin sich mit Chosru zusammen.
Sie fand in Ihm und Er in Ihr
Den Gegenstand der reinsten Flammen.
„Schirin! Du Göttliche! Du Zier
Der Fürstinnen, willkommen seist du mir!
„Du kannst den Sklaven nicht verdammen,
Der sein Gefühl nicht mehr verschliesst,
Und liebend Dir den Staub der Füße küsst.“

„Ich bete an,“ erwiderte Schirin,
„Chosru Parwis, den Kaiser aller Kaiser,
„Um dessen Stirne Palmenreiser
„Des Sieges und der Herrschaft blüh'n.
„Herr! Du bist mächtiger und weiser
„Als Salomon; die Himmel zieh'n
„Um deine Schläfe einen Kranz,
„Der Mond erblasst vor deinem Glanz.

„Hoch wie des Himmels Dom, durchglänzt von Sonnengluth,
„Erhebt sich der Scheitel deiner Kronen;
„Fest, wie der Grund der Erde, ruht
„Der mächt'ge Bau von deinen Thronen.
„Die Willkür ist der Schemel deiner Füße,
„Das Unrecht ist das Wild auf deiner Jagd;
„Die Sanftmuth ist der Zucker deiner Küsse;
„Das Glück ist deine treue Magd.

„Wie's niedersäuselt! hörst du?“
Sprach zu Schirin itzt Chosru,
Horch, wie der Geister Flügel wehen,
Horch, wie die Räder von der grossen Wunderuhr
Der Welt sich um der Liebe Spindel drehen!
„Als Quell der Schönheit fliesst die spiegelnde Natur,
„Lass' uns an ihren Busen sinken
„Und neue Kraft für Ewigkeiten trinken.

„Ich fühle dieses Wehen, wie ich glaube,
„In meiner Brust,“ erwiderte Schirin,
Und sank in eine Rosenlaube
Auf einen Rosenpolster hin.
„Ein Saitenspiel ist jede meiner Sehnen,
„Gefühle wirbeln Lauf in Lauf,
Und jeder Knoten von verstimmten Tönen
Löst sich in reinen Einklang auf.

„Ach, können denn die Geister nicht vereinen!
Ich fühle leider, dass den meinen,
Ich weiss nicht was zur Erde drückt.“
Jetzt seufzte sie und itzt beginnt sie gar zu weinen,
So überirdisch fühlt sie sich entzückt.
Er aber sprach: „Vielleicht ist's besser mir geglückt,
„Mir ist, als ob durch deine Nähe
„Ich meinen Körperstoff verflüchtigt sähe.
„Mich fasst ein allgewaltig Drängen,
„Das Sinnliche aus meiner Brust zu sprengen,
„Jetzt wäre gegen mich an Kraft ein Dämon arm.“
Sprach's und umschlang mit seinem Arm

Den Silbernacken, der das Mondlicht höhnte.
Süss schlug die Nachtigall, die Luft war warm! —
So dass Schirin, die sich an seine Wange lehnte,
Sich einen Augenblick entkörper't währte.

v. Hammer.

Die Liebe Schirins und Ferhad.

„Des Menschen Wandrung geht auf vielen Wegen
„Vom Jünglingsalter bis zum Grab;
„Auf einem kommt die Liebe ihm entgegen,
„Begleitet ihn als treuer Pilgerstab;
„Doch wie die Blume, wie der Mensch nur einmal blühet,
„Hat auch die Liebe eine Blüthenzeit,
„Ihr Winter ist der Tod, sie fliehet
„Dann mit dem Raub in's Reich der Ewigkeit.

„Die Seelen, die sich nach der Blüthe finden,
„Sind wohl befreundet, doch sie lieben nicht.
„Nur wenn die Blüthenfaden sich verbinden,
„Erscheint im vollen Glanz der Liebe Rosenlicht,
„Dann überstrahlet es des Schicksals schwärz'ste Schatten,
„Auch die Entfernung hindert nicht den Bund;
„Ein Genius macht Herzen Herzen kund,
„Wie Palmen durch den Ostwind sich begatten.

Wo aber wahrer Einklang tönt,
Und der Besitz die Wünsche krönt,
Entblüht ein Paradies auf Erden;
Ein Paradies, das noch kein Pinsel hat gemalt,
Das nie wird ausgemalt werden;
Das nur Erinnerung zurückestrahl't,
In einem Farbenschmelz von Sonnenwogen,
Nordlichter, Morgenröthen, Regenbogen.

v. Hammer.

Vom Anfange des 13. Jahrhunderts an, wo Persien durch die Mongolen unter Dschingis-Khan, dem bekannten mongolischen Eroberer, später unter Timur, d. h. Eisen, gewöhnlich Tamerlan genannt, der auf einem Zuge nach China starb, abhängig wurde, erreichte die mystische und didaktische Poesie ihre höchste Blüthe, weil das Denkleben infolge der politischen Lage des Landes von den Aeusserlichkeiten des Daseins mehr nach Innen gedrängt wurde. Ferideddin Attar um 1270 verfasste mehrere religiöse und ascetische Gedichte, von denen wir das Mantiket-tair oder das Vogelgespräch anführen, das me-

kamenartig gehalten ist und worin die Vögel rathschlagend und geschichterzählend dargestellt werden, sowie das „Esrarname, d. i. Buch der Geheimnisse.

Attars grossartiges mystisches Gedicht beginnt also:

Dem Seelenschöpfer Lob, dem Reinen,
Der Seel' und Glauben schenkt dem Staube,
Der auf die Wasser setzt die Himmel,
Und auf die Lust das ird'sche Leben,
Dess Hand die Himmel hob empor
Und niederdrückte tief die Erde,
Der jenen stetige Bewegung
Und dieser stete Ruh verlieh;
Er spannt den Himmel ohne Säulen
Als das Gezelt der Erde auf.
Schuf sieben Lichter in sechs Tagen,
Und aus zwei Worten die neun Himmel.
Er schuf der Sterne goldene Kegel,
Womit der Himmel spielt bei Nacht.

— — — — —
Und rollet schwarz die Nacht zusammen.

— — — — —
Und weil die Lilie Jesus hält,
So wölbt er sie mit luft'gen Bau.

— — — — —
Verstand steht still, die Seele fliegt,
Der Himmel kreist, die Erde fällt.

— — — — —
Da Er, der Einzige besteht,
Ist ausser ihm wohl alles Nichts,
Sein Thron, die Welt, sind Talisman,
Sie wirken nur durch seinen Namen etc.

Rückert.

Die Nachtigall.

Da kam die Nachtigall betrunken
Und ausser sich vor Schönheitsliebe;
In jedem Ton liegt ein Sinn,
In jedem Sinne eine Welt.
Sie sang von dem verborg'nen Sinn,
Und gab den Vögelschaaren Rath.
Sie sprach: Ich kenn' geheime Liebe,
Ich sing die ganze Nacht von Liebe.
Die Flöte weint nach meinem Wort,
Die Laute klagt nach meinem Ton,

Ich bring das Rosenbeet in Aufruhr,
Empor das Herz der Liebenden.
Zu jeder Zeit erklär' ich anders
In neuen Tönen das Verborg'ne.
Wenn mir Gewalt anthut die Liebe,
Braust wie ein Meer die Seele auf.
Seh' ich im Jahr nicht die Geliebte,
Verschliess ich meinen Laut in mir.
Doch wann sie Moschusduft im Frühling
Hin über Fluren weit verstreut,
So schliesse ich mein Herz ihr auf,
Lass schweren Klagen leichten Lauf.
Wenn keine Bien' um Rosen summt,
Die Nachtigall zugleich verstummt,
Drum bin ich nicht gekannt von Allen,
Nur Rosen kennen Nachtigallen.
In ihre Liebe ganz versenkt,
Gedenk' ich meines Daseins nicht,
Ich denke nur der Rose Liebe,
Begehre Nichts mir als die Rose:
Simurg ist über meine Kräfte,
Der Nachtigall genügt die Rose,
Sie blühet hundertblättrig mir,
Wie soll mein Leben mir nicht blühn!
Die Rose blüht mir nach Verlangen
Und lächelt mir mit süsser Lust;
Wenn sie mir unterm Flore lacht,
Auf meiner Stirn die Lust erwacht,
Was wäre eine einz'ge Nacht,
Von der Geliebten fern, durchwacht!

v. Hammer.

Der grösste mystische tiefsinnige Dichter der Perser war Dschelaleddin Rumi, welcher die Lösung des Welträthsels in der Alleinigkeitslehre sucht. Er wurde zu Baluk 1207 geboren. Sein Vater zeichnete sich als Lehrer der Philosophie und des Rechtes aus. Jener ist auch als Stifter des berühmten Ordens mystischer Derwische unter der Benennung Mewlewî bekannt. Diese begleiten ihre Andachtsübungen mit Flötenspiel, Trommelwirbel und Tanz. Man nannte ihn die „Nachtigall des beschaulichen Lebens.“ Zunächst gründete sich sein poetischer Ruf auf seinen „Divan“, oder die Sammlung seiner lyrischen Dichtungen, welche zu den schwungvollsten und ideenreichsten der morgenländischen Poesie gehören. Sodann ist noch berühmter sein Lehrgedicht „Mesnewî“,

d. i. „Doppelgereimtes“, von mehr als 40,000 zweizeiligen Strophen in 2 Büchern. Er verkündet darin mit mystischer Ueberschwenglichkeit die Lehre vom vollendetsten Pantheismus, dass nämlich alle Dinge von dem ewigen, unerschaffenen Lichte emanirt, d. i. ausgeflossen seien, und sich wiederum mit der Gottheit auf dem Wege des beschaulichen Lebens, durch Gleichgültigkeit gegen alle äussere Form und durch Vernichtung seines Ich's vereinigen. In diessm Gedichte sieht der gebildete Mohammedaner die höchste Vollendung eines Erbauungsbuches, welches, wenn er dessen Inhalt in Seele und Geist aufnimmt, ihm die höchste Seligkeit sichert, nämlich das „Einswerden mit der Gottheit.“ Eine vollständige Ausgabe dieses Gedichtes mit türkischer Uebersetzung und Commentar erschien in Bulak (6 Bde. 1836) Reichhaltige Proben hat Rosen in deutscher Uebersetzung (Leipzig 1849) gegeben.

Wir lassen nun eine Stelle daraus folgen:

Ich bin das Sonnenstäubchen, ich bin der Sonnenball
Zum Stäubchen sag' ich: bleibe! und zu der Sonn: entwall'!
Ich bin der Morgenschimmer, ich bin der Abendhauch.
Ich bin des Haines Säuseln, des Meeres Wogenschwall.
Ich bin der Mast, das Steuer, der Steuermann, das Schiff;
Ich bin, woran es scheitert, die Klippe von Korall.
Ich bin der Vogelsteller, der Vogel und das Netz.
Ich bin das Bild, der Spiegel, der Hall und Wiederhall.
Ich bin der Baum des Lebens und drauf der Papagei;
Das Schweigen, der Gedanke, die Zunge und der Schall.
Ich bin der Hauch der Flöte, ich bin des Menschen Geist,
Ich bin der Funk' im Steine, der Goldblick im Metall.
Ich bin der Rausch, die Rebe, die Kelter und der Most,
Der Zecher und der Schenke, der Becher von Krystall,
Die Kerz', und der die Kerze umkreis't, der Schmetterling;
Die Ros' und von der Rose berauscht, die Nachtigall.
Ich bin der Arzt, die Krankheit, das Gift und Gegengift,
Das Süsse und das Bitt're, der Honig und die Gall'.
Ich bin der Krieg, der Friede, die Wahlstatt und der Sieg,
Die Stadt und ihr Beschirmer, der Stürmer und der Wall,
Ich bin der Kalk, die Kelle, der Meister und der Riss,
Der Grundstein und Giebel, der Bau und sein Verfall.
Ich bin der Hirsch, der Löwe, das Lamm und auch der Wolf,
Ich bin der Hirt, der Alle beschliesst in Einem Stall.
Ich bin der Wesen Kette, ich bin der Welten Ring,
Der Schöpfung Stufenleiter, das Steigen und der Fall.

Ich bin was ist und nicht ist. Ich bin, o der du's weisst,
Dschelaleddin, o sag' es! ich bin die Seel' im All.

Rückert.

Noch eine Stelle

von

Dschelaleddin Rumi.

Wohl endet Tod des Lebens Schmerz,
Doch schauert Leben vor dem Tod.
So schauert vor der Lieb' ein Herz,
Als ob es sei vom Tod bedroht.
Wenn in der Seel' die Lieb' erwacht,
Da stirbt das Ich, der dunkele Despot,
Du lass ihn sterben in der Nscht
Und athme frei im Morgenroth.

Du und ich.

Mit deiner Seele hat sich meine
Gemischt wie Wasser mit dem Weine.
Wer kann den Wein vom Wasser trennen,
Wer Dich und mich aus dem Vereine?
Du bist mein grosses Ich geworden,
Du hast mein Wesen angenommen,
Sollt' ich nicht nehmen an das Deine!
Auf ewig hast du mich bejahet,
Dass ich Dich ewig nie vereine.
Dein Liebesduft, der mich durchdrungen,
Geht nie aus meinem Mark und Beine.
Ich ruh' als Flöt' an deinem Munde,
Als Laut in deinem Schoos alleine.
Gieb einen Hauch mir, dass ich seufze,
Gieb einen Schlag mir, dass ich weine.
Süss ist mein Weinen und mein Seufzen,
Dass ich der Welt zu jauchzen scheine.
Du ruh'st in meiner Seele Tiefen
Mit deines Himmels Wiederscheine.
O Edelstein in meiner Schachten,
O Perl' in meinem Muschelschreine.
Mein Zucker ist in Dir zerschmolzen,
O Milch des Lebens, milde, reine;
Und uns're beiden Süßigkeiten
Geniesset Kindermund als eine.
Du presstest mich zu Rosenwasser,
Nicht seufzt' ich unter deinem Steine.
In deiner süßen Qual vergass ich
Dass ich die Rose war am Raine.

Da brachtest du an deinen Kleidern
Mich mitten unter die Gemeine;
Und als du auf die Welt mich postest,
Ward sie zu einem Rosenhaine.

Rückert.

Ein gerader Gegensatz zu jener schwärmerischen, durchweg pantheistischen Richtung, trat in Rumi's Zeitgenossen Moslicheddin Sandi hervor, welcher im Jahre 1291 zu Schiras gestorben ist. Sein poetischer Ruf gründet sich vorzüglich auf seine beiden Musterwerke, den „Gulistan“, d. i. „Rosengarten“, ein moralisches Werk in Prosa, mit zahlreichen Versen gemischt, und das „Baston“, d. i. „Fruchtgarten“, ein jenem ähnliches Werk, aber durchweg in Versen verfasst. Beide enthalten einen Schatz morgenländischer Weisheit und Lebensklugheit. Auch sein „Divan“, d. i. eine Sammlung lyrischer Gedichte in arabischer und persischer Sprache ist hervorzuheben; sie bestehen meist in Liebesgedichten und Aufforderungen zu edlem Lebensgenuss. Seine Gedichte sind in reiner, äusserst zierlicher und doch einfacher Schreibart gehalten. Ausserdem besitzen wir viele andere kleine Erzählungen, Fabeln und Abhandlungen, sowohl in Prosa als auch gereimter Form. Er trat selbstverständlich durch die genannten Werke jener schwärmerischen Zeitrichtung mit nüchterner Besonnenheit, gereifter Erfahrung und sittlicher Würde entgegen. Er erwarb sich mittelst dieser Dichtungen den Ruf eines Moralphilosophen; wurde aber als solcher mehr im Abendlande als in seinem eigenen Vaterlande anerkannt und geachtet, wo dagegen seine lyrischen Erzeugnisse vorzugsweise zur Geltung kommen. Den Gulistan gab Gentius im Jahr 1651 zuerst in Europa in persischer und lateinischer Sprache heraus. Der deutsche Reisende und namhafte Schriftsteller Adam Olearius, eigentlich Oelschläger hatte in Persien die Landessprache erlernt, und übersetzte den Gulistan und das Bostan unter dem Titel: „Persianisches Rosenthal und Fruchtgarten“, und so wurden diese Dichtungen zur Zeit des dreissigjährigen Krieges in Europa bekannt. Sehr gelungene deutsche Uebersetzungen lieferte Graf vom Gulistan (Leipzig 1846) und vom Bosstan (Jena 1850). Dasselbe übersetzte auch Schlehta-Wserd 1853.

Aus Sandis Gulistan.

Ein Derwisch wohnte als Einsiedler in einem Winkel der Küste; ein König ging vorüber; der Derwisch — denn in der Zurückgezogenheit liegt der Besitz der Zufriedenheit — erhob seinen Kopf nicht und nahm keine Rücksicht auf ihn; der König aber — denn in der Herrschaft liegt herrisches Wesen — wurde darüber unwillig und rief: „Dieses Volk in Lumpen ist wie das Vieh.“ Der Vesir sagte zu dem Einsiedler: „Der König der Erde ist bei Dir vorbeigegangen, warum hast Du ihm keine Ehrfurcht bewiesen, und was die gute Sitte verlangt, nicht erwiesen?“ Dieser antwortete: „Sage dem Könige: Erwarte Ehrenbezeugung von Dem, der von Dir Gunstbezeugung erwartet und wisse übrigens, dass die Könige die sind, um über die Unterthanen zu wachen, nicht die Unterthanen, um den Königen den Hof zu machen.“

Der König ist der Armen Stab und Wächter,
Ist auch ihr Glück auf seine Macht gestellt,
Das Schaf ist nicht da um des Hirten willen,
Der Hirte ist zu seiner Hut bestellt.
Den Einen siehst Du heute hochbeglückt,
Des Andern Herz im Kampfe blutend zucken.
Noch wen'ge Tage, dann verzehrt der Staub
Das Hirn, in dem die eiteln Träume spuken.
Kein Unterschied ist zwischen Sklav' und König
Am Schicksalstag, den Keiner je vermieden.
Ist denn, wenn man der Todten Staub durchwühlet,
Der Reichen und der Armen Staub verschieden?

Der König fand die Worte des Derwisches wahr und sprach: „Erbitte Dir Etwas von mir.“ „Ich bitte Dich darum,“ antwortete der Derwisch, „dass Du mich nicht ferner belästigst.“ „Gieb mir einen Rath,“ sagte der König. Er sprach:

Begreife jetzt, wo Erdengut in Deiner Hand,
Dass Glück und Macht und Reichthum geht von Hand zu Hand.

Graf.

Eine treffliche Stelle aus einer Kasside.

Wenn Liebe in das Herz das Siegel eingedrückt,
Liebt tausendfacher Schmerz, den ihm die Liebe schickt.
Man kann nicht leben, ohne dass die Leute sprechen,
Nicht Rosen sammeln, ohne dass die Dornen stechen.
Was liegt an Geld und Gut, was liegt an Blut und Land?
Reicht Dir der Feind die Hand, ist alles And're Tand.
Es spricht der Feind gar Vieles hinter Deinem Rücken,
Dass er den Freund Dir raube; lass Dich nicht bestricken!
Es ist gar Manches, was der Mund der Neider spricht,
Gefalle Deinem Freund und Sorge And'res nicht.
Sag' nicht, ich gehe wie die Liebe in's Gericht,
Nach dem Geständniss kennt der Richter Lügen nicht.

Er führt heut' aus dem Port von Deinen Liebesgnaden
Ein Schiff in's off'ne Meer, mit Gütern schwer beladen.
Wer Herz und Aug' nicht schirmt mit treuer Liebe Schild,
Der ist auf weisser Wand ein angemaltes Bild.
Du sollst mich nicht für gut und nicht für weise halten,
Es trau'n Vernünft'ge nicht den Schmerzenlosen, Kalten.
Wer sagt: es liebt das Obst nicht mehr das alte Weib,
Der lügt; es wird ihr nicht mehr solcher Zeitvertreib.
Zwar weit ist die Begier, allein mit leeren Händen
Kann sie nicht mehr das Gold dem Freund zu Liebe spenden.
Dir, Saadi, der Du alt und ferne bist von Geld,
Dir bleibt Nichts übrig, als Entsagung von der Welt.
Ich habe mich hinausgesetzt über's Wort,
Kos', Saadi, kose zu, bring' hin und trage fort.

Hammer.

Von Anfang bis Ende des 14. Jahrhunderts eröffnete und schloss sich zugleich die Glanzperiode persischer Lyrik, wie dieselbe in Schemseddin Mohammed mit Beinamen Hafis, d. i., die Glaubenssonne, der Preiswürdige“, hervortrat. Er lebte fast dieses ganze Jahrhundert hindurch in Schiras, seinem Geburtsorte, in dessen Nähe sein Grabmal noch gegenwärtig fromme Moslems häufig besuchen. Er hatte sich, wie dies bei den gelehrten Mohammedanern Sitte ist, zugleich der Theologie und der Rechtskunde gewidmet, und lebte dann als Derwisch in freiwilliger Armuth unter der Dynastie der Mosafferiden, deren Lobredner er war in der oben genannten Stadt. Als der Eroberer Timur im Jahr 1388 nach Schires kam, behandelte er den Dichter mit grosser Aufmerksamkeit. Er starb 1389, nach Andern 1391 oder 1394, zu Mosella, einer Vorstadt seines Geburtsortes.

Nach seinem Tode erst wurden seine Oden und Elegien in einen „Divan“ gesammelt, welcher viele Ausleger gefunden hat, und in der Ursprache vollständig gedruckt zu Kalkutta im Jahr 1791 erschien. Er ward von Joseph von Hammer 1813 in drei Bänden, später auch von Daumer, der sich ganz offen als einen Anhänger Mohammeds erklärte, ins Deutsche trefflich übersetzt. Jenes Dichters überreiche Phantasie, sein tiefführendes Herz und sein klarer Geist haben eine Liederwelt geschaffen, welche von Anmuth, Lieblichkeit und heiterm Witz überströmend, und das Menschenleben im frohen Genusse irdischen Daseins darstellend, einen schroffen Gegensatz zu einer starren und kalten Rechtgläubigkeit

bilden, indem er in seinen Dichtungen, denen oft ein mystischer Sinn zu Grunde liegt, Wein, Liebe und Lebensgenuss besingt, und so gegen Buchstabendienst, Werkheiligkeit und pfäffische Muckerei ankämpft, so dass wir in dem Sänger von Schiras eine der merkwürdigsten Erscheinungen der Culturgeschichte erkennen müssen. Aus seinem „Divan“, welcher zu den glänzendsten lyrischen Offenbarungen der Weltliteratur gehört, entnehmen wir einige Lieder:

Der tadellose, grosse Herr
Des ewigen Weltenbaues
Schloss uns're Seele fest hinein
In dieses irdische Haus.

Und nimmermehr, so sehr Du Dich
Entlebest und entleibst,
Entringst Du Dich, entschwingst Du Dich
Aus seinem Bau hinaus.

So Sorge denn um Sünde nicht
Und nicht um Ketzerei,
Wenn es in Dir, wenn Du in ihm
Lebendig und zu Haus.

Die wahre Sünde, glaube mir,
Die wahre Ketzerei,
Ist finsterer Entsagungen
Liebloser Leichengraus.

Daumer.

Es eilt die Ros' aus ihrem Nichts
In's wundervolle Sein zu treten,
Und die Viole neigt sich ihr,
Sie tief in Ehrfurcht anzubeten.

Komm', trink ein Gläschen Morgenwein
Bei Tamburin und Lautenklänge
Und hüte Dich, des Seins Genuss
Bis auf das Ende zu verspäten.

Erhasche Dir ein holdes Kind,
Versuch' ein Küsschen zu erschmeicheln!
Nicht eine taube Hülse werth
Ist all' Dein Fasten, all' Dein Beten.

Bekehre Dich zum Feuertdienst!
Denn flammenheiss ist Lieb' und Leben,
Und Leichenhauch und Schauderfrost
Durchweh'n die Zelle des Asceten,

Nicht hör' auf abgedroschenen
Legendenkram und fromme Lügen;
Hör' auf des Lenzes Unterricht,
Des ewig jungen Urpropheten!

Er weht — o öffne Deine Brust
Dem einzig ächten Duft des Heiles! —
Der Liebe Geist, der Liebe Lust
Von Myriaden Blumenbeeten.

Daumer

Bezähme die Begier, so ist es wohlgethan;
Leb' als ein Engel schier, so ist es wohlgethan.
Doch weiss ich einen Rath, der ist noch köstlicher:
Verkaufe Dein Brevier, so ist es wohlgethan.
Bei Weinpokal und Flötenhauch und Tamburin
Aufschlage Dein Quartier, so ist es wohlgethan.
In offnem Aufruhr wider alle Heuchelei
Aufstelle Dein Panier, so ist es wohlgethan.
Es bete fromm der Eine da, der And're dort
Und denke: „bet' ich hier, so ist es wohlgethan.“
Knie'n wir in Andacht vor geliebtem Angesicht,
Vor schönem Auge wir, so ist es wohlgethan. —
Nein, denke nicht: Behndl' ich ihn in frostiger,
Unfreundlicher Manier, so ist es wohlgethan!
Preiswürdig ist die Milde nur, so ist es wohlgethan.

Daumer.

Schenke, bring' den Quell der Jugend,
Zween Pokale bring' in Eile,
Voll von reinem Rebenblute,
Das den Schmerz der Liebe heile!

Bringe, was dem alten Zecher,
Was dem jungen schaffet Wonne!
Wein ist Sonne, Mond ist Becher,
Bring' im halben Mond die Sonne!

Die Vernunft ist widerspenstig,
Ihrem Nacken bringe Schlingen!
Nasses Feuer sollst du schlagen,
Feuerwasser sollst du bringen!

Gib' dem Trunk'nen Wein und gänzlich
Werd' ein Lump ich und ein Prasser!
Mag die Rose sich entfernen,
Reiner Wein ist Rosenwasser!

Wenn die Lieder auch verhallen,
Bringe mir ein Glas und klinge!
Klage nicht um Nachtigallen,
Barbiton und Geige bringe!

Gieb den Schlaftrunk, denn im Schlafe
Wird mir ihr Genuss zu Theile!
Sei es Tugend oder Laster,
Gieb mir vollgemessen, eile!

Platen.

Seit dem 15. Jahrhundert, als Ismael, ein religiöser Schwärmer aus dem Geschlechte der Sofis, den Schiiden, einer mohamedischen Sekte angehörend, sich den Titel Schah beilegte, das persische Reich eroberte und so das neueste gründete mit der Hauptstadt Ispahan, sehen wir das Perserthum nach und nach von seiner Höhe herabsinken. Die persische Literatur kann nicht unpassend eine Schwester der arabischen genannt werden. Ihren Höhepunkt hatte sie mit dem Lyriker Hofis erreicht, und es folgte nun ein allmäliger Verfall des schönen Schriftthums. Indess gab es noch mehrere hochbegabte und fruchtbare Dichter, die aber ohne Ausnahme den frühern grossen Epikern, Mystikern und Lyrikern nachahmten und ihrer Schreibart nur mehr Correctheit und Glätte verliehen. Wir nennen hier zunächst Maulana Dschami, so beigenannt von seiner Heimath Dscham in der Provinz Khorasan. Als er 1492 starb, war die ganze Stadt in Trauer und der Sultan liess ihm auf öffentliche Kosten ein glänzendes Leichenbegängniss bereiten. Er war einer der fruchtbarsten persischen Schriftsteller; denn er hinterliess über 40 Werke theologischen, mystischen und politischen Inhalts. Sieben seiner vorzüglichsten epischen und didaktischen Dichtungen vereinigte er unter dem Titel: „Die sieben Sterne des grossen Bären.“ Dahin gehören: „Jusuf und Zuleiha“, welchen biblischen Rest er romantisch bearbeitete; es gilt als eines der poetisch tiefsten Werke der persischen Sprache, und ist von Rosenzweig im Original mit deutscher Uebersetzung (Wien 1824) herausgegeben worden; ferner das anmuthige Gedicht „Medschnun und Leila“; „Subhat ul Abhar“, d. i. „der Rosenkranz der Gerechten“, ein moralisch didaktisches Gedicht, dem ähnlich ist „Tohsat ul Ahrar“ d. i. „Geschenk des Edeln“, sodann ein allegorisches Epos: „Salaman und Absal“; die beiden

romantischen Epopäen: „Chossan und Schirin“ und das „Buch von den Thaten Alexanders“. Zu der Dichtung „Jusuf und Suleicha“ fügte er später, dem Dichter Saadi nachahmend „Beharistan“, d. i. „Frühlingsgarten“, eine Sammlung von Anekdoten, Sittensprüchen, Biographien u. A. in Prosa und in Versen, persisch und deutsch von Schlechta Wssehrd (Wien 1846). Das berühmteste seiner prosaischen Werke ist seine Geschichte des Mysticismus: „Nassahatulins“ d. i. „Der Hauch der Menschheit“, welches nebst einer systematischen Darstellung der Lehren des Sufismus, das Leben von mehreren hundert berühmten Sufis enthält. Aus seinem „Diwan“ oder Sammlung lyrischer Gedichte, hat Rückert reiche Auszüge in der „Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes“ mitgetheilt. Auch Dschami's Briefe sind sehr geschätzt, und von seinen Liedern hat Wickerhauser eine Anzahl unter dem Titel übertragen: „Liebe, Wein und Mancherlei“ (Leipzig 1855).

Dschami's Schwestersonn Hatifi vertrat die romantische Richtung in würdiger Weise, während der Dichter Feisi, welcher am Hofe des Grossmoguls Akbar lebte, im Jahr 1605 starb und in halbindischem Geiste mittelst eines mystisch-philosophisch-lyrischen Gedichtes unter dem Titel „Serre“, d. i. Sonnenstäubchen, seine Leser auf die alte Lichtreligion Persiens zurückführte; auch hat er die altindische Erzählung von „Nala und Damayanti“ in einem kunstvollen Epos bearbeitet. Hammer betrachtet letztgenannten Dichter mehr als einen, der in Indien geboren, daselbst gelebt und erzogen wurde, weil auf keinen persischen Dichter Indiens Klima, Sitte, Philosophie und Mystik so sichtbar eingewirkt haben.

Wie schon in früherer Zeit, erzeugte die persische Literatur auch noch später vornehmlich in Fabel-, Märchen- und Novellensammlungen einen grossen Reichthum. Unter diesen heben wir besonders als ausgezeichnet hervor die „Anwarisoheili“, d. i. die „kanopischen Lichter“, jene berühmte persische Bearbeitung der Fabeln Bidpois mit allem Zauber der persischen Sprache dargestellt, sodann der von Dschuwaini verfasste „Nagaristan“ d. i. „Bildersaal“, ferner Baktijarname, d. i. „Buch vom Prinzen Baktija“ und endlich „Tutinameh“, d. i.

das „Papageienbuch“ — deutsch von Iken, erläutert von Kostgarten 1822 — worin ein Papagei die Hauptrolle spielt.

Es folgen nun einige Stellen aus den hier angeführten Dichtern.

Dschami.

Der Prophet und das alte Weib.

(Aus dem Rosenkranz des Gerechten.)

Ein altes Weib sprach zu dem Propheten:

Sei mir gesegnet mit Gebeten!

Am jüngsten Tage, wo das Paradies

Geschmückt wird mit goldnem Kies,

Zum Freudensitze hoch und rein,

Geh'n alte Weiber, wie ich, ein?

„Behüte Gott, dass Edens Garten

Der alten Weiber sollte warten!

Nur junge Schönen blühen drin,

Mit Knospenmund und Silberkinn.“

Als dies das alte Weib vernahm,

Der Schmerz die Sprache ihr benahm;

Dann fing sie an ein lautes Stöhnen

In wehmuthsvollen Klagetönen,

Und fröhlich sagt ihr der Prophet:

„Damals kein altes Weib besteht,

Sie werden alle wieder jung

Durch Paradiesesreinigung

Und mit der Jugend kehrt zurück

Der Hoffnung und der Liebe Glück.“

Hammer.

Aus dem „Anwori soheili“

Ist einer Welt Besitz für dich zerronnen,

Sei nicht im Leid darüber — es ist Nichts!

Und hast du einer Welt Besitz gewonnen,

Sei nicht erfreut darüber — es ist Nichts!

Vorüber geh'n die Schmerzen und die Wonnen,

Geh' an der Welt vorüber — es ist Nichts!

Graf.

Vom Stillschweigen.

Der Punkt des Worts ruht auf der Zunge,

Woraus entstehet grosser Schaden.

— — — — —

Eröffne mit Vernunft den Mund,

Wenn nicht so bleibe lieber stumm,

— — — — —

O Wackrer, spar' unütze Worte,
Dass Du nicht deinen Werth verlierst.

Hammer.

Aus Jusuf und Suleicha.

Suleicha hält von dem Grossvezir Asis geleitet, ihren Einzug in Aegyptens
Hauptstadt.

Früh, als das sternbesäete Firmament,
Der Nacht hellgoldne Aufbruchstrommel schlug,
Der Rath der Sterne aus einanderging
Und sammt der Nacht sein Reisebündel schuürte;
Als schpn der goldnen Sonne Strahlenglanz
Wie Papagei- und Pfauenschweif erschien,
Kommt der Asis im Königsprunk und setzt
Den Mond vom Zelte auf die Sänfte hin,
Die Reiter vorne, hinten links und rechts,
Stellt er das Heer in schöner Ordnung auf.
Ein gold'nes Zelt am Haupt der Glücklichen
Steht Schatten bietend wie ein goldner Baum,
Und Sättelschmuck besetzt am Fuss der Bäume,
Erbietet sich zu Sitzen Glücklicher.
Baum, Schatten, Sitze, Altes wallet fort
Und in der Mitte sitzt die Selige.
Nun tönt der Freudesänger lauter Schall,
Begleitet von der Lastthiertreiber Ruf.
Der Schall der Stimmen und des Rufes Hall
Erfüllt des Himmels und der Felder Flur.
Der Pferde und der Kameele häuf'ger Tritt
Drückt Mond, Neumonde in den Sand;
Bald reisst im schnellen Lauf ein neuer Mond,
Vom Hof geformt, des Vollmonds Wangen auf,
Und bald erglänzt ein reizend voller Mond
Und tritt den Neumond in sein Nichts zurück.
Ward von des Pferdes Huf die Erde wund,
Dient ihr als Pflaster des Kameeles Fuss,
Den trunk'neu Rehen auf den Sätteln folgt
Der Rosse orgelschlagend Wiehern nach;
Den in der Anmuthssänfte Ruhenden
Der Treiber schmetternder Trompetenschall.
Es jubelten Suleicha's Skhavinnen,
Dass die Peri von Trennungsdiwe frei.
Es freuet sich Asis mit seinem Haus,
Darin als Frau den Abgott zu empfeh'n!
Suleicha nur voll Schmerzes in der Sänfte
Schwang ihre Seufzer hoch zum Himmel auf.

„Was, Schicksal! rief sie, hast Du mit mir vor?
Was raubst Du grausam meine Ruhe mir?
Ich weiss nicht, was ich dir zu Leide that,
Dass Du mich in der Qualen Abgrund warfst?
Du stahlst im Traum mein unbefang'nes Herz
Und ich erwachte nur zu gröss'rer Pein.
Die kaum gelösten Wahnsinnsbande knüpft
Nun neuerdings dein lauenhafter Sinn.
Da Du mein Herz in Splitter hast zerschlagen,
Ist's thöricht, dass bei dir ich Hilfe suchte!
Ach, konnt ich wissen, dass statt Trostes, du
von meiner Heimath mich zu trennen sannst?
Viel Unglücks-Feuermale brannten mich,
Nur wehrt Sie noch der Fremde bitt're Qual!
Wenn Seelen schmelzen dir schon Hilfe heisst,
Was soll dann erst dein Seelenschmelzen sein?
Stell' meiner Bahn des Truges Garn nicht auf,
Zerschmett're meines Gleichmuths Becher nicht!
Du sagest meinem Wunsch Erfüllung zu,
Versprichst die Ruhe meiner Seele mir:
Entzücken muss ein solch Versprechen mich,
Doch ach! ist diess wohl mein verheiss'nes Glück?“
So redete Suleicha das Schicksal an,
Das grausam sie aus ihrem Himmel stiess.
Auf einmal schallt der Wegekund'gen Ruf:
„Sieh', das ist Memphis und des Niles Strand!“
Und Tausende zu Fuss und zu Pferd
Umwimmeln froh des Stromes Blumenrand.
Pflichtschuldigst hält Aegyptens Grossvezir,
Um jene Sänfte hold zu überstreuen,
Theils güld'ne Platten, Gold- und Silberroll',
Theils Platten, angefüllt mit Gemenschmuck.
Juwelen träufeln auf Suleicha nun,
Wie auf die Rosenknospe Regen träuft.
Vor Gold und Perlen, die der Menge Hand
Laut jubelnd streut, verschwand die Sänfte ganz;
Des Lastthiers Huf betrat den Boden nicht
Auf der mit Gemmen übersäeten Bahn,
Wenn Funken sprühten unter'm Pferdes Tritt,
War's ein Rubin, der mit dem Huf sich traf.
So zogen meilenweit die Reihen fort,
Stets Schmuck verstreuend an des Niles Rand.
Voll Kaiserperlen ward der stolze Strom,
Zur Perlenmuschel jedes Fisches Ohr,
Und von dem Silber, das man reichlich streut',
Das Krokodill zum silberschupp'gen Fissh.

So ging es fort im königlichen Pomp
Und glücklich langt man im Palaste an,
Dem Erdenparadies, denn Sonn' und Mond
Erglänzen als des Estrichs Ziegel hier.
Ein Thron erhebt in dem Palaste sich,
Erhaben über aller Throne Pracht,
Den eines kunstverständ'gen Meisters Hand
Mit Gold und Perlen lastenweis bewegt.
Die Sänfte langt am gold'nen Throne an,
Auf dem Suleicha als das Kleinod prangt.
Doch unverherrscht war ihres Herzens Mal,
Sie sass in Gold, als wär's ein Flammenherd.
Ein Diadem drückt man ihr auf das Haupt,
So glänzt sie zwischen Thron und Diadem;
Doch unter dieser Königsbinde ächzt
Ihr armes Herz wie unter Bergeslast.
Zuweilen streut man auf den Scheitel ihr,
Ihr dünkt's des herben Elends Regenguss;
Von Perlen, die selbst Huris neideten,
Fiel nur der Thräne Perle ihr in's Aug'!
Wer wird auch da nach Kronen lüstern sein,
Wo man das Leben hundertmal gewagt?
Ach, wenn Verzweiflung in dem Auge perlt,
Bleibt da für andre Perlen wohl noch Raum?
Unselig Jener, dessen wundes Herz
Im Trennungsschmerze sich nach Thronen sehnt;
Hammer.

Hatifi.

Preis des Ewigen.

Das Büchlein, das die Feder schrieb,
Sei ihm, dem Ew'gen, heilig!
Es trage an der Stirn den Namen
Des Herrn, der im Himmel thront,
Des Sultans in dem Reich der Wesen
Im Obersten und Untersten,
Der siebenfach die Himmel wölbte,
Der Menschen schuf aus wenig Staub,
Der Sehenden die Augen öffnet,
Und alles Daseins Huld vertheilt.

— — — — —
Er schmückt den Himmel mit den Sternen,
Die Erde edelt er durch Menschen,
— — — — —

Er ist es, der mit Sonnenstrahlen
Die Laute Anahid's *) besaitet;

— — — — —
Er legte um der Wolken Stirne
Als Diadem den Regenbogen;
So dass aus Wolken, wie aus Muscheln,
Die reinsten Perlen sich erzeugen.
Es reget auf, die Fluth des Seins,
Vertheilt des Daseins Ehrenkleid.

— — — — —
Durch ihn allein besteht die Welt,
Er ist's, der ewig sie erhält.

Hammer.

Aus „Medschnun und Leila“.

Wie Leila und Medschnun sich in der Wüste begegnen.

Es wandert Leila wie der Mond
Von Station zu Station,
Es überwältigt Schlaf die Schöne
Und des Kameels Zaum entsank,
Die Nacht war dunkel, fern die Führer
Und sie verlor die Karawane;
Denn das Kameel verliess den Weg
Und wandte sich zur Weide hin.
So irrte sie herum in Wüsten
Und als sie aufsah, sah sie Nichts.
Die Rose war jetzt fern von Fluren,
Sie war vom Stamm und Fremden fern.
Entzügelt lief jetzt das Kameel
Nach allen Seiten in die Ferne.
Sie trieb es durch die weite Wüste,
Um die Gefährten aufzuspähen.
So ging es fort von Pfad zu Pfad,
Bis ihr Medschnun aufstiess von gäh.
Als Leile einen Menschen sah,
Verwandelt Weinen sich in Lachen.
Dies war die Wüste, wo Medschnun
Von Liebe raset als Medschnun.
Die Schöne trieb nun gegen ihn,
Rief auf ihn zu und ihn zu sich.
Medschnun war so von Schmerz verzehrt,
Dass sie, die Treue, ihn nicht kannte;
Auch sie erkannte nicht Medschnun,
Um so viel schöner war sie nun.

*) Die persische Venus, Sohre oder Anahid, als weiblicher Genius des Morgen- und Abendsterns, der mit Lyragetöne den Reigen der Sterne anführt,

Woher bist du? sprach zu ihm Leila,
Und warum bist du so verwirrt?
Verlorner! sag' mir deinen Namen
Und wenn du dich geweiht hast.
Der leidende Verliebte sprach:
O du mit Schönheit reich geschmückt!
Mein Nam' ist Kais, aber nun
Heiss' ich aus Liebeswahn Medschnun.
Als Leila dieses Wort gehört
Sie vom Kameel zur Erde fährt.
O Armer! Leila bin ich, ich!
Und deines Leidens Trost bin ich!
Medschnun, als er gehört den Namen,
Ohnmächtig fiel er gleich zusammen;
Da setzte Leila sich zu ihm,
Sie selbst aus Mitleid ausser sich,
Der Kopf, der in den Staub gefallen,
Legt sie hin zu sich auf das Knie.
Sie gab dem irren Fremdling Heimat,
Sie nahm ihn auf in ihren Schoos,
Sie wischte mit dem eig'nen Aermel
Die Thränen ab ihm von den Augen.
Als er nun wieder zu sich kam,
Hob er das Haupt vom Schooss der Freundin.
Bist du's, o Freundin, die hier sitzt,
Die mich in ihrem Schooss umfängt?
Ist dies die Wange schleierlos?
Ich fürcht', es ist nur Traum und Wahn.
Ist dier im Schlafe mein Genuss,
So ist Erwachen mein Verderben!
So sprach Medschnun den Kummer aus
Mit Worten, die das Herz zerschmelzen.
Wenn dieses ist ein leeres Bild,
Was wird aus mir, wenn es verschwindet?
Als Leila nun den Mund geöffnet,
Sprach sie die Worte zuckersüss:
„O Durst'ger! was grämst du dich,
Wenn du in Händen hältst Semsen?*)
Verbranntes Herz, betrüb' dich nicht,
Wenn dich der Himmel nun begünstigt,
Verliebter, sag' mir deinen Wunsch,
Dass ich denselben nun erfülle!
Wir geben uns allhier die Hände

*) Semsen, der Brunnen zu Mekka, der vor Hagar aufquoll, als sie ihr Kind vor Durst in der Wüste verschmachten sah.

Und treten auf den Kopf der Welt.
Wir wollen nimmermehr uns trennen,
Der ganzen Welt allhier verborgen.“
Medschnun entgegnet so das Wort
Der treuen Freundin seines Herzens:
Wenn du zu uns herab dich liessest,
So schmähte dich der Araber.
Man kann das Thor der Stadt versperren,
Doch nie des Feindes Mund verschliessen.
Weit besser ist's als diess und das,
Dass ich zur Heimat dich geleite.
Weil mir versagt ist dein Genuss,
Soll mir dein schönes Bild genügen;
Soll mir genügen meine Freundin,
Bis du einst mein bist, meine Freundin!
So trennte sich Medschnun von ihr
Und rannte in die Wüste hin.
Er ging nicht todt und nicht lebendig,
Mit hundertfach durchbohrter Brust.
Er sprach mit blut'gem Herzensgram:
Was soll ich vor ihr ferne machen!
Im Traume seh ich dich, o Freundin,
Ich Durst'ger seh' des Wassers Scheinbild;
Ich habe sie auf stets verloren,
Was soll ich machen, ich Verlorner!
Ich fing den Paradiesesvogel,
Doch böses Glück entführt in mir.
Es wünschte mich mein Arzt zu heilen,
Ach, Heilung war mir nicht bestimmt!
Mein Loos, es will, dass trocknen Mund's
Ich von dem Meere kehren soll.
Zum Lebenspuell führt mich Chiser,*)
Mir war dabei kein Trunk bestimmt.
Der Bissen fiel mir in den Mund,
Er war der Seele nicht bestimmt.

Hammer.

Aus Feisis Sonnenstäubchen.

Vierzeilen.

1.

Frühling ist's und die Welt ist voll von hunderterlei Hoffnung!
Auf den Fluren hält die Rose den Becher Dschemschid's. *)
Wasser, das jetzt im Thau von Wolken träufet zur Erde,
Ist ein Tropfen nur, welcher der Sonne entpuillt.

**) Chiser, der Hüter der Quelle des Lebens.

*) Dschemschid war ein trefflicher König von Persien, gest. 780 oder 800 v. Chr.

2.

Garten an Garten frischt jetzt die Sonne von Neuem mit Glanz auf
Und die Rosen der Flur nehmen jetzt Farbe und Duft,
Sie ist's, welche nun mit neuen Rosen die Erde erfrischt
Und das Lotosaug' öffnet des Himmels, mit Glanz.

3.

Sonnenausfluss gibt den Rosen beständiges Wohlsein
Und verleiht nach Wunsch Aesten die schmeckende Frucht.
Blick auf die Frucht und lern' aus ihrem Genusse:
Ohne Feuer und Rauch findet sich Süßigkeit doch.

4.

Sehet die Sonne, sie frischt Hyacinthen und Cedern durch Luft auf
Und von ihrem Glanz raubet die Sonne sich was.
Allen Blättern der Flur lässt sie Lichteinfluss gedeihen,
Machet die Blätter so grün, machet die Rosen so roth.

5.

Festtag ist's und Frühling, der Garten ist farbig bedeckt
Und der Rosenbusch lieget den Bäumen im Arm'.
Wenn ein Sänger, wie ich, nicht vermag die Sonne zu preisen,
Zehnzüngig schweigt freilich die Lilie dann.

6.

Frommer! die Rosen entblüh'n, du aber liegest verdorrt stets,
Immer harret dein Fuss kalt an der Schwelle der Thür.
Sonnenflur entlockt viel tausend Quellen den Felsen,
Deine Felsenbrust bleibt gefroren für stets.

7.

Frühling ist's und die Flur erschallt von den Tönen der Musik,
Manche Neuerung fängt an in den Gärten der Lenz.
In den Augen Bülbül's, die frisch aufsteht in dem Garten,
Ist die Rose die Sonn', Dornen die Strahlen davon.

8.

Herr der farbigen Flur, ist wieder der Frühling gekommen
Und die Sonne schmückt wieder von Neuem die Zeit.
Wasser versprechen nunmehr die Wolken und dieses genügt uns;
Bitteres Wasser wird süß durch der Liebenden Aug'.

Hammer.

Die Perser sind das einzige mohammedanische Volk, bei welchem die dramatische Poesie angebaut worden ist; ihre Stücke lassen sich mit den sogenannten Mystères der ältern französischen Literatur vergleichen, und sie sind reich an natürlicher, ergreifender Lyrik. Selbst Geschichtschreiber hat die neu-

persische Literatur aufzuweisen, welche sowohl die allgemeine Geschichte der mohammedanischen Staaten, als auch vornehmlich die der vielen arabischen, persischen, türkischen und mongolischen Dynastien aufzeichneten, welche nach und nach in Persien und Indien auftraten. Bis jetzt ist nur Wenig davon in Druck erschienen. Endlich bemerken wir noch, dass viele Werke des altindischen Schriftenthums in's Persische übersetzt wurden, wie die beiden grossen Epen Râmâyana und Mahâbhârata, sodann die theologischen Abhandlungen u. a.

Im 18. Jahrhundert zerfiel Persien in elf Provinzen, die sich allmählig als drei Haupttheile einigten: Iran, Afghanistan, und Beludschistan, welche noch immer von Fürsten aus dem Stamme der Sofis beherrscht werden. Die jetzt regierende Familie wird die Dynastie Kadschar nach Mohammed Ali Kahn genannt. Was nun die aus dem Parsi infolge der Einführung des Islam hervorgegangene Sprache des persischen Volkes betrifft, das so viele Stufen des geistigen Bildungsganges durchlebt, unter so verschiedenen fremden Dynastien gestanden, so wird sie als eine der schönsten, geschmackvollsten und vorzüglich für die Poesie geeignete gepriesen; zugleich sei sie äusserst einfach und gewandt gleich dem Deutschen, so dass sie die zartesten Fühlungen, wie die tiefsten Seelenzustände zum klarsten und edelsten Ausdruck zu bringen vermöge. Ausserdem dient sie auch als die allgemeine Geschäfts- und Conversationssprache in in einem grossen Theile Asiens, ähnlich wie das Französische, in Europa gilt und herrschend geworden ist. Das Neupersische hat die arabische Schrift angenommen; die gewöhnliche heisst Toalik, d. i. die hängende, von den schiefstehenden Zeilen so benannt. Der Anfang des Vaterunsers als Probe lautet also:

پدر ما که بر آسمان مَدَس باد نام تو

pederi ma ki ber asmeni, muka des bad nam tu

d. h. Vater unser, der im Himmel ist, geheiligt sei Name dein. Uebrigens hat das Neupersische viele Dialekte, wie das Kurdische an der westlichen Grenze Persiens, das Masanderani u. a., die erst in neuester Zeit bekannt geworden sind.

Die literarische Thätigkeit der neuern und neuesten Zeit ist mehr und mehr erschlaft und beruht vorzugsweise auf Märchen,

Novellen und Romanen, welche von den Dichtern verschiedenartig aufgefasst werden, um das allgemeine Interesse des Lesenden zu erregen und zu fesseln. So bearbeiten Dichter, wie unter andern Ferid Ghafer Khan, fast nur die Sagen von Hatin Ben Ubaid Ben Said, ein Werk, das für die Kenntniss des morgenländischen Zauber- und Feenwesens sehr wichtig ist. Nicht minder wurden die Sagen von dem Räuber und Minnesänger Körroglou bearbeitet, welche Wolf unter dem Titel „Abenteuer und Gesänge Körroglous“ nach der englischen Uebersetzung in die deutsche Sprache übertragen hat (1843). Ausserdem ist noch ein Gedicht „Barsumeh“ oder „Barzubuch“ zu erwähnen, ein episches Gedicht von 60,000 Beits, welches als eine Fortsetzung des Schaname von Firdusi zu betrachten ist, mit dem es zwar den Umfang, nicht aber dem tiefpoetischen Inhalt nach verglichen werden kann; es behandelt gleichfalls die altpersische Heldensage von Barzu, dem Sohne Sohrabs, und erzählt Kämpfe und Feldzüge gegen Helden, Dews u. a. Anquetilduperron, der es aus Indien mitgebracht, nennt Atai als Verfasser, welcher nach Firdusi gelebt haben soll.

Noch immer wiederholt sich in Persien die tragische Geschichte vom Tode Husseins, des Sohnes Ali's und der Fatime, in ähnlicher Weise, wie im Mittelalter die sogenannten Mysterien und Mirakelspiele dramatisch dargestellt wurden, wobei es an äusserem Glanz und Gepränge nicht fehlen mag. Jener Khalif nämlich wurde von dem ommajjadischen Khalifen Dschezid verfolgt, und sein Befehlshaber Obeidallah überfiel ihn bei Karbela, wo Hussein im Jahr 681 verdurstete. Er ist der dritte Imam der Schiiten, welche glauben, dass derselbe einst wieder auferstehen, und ihrem Glauben den Sieg verschaffen werde; daher werden noch besondere Feste für ihn veranstaltet. Auch erzählen neuere Reisende, dass gegenwärtig bei den Persern tragikomische Possen und Gauklerspiele nicht unbekannt sind. Frühzeitig bereits hatten die Perser eine Uebersetzung des Homer. Um die Metrik und Poetik machte sich schon Redschi Watwat verdient, um die Literaturgeschichte Dschami in dem Beharistan; ferner Dewlet Schah gab Nachrichten über die Dichter des bis 10. 15. Jahrhunderts, und Sam Mirsa über die des 16. Jahrhunderts, welche Lauth Ali Beg bis auf

die neuesten Zeiten fortführte. Der Koran war bereits im 15. Jahrhundert von Hosein Wais Kaschifi in's Persische übersetzt und commentirt worden. Auch Gebet- und Andachtsbücher sind meist aus dem Arabischen übersetzt. Unter den moralischen Lehrbüchern zeichnen sich besonders die sogenannten Fürstenspiegel aus.

Die gelehrten Parsen der Jetztzeit richten ihre literarischen Bestrebungen vorwiegend auf das von ihren Vorfahren überkommene Schriftenthum, um dieses nach allen Richtungen hin zu durchforschen und zu verstehen, schaffen dagegen nichts Neues. Schon früher fühlten sie sich besonders angeregt, die Schriften aus der Sassaniden, d. i. der vierten und letzten Dynastie des persischen Reichs, 226—641 n. Chr., vornehmlich aber die Uebersetzungen der heiligen Schriften zu prüfen, um dieselben auf das Leben und das Verhalten ihrer Nation in Anwendung zu bringen. Selbst die nach Indien Ausgewanderten suchten mit den Glaubensgenossen ihrer Heimat Iran in geistigem Verbande zu bleiben, wovon die brieflichen Mittheilungen über wichtige, oder dunkle Punkte ihrer Religion, welche in besondern Schriften, den „Rivaiets“ niedergelegt sind, Zeugniß geben. Diese beweisen, dass die Parsen, oder doch ein Theil derselben bis in die neueste Zeit ernstlich streben, sich nach der Lehre der Väter zu richten. Es giebt noch zwei Bücher unter dem Titel „Dabistan und Desatir, welche bereits im Jahr 1809 in Calcutta gedruckt und übersetzt worden sind; indess ist man über die Zeit ihrer Abfassung nicht gewiss. Das Erstere ist von dem mohammedanischen Gelehrten Mohsan Fani, der im 17. Jahrhundert gelebt hat. Es handelt von zwölf verschiedenen Religionen des Orients, und beginnt mit der des Hushong, welche lange Zeit vor Zoroaster in den Ländern nördlich vom Ganges geherrscht habe, — deutsch von Fr. v. Dalberg, Bamberg 1817. Das Letztere Desatir (arabisch d. i. Einrichtung, persisch Hernidsaw, d. h. Vernunftreligion) ist eine Sammlung von 16 heiligen Schriften der 15 altpersischen Propheten mit Einschluss eines Buchs von Zoroaster, in einer eigenthümlichen Sprache geschrieben, von Sassan, dem letzten jener Propheten, aus den Zeiten des Falles der Sassaniden, neupersisch übersetzt und mit einem Commentar begleitet. Bis in's 17. Jahrhundert war Desatir Hauptquelle des Parsismus, wurde dann vergessen und erst

in den neuesten Zeiten zu Ispahan wieder aufgefunden, von Molla Firuz zu Bombay 1818 in 2 Bänden herausgegeben, mit englischer Uebersetzung von Erskine. Die persische Uebersetzung erinnert hinsichtlich der Sprache an Firdusi's Schreibart in seinem Königsbuche, sie vermeidet sorgfältig arabische Wörter. Wie die Parsen von dem Avesta behaupten, dass die Sprache des Textes, nämlich das Altbaktrische die Sprache des Himmels sei, so soll auch die der Desatir die himmlische sein, die mit keiner andern in gegenwärtiger Welt Aehnlichkeit habe.

Schon Sir William Jones lernte das Erstere jener Religionsbücher bei seinem Aufenthalt in Indien kennen und äusserte, es sei eines der unterhaltendsten und belehrendsten Bücher, die man in neupersischer Sprache lesen könne. Das von Gladwin übersetzte Stück, das interessanteste von allen, gelangte bald nach Deutschland. Im Jahr 1643 erschien eine vollständige Uebersetzung von Dr. Shea und A. Troyer. Dieses Werk, eine kurze Darstellung der Religionen und Sekten, welche dem Verfasser bekannt waren, wird als sehr lehrreich bezeichnet. Die Desatir und der Dabistan weichen von den Mittheilungen über die iranische Vorzeit wesentlich ab. Sie nehmen anstatt der zwei entgegengesetzten Principien des Guten und Bösen, wie sie der ganzen im Avesta dargestellten Weltordnung zu Grunde liegen, blos Einen Gott an. Während Asura Masda im Avesta die untergeordneten Genien gleich den Menschen schafft, emaniren, wie in jenem Werke gelehrt wird, eine Reihe von Wesen aus der obersten Gottheit, und diese Emanationen sind über die Fixsterne und Planeten gesetzt, so dass ihre Zahl unendlich ist. Die Welt soll in demselben Verhältnisse zu Gott stehen, wie die Sonnenstrahlen zur Sonne. Der Avesta beschränkt die Dauer der Welt auf 12,000 Jahre, und der Verfasser des Bundehesch theilt jedem der zwölf Zeichen des Zodiacus tausend dieser Jahre zu; demnach begegnen wir bei den angeblich alten Iraniern ungeheuren Cyclen. Die Neuern weichen somit in vielen Stücken von dem Avesta ab. Der Dabistan lehrt auch, dass es zwei iranische Religionsbücher gegeben habe: den grossen und den kleinen Zend. Aus Alledem ergiebt sich, dass unter den Parsen eine Partei besteht, welche, mit der alten traditionellen Uebersetzung des Avesta unzufrieden, eine geistigere Auffassung jener alten unterzulegen bemüht ist, in-

dem sie sich dahin ausspricht, dass Ormuzd und das Licht gute Werke, Ahriman und Finsterniss böse Werke seien; Freigebigkeit sei Licht, Geiz Finsterniss; Bezähmung des Zornes ist Ormuzd, die Nachgiebigkeit gegen denselben ist Ahriman.

Es ist sehr bemerkenswerth, dass die Perser unter allen Orientalen am wenigsten fanatisch, am aufgeklärten und am geistreichsten sind, was schon daraus hervorgeht, dass sie in dem Europäer den Abkömmling und Angehörigen eines grossen Volkstammes erkennen und ehren, mit dessen Werken sie in der Neuzeit immer bekannter werden, und dieselben schätzen lernen. Darum kommt man auch den Europäern, welche in Persien reisen, oder sich daselbst aufhalten, überall höflich und zuvorkommend entgegen.

Was das streng wissenschaftliche Gebiet anbelangt, so ist es bei den Persern so gut, wie gar nicht zum Anbau gekommen, da die orientalische Literatur überhaupt mehr in der Poesie als in der Prosa zur vollsten Entwicklung und Geltung gekommen ist. Schon in den ersten Jahrhunderten des arabischen Culturanges konnte eine echt wissenschaftliche Richtung nicht hervortreten, da die Araber zu fest am Nomadenleben hielten, und sich weniger um wissenschaftliche Bildung kümmerten als die Perser, welche unter jenen die eigentlichen Träger der Literatur, infolge ihrer Erziehung in den Städten und ihres zur Speculation geeigneten Geistes, wurden. Dessenungeachtet mussten sie sich unterwerfen und zum Islam bekennen, wodurch ihnen der Weg gleichsam vorgeschrieben war, welchen ihr literarischer Bildungsgang nehmen musste, so dass sowohl die Sprache als der Inhalt ihres Schriftenthums arabische Färbung annahm, darum wir schon früher ihre Literatur als eine Schwester der arabischen bezeichneten. Somit ist fast ausschliesslich das Feld der Geschichte, deren Darstellung durch eine grosse Vorzeit bedingt war, von gelehrten Persern fleissig bearbeitet worden; denn alle persische Geschichtschreibung gründet sich auf das Schahname oder Königsbuch, weil diesem die ältesten Urkunden zu Grunde liegen, welche in der Nachfolgezeit verloren gegangen waren. Als die historische Darstellung anbahnend, kann der schon früher angeführte Dewlet Schah genannt werden, und zwar infolge seiner „Biographien persischer Dichter“, welches Werk von A. Vullers zum Theil ins

Deutsche übersetzt worden ist (1831). Schriftsteller, wie El Balami, Dschuwaini, Wassaf, Koswini u. a. gelten theils als Chronisten, theils als Historiker; indess sind uns ihre Werke noch wenig, oder gar nicht zu näherer Kenntniss gekommen, ausser Mirchond's „Geschichte der Seldschukiden,“ welche von A. Vullers im Jahre 1838 persisch und deutsch herausgegeben worden ist. Jener persische Geschichtschreiber, der 1439 geboren wurde, schrieb auch „Rudhat“ d. i. „Garten der Wonne“, sagenhafte Nachrichten von den persischen Königen und Propheten, zuerst im Auszuge erschienen in Dhvity's les états, empires, royaumes du monde 2 Bde. Auch die philosophischen Werke sind meist persischen Ursprungs, aber arabisch geschrieben, einige in beiden Sprachen. Ihre frühzeitige Kenntniss der griechischen Philosophen, namentlich des Plato und Aristoteles hatte unverkennbar einen grossen Einfluss hierbei ausgeübt. Selbst die mathematischen Wissenschaften wurden von den Persern bearbeitet, obschon sie Euklid und Ptolomäus kennen gelernt, und deren Schriften übersetzt hatten. Die Astronomie wurde gleichfalls von ihnen betrieben, worin sich bekanntlich die Araber schon ausgezeichnet hatten.

Wie wir früher gesehen haben, dass aus dem Sanskrit verschiedene Töchter Sprachen hervorgingen, so verhielt es sich auch mit dem Iranischen. Die Sprache der Afghanen, eines kräftigen Volkes, Puschtu oder Pukhtu nach den beiden Hauptdialekten, dem östlichen und westlichen genannt, hat ungeachtet ihres Verfalles, vorzüglich in den Lautverhältnissen, doch besondere Eigenschaften der iranischen Sprachfamilie, zu welcher sie gehört, bewahrt. In neuerer Zeit hat sie infolge des Verkehrs mit Indien, neue indische Wörter, und durch religiöse Berührung sogar arabische aufgenommen. Da nun die Gebildeten auch das Persische verstehen und lesen, haben sich gleichfalls persische Wörter eingeschlichen. Indess könnte schon die treue Ueberlieferung einer dem Propheten Mohammed beigelegte Behauptung, das Puschtu sei die Sprache der Hölle für die Theilnahmlosigkeit der Afghanen an aller literarischer Thätigkeit zeugen. Wie überhaupt die Afghanen erst sehr spät in die Geschichte klar erkennbar eintreten, obgleich vermuthlich identisch sind mit den Paktyern des Herodot, so finden sich ihre schriftlichen Versuche auch

erst später und nur in Anlehnung an persische Vorbilder, theils in Behandlung romantisch-epischer, theils auch lyrischer, besonders mystischer Stoffe. Als einer der frühesten Dichter wird Abdurrahman, aus dem District von Pischawer, ein gelehrter Sofi genannt. Noch nennen wir Mirza-Khan Anssari, der in der ersten Hälfte des 17. Jahrhundert dichtete. Historische und religiöse Aufzeichnungen giebt es viele, doch geht keine dieser Schriften über das 15. Jahrhundert zurück.

Wir wenden uns nun der armenischen Sprache und Literatur zu, welche, ehe das Christenthum in Armenien eingeführt wurde, zu der assyrischen und medopersischen Culturrichtung gehörte. Die Armenier wohnten ursprünglich am Wansee in Westasien, und haben viel Aehnliches mit den Israeliten; auch sind sie mit vielen Talenten ausgestattet. Das Armenische, eine alte Hauptsprache, stammt von der iranischen Gruppe des indogermanischen Volkes, wie aus ihrem ganzen Baue hervorgeht und die neuesten Forschungen dathun, indem armenische Schriftsteller aussagen, dass die Religion der alten Armenier im Allgemeinen dieselbe war, wie die in Iran herrschende; denn in Armenien und Kappadocien war Sprache und Religion aufs innigste mit den westiranischen Stämmen verbunden. Im Alterthum wurde diese Sprache, welche dem gebildeten Ohr ziemlich rauh klingt, am besten in der Provinz Ararat gesprochen. Sie zeigt viele Berührungspunkte mit Finnischen und andern Sprachen Asiens. Was das Schriftenthum der Armenier anbelangt, so werden aus der vorchristlichen Zeit nur einige alte Lieder als erhalten angeführt, und mehrere Schriftsteller aus jener Zeit genannt, wie: Mar-Abbas Katina als Geschichtschreiber, Lerubna aus Edessa, Ughyp, Bardenases u. A. Diese jedoch haben nicht in armenischer, sondern in syrischer, persischer und griechischer Sprache geschrieben. Gregor Lusaworitsch, d. i. Gregor der Erleuchter, wird um 300 der Apostel der Armenier genannt, und ist zugleich der erste armenische Schriftsteller. Nach Einführung des Christenthums zeigte sich bald eine grosse Vorliebe für griechische Sprache und Literatur, und viele griechische und syrische Werke wurden in das Armenische übertragen. Um 409—10 n. Chr. führte Mesrob

eine eigene Schrift ein. Es hat sich zwar aus Nachforschungen ergeben, dass die Armenier schon in sehr früher Zeit ein Alphabet besaßen, das aus dem semitischen entlehnt war und aus 22 Buchstaben bestand, aber allmählich in Vergessenheit kam, weil es nicht mehr zweckmässig erschien. Ausser dem bereits erwähnten Gregor, dessen Homilien (Venedig 1838) noch erhalten sind, nennen wir aus der ersten Zeit noch Agathangelos, Secretär des Königs Terdat, der eine Geschichte der Bekehrung dieses Königs und der Leiden Gregors niederschrieb, die in griechischer und armenischer Sprache vorhanden ist (Venedig 1843), ferner Jacobus, Bischof von Nisibis, mit dem Beinamen Zgon, d. i. der Weise, welcher 18 Homilien dogmatischen und moralischen Inhalts hinterlassen hat, endlich Phostos (Faustus) von Byzanz, der das Geschichtswerk des Agathangelos bis 390 fortgesetzt hat.

Im 5. Jahrhundert erreichte die armenische Literatur ihren Glanzpunkt. Sahak, mit dem Beinamen des Grossen, der Katholikos von Armenien, und dessen treuer Mitarbeiter, der bereits erwähnte Mesrob, gelten mit ihren zahlreichen Schülern als Muster der Classicität. Beide gehören zum Theil noch dem 4. Jahrhundert an; allein erst mit dem 5. beginnt ihre literarische Thätigkeit. Das Hauptergebniss derselben war seit 411 die Uebersetzung der Bibel aus dem Griechischen. Ausserdem sind von ihnen noch Briefe, Hymnen und Werke über den Cultus vorhanden. Unter ihren zahlreichen Schülern führen wir nur die bedeutendsten an: Davith mit dem Beinamen Anhaghth, d. i. der Unbesiegbare, welcher in der Mitte des 5. Jahrhunderts in Athen Philosophie studirte, sich aus Platon und Aristoteles ein beliebtes System bildete, und viele Schriften aus dem Griechischen ins Armenische übersetzte; Ghazar (Lazar) von Pharp, von welchem ein Geschichtswerk über die Zeit von 388—485 auf uns gekommen ist; der berühmteste aber unter allen Schülern Mesrob's ist Moses von Khorene (gest. 487) der bedeutendste und interessanteste Historiker seiner Nation, unter dessen oft gedruckten Werken (zusammen, Venedig 1841), ausser einer Rhetorik und einigen kleineren Schriften, besonders die Armenische Chronik von Hayk, dem angeblichen Stammvater der Armenier, bis 441, sowie eine Geographie äusserst wichtig sind. Die Armenier nämlich selbst nennen sich Hajk und ihr Land

Hajastan. Als aber die persischen Könige jede Verbindung mit den Griechen aufs strengste verboten, so dass kein Armenier mehr, wie früher in Athen, Konstantinopel und Alexandrien studiren durfte, begann der Verfall der armenischen Literatur. Die wenigen Schriften aus dieser Zeit sind nicht zum Druck gelangt. Aus dem 9. Jahrhundert nennen wir die Geschichtsschreiber Johannes VI. Katholikos, dessen Geschichtswerk von der Sündfluth bis 925, dem Todesjahr des Verfassers reicht, und Thomas Ardzeruni, der eine Geschichte der Fürsten der Ardzerunier verfasste, die jedoch zugleich allgemeine Weltgeschichte ist, bis 936 reicht und später bis 1226 fortgeführt wurde. Der gefeiertste Schriftsteller des 10. Jahrhunderts ist Grigor Narekensis (gest. 1003), dessen zahlreiche theologische Werke (Venedig 1827) von Gabriel Aretikhean commentirt wurden.

Mit dem Sturze der Dynastie der Bagratiden, d. i. seit dem 11. und 12. Jahrhundert, verfiel das armenische Schriftenthum mehr und mehr, und mit demselben natürlich auch die Sprache, so dass am Schlusse des 14. Jahrhunderts die eigentliche Blüthezeit vorüber war. Die meisten Werke der Nachfolgezeit gehören der Theologie und Geschichtsschreibung an. Im 15. Jahrhundert verfasste Thomas von Medzoph eine Geschichte Timur's, und im 17. Jahrhundert Arrakhel von Tabris eine Geschichte seiner Zeit von 1601—62 (Amsterdam 1669). In Werken der Poesie findet sich in der armenischen Literatur nichts Bedeutendes vor. Ausser den Hymnen der armenischen Kirche sind nur die Gedichte des Nerses Klajensis (Venedig 1830) zu nennen, unter denen sich eine Elegie über die Einnahme von Edessa auszeichnet (Paris 1828). Andere Dichter sind Pedros Gedadards und Nerses Lambrensis. Erwähnung verdienen noch die Fabeln des Mechitar Kosch (Venedig 1790) und des Wardan (armenisch und französisch, Paris 1825), beide aus dem 13. Jahrhundert.

Die alte classische Sprache war seit dem 14. Jahrhundert fast ganz verdrängt worden, so dass sich zuletzt die armenische Vulgärsprache bildete, welche sich zur classischen wie die neugriechische zur altgriechischen verhält. Darauf bildeten sich auch verschiedene Dialekte in der armenischen Vulgär-

sprache, und nur schwer wurde später ein gegenseitiges Verständniss ermöglicht. Es lassen sich im Allgemeinen zwei Dialekte unterscheiden: ein westlicher, welcher fast alle Provinzen des türkischen Reiches umfasst und ein östlicher, welcher in Armenien, Persien und Indien gesprochen wird. Eine armenische Grammatik erschien von Petermann, Berlin 1837.

Wohin sich auch die Armenier, deren Lieblingsgeschäft der Handel geworden ist, zerstreut und hier und da nationalisirt haben, überall legten sie Druckereien an, und schon am Schlusse des 17. Jahrhunderts hatte die armenische Nation ihr Neues Testament in Amsterdam drucken lassen, und 1817 ist dasselbe von der russischen Bibelgesellschaft gedruckt worden; in neuerer Zeit hat auch die britische ein solches veröffentlicht. Und so kennt man armenische Drucke aus Venedig, Livorno, Moskau, Astrachan, Konstantinopel, Smyrna, Tiflis, Petersburg, Madras, Calcutta, und andern Städten, ein sprechender Beweis, welche regsame Theilnahme die Armenier stets in ihrer vaterländischen Literatur bewahrt haben. In mehreren der genannten Städte sind in den letzten Jahrzehnten auch armenische Zeitungen und Zeitschriften entstanden. Nicht unerwähnt können wir schliesslich die Mechitoristen, eine Congregation armenischer Christen, auf der Insel San-Lazaro bei Venedig lassen. Sie wurde im Jahr 1701 von dem Armenier Mechitar, der daselbst 1749 starb, zu dem Zweck gestiftet, das armenische Volk und seine Nationalliteratur zu heben, und die Kenntniss der altarmenischen Sprache zu verbreiten. Die Mechitaristen legen die gewöhnlichen Klostersgelübde ab, und verpflichten sich dabei, nicht nur überall hinzugehen, wohin sie zum Zweck das Christenthum zu predigen geschickt werden, selbst wenn Lebensgefahr damit verbunden ist, sondern auch durch den Druck von Werken der armenischen Literatur auf die Bildung ihrer Nation einzuwirken, und sie von den mohammedanischen Einflüssen zu befreien. Die Ausgaben der Mechitaristen sind die correctesten und besten der armenischen Schriftsteller; auch erscheint in San-Lazaro eine Zeitung, welche in der Levante viel gelesen wird. Seit 1811 besteht in Wien ein Mechitaristencollegium, welches Zöglinge heranbildet, seine litera-

rische Thätigkeit aber besonders auf Deutschland beschränkt, und dieses mit Büchern zur Verbreitung der römischen Kirchenlehre versieht. Hier haben sie eine eigne Buchhandlung, deren Vertreter auch die Leipziger Ostermesse besuchten. In Frankreich haben sie ebenfalls einen Verein gestiftet. 1816 nahmen sie den Titel Academia an, und ernannten sogar Altkatholiken als Ehrenmitglieder. Vergl. Neumann: Geschichte der armenischen Literatur, Leipzig 1836.

Die Sprache der Beludschen, Bewohner von Beludschistan, dem Gedrosien der Alten, zum Theil von Afghanistan und andern benachbarten Provinzen hat neuerdings der berühmte Sprachforscher Christian Lassen untersucht. Jenes Land ist erst seit 1739 als südöstliches Fürstenthum des Hochlandes Iran unter jenem Namen unter die asiatischen Staaten aufgenommen worden. Die eigentlichen Beludschen theilen sich in eine grosse Anzahl von Stämmen, sind von schönem Körperbau, lebhaft, haben Sinn für Poesie, sind sunnitischer Religion, gastfrei und wohnen theils in Filzzelten, theils in Dörfern. Lassen hat gefunden, dass ihre Sprache zum Theil dem iranischen Idiom angehört; indess hat sie sich weder aus sich selbst zur Schriftsprache entwickelt, noch ist sie in eine rege Wechselwirkung in Bezug auf die allgemeine Literatursprache Irans zur Neupersischen getreten. Sie ist daher als ein Gebirgsdialekt zu betrachten, der sich in manchen Beziehungen ziemlich weit von der gewöhnlichen Schriftsprache entfernt, so dass sie hierin ebenso sehr auf Einer Stufe mit dem Kurdischen und Afghanischen steht, als auch darin, dass sie wie diese trotzdem die Grundeigenthümlichkeit des iranischen Stammes treu bewahrt hat. Während der formelle Theil durchweg iranisch ist, hat der Wörterschatz fremde Bestandtheile aus dem Arabischen und Indischen herübergenommen; dem Arabischen gehören vorzüglich Wörter aus dem Bereiche des Religiösen an, die mit dem Islam in die Sprache eingedrungen sind, indess die indischen Wörter mehr dem Lebensverkehr und der häuslichen Einrichtung angehören.

Sehr abweichend dagegen erscheint die Sprache der Brusi, eines Volksstammes im Südwesten des iranischen Ländergebietes; sie wohnen mitten unter den Beludschen und werden

als ein von diesen sehr verschiedenes Volk geschildert. Ihre Sprache ist ganz eigenthümlich, und ebensowenig mit der iranischen, als dem nordindischen Idiome verwandt. Es lässt sich nur so viel von derselben als gewiss sagen, dass sie irgendwo im Gebiet des Achämonidenreiches gesprochen wurde, indem sich ihr eigentliches Vaterland noch nicht bestimmen lässt. Die Brahui, welche ebenfalls in viele Stämme getheilt sind, sprechen eine dem Pandschabi, einem indischen Dialekte, verwandte Sprache. Von den Beludschen sind die Lamri sehr verschieden; denn sie gleichen in der Gesichtsbildung mehr den Radschputen und Dschad und haben eine dem Sindi ähnliche Sprache. In Kohistan und Dehwar oder Dehkan leben auch Kurden als Hirten, welche Ackerbau in der Umgegend von Kelat treiben, und eine rein persische Sprache sprechen.

Der Anfang des Vaterunsers lautet im Beludschischen: ho min dshantâ nindagâni mâyanrâ pit, schemârâ nâm pahak bîtagî, d. h. o im Himmel seiend unser Vater, dein Name rein sei.

Die Sprache der kaukasischen Bergvölker.

Schliesslich bleibt uns noch übrig, die sprachliche und literarische Richtung der kaukasischen Bergvölker in Betrachtung zu ziehen. Was den Kaukasus selbst anbelangt: der 4½ Millionen Bewohner zählt, so wird derselbe zu den merkwürdigsten Hochgebirgen der Erde gerechnet. Auf der Grenze des nordöstlichen Europas erhebt er sich zwischen dem Schwarzen und Kaspischen Meere als der natürliche Grenzwall zwischen Europa und Asien, und erscheint aus der Entfernung gesehen, wie eine riesige, ununterbrochene Gebirgsmauer; von allen Seiten aber imposant und majestätisch. Infolge der äusserst verschiedenen und zahlreichen Völker, welche denselben bewohnen, ist er als ein wahres „Babylon der Sprachmischung“ bezeichnet worden, ja er soll in dieser Beziehung die kleine Krim übertreffen, woselbst sich vor dem letzten Kriege 1852 über siebenzehn Völ-

kerschaften vorhanden. Die Bewohner des kaukasischen Hochlandes hat man in acht Völker- und Sprachfamilien eingetheilt, von welcher wir nur die sprachlich und literarisch hervorragendste, die Georgische, etwas näher betrachten. Die Georgier, welche in ihrem alten Wohnsitze Grusia geblieben, heissen auch Grusianer. Die Alten nannten ihr Land Iberien, den Hauptbestandtheil Transkaukasien, daher wir sie auch unter dem Namen Iberier finden. Die Georgier sind wegen ihrer Schönheit und Gastfreundschaft bekannt. Ihre Sprache gehört dem grammatischen Baue nach dem indogermanischen Sprachstamme an; auch Bopp rechnet wenigstens die iberische Familie zu jenem Stamme, und der jüngere Rosen, ein gründlicher Kenner derselben, spricht stets von dem indogermanischen Wesen der kaukasischen Sprachen; es geht auch durch die bekannteren kaukasischen Idiome eine lautliche, wie formelle grammatische Aehnlichkeit, so verschieden sie auch materiell sind. Die georgische Sprache hat zwar einen etwas harten und rauhen Klang; ist aber regelmässig und kraftvoll. Das jetzige Alphabet von 40 Buchstaben erhielt sie bereits im 3. Jahrhundert unter dem König Pharnavas, indess bedient man sich, namentlich in kirchlichen Schriften, eines andern Alphabets Khutzuri genannt, welches aus eckigen, von jenem zum Theil ganz abweichenden Zeichen besteht. Sie hat keinen Artikel, ähnlich der lateinischen Sprache, aber zumeist die gewöhnlichen Redetheile, von welchen der schwierigste die Conjugation ist, da es deren acht giebt. Sie macht mit den Sprachen der Suanen, Lazen oder Lasen und Mingrelen einen durchweg eigenen, den sogenannten Iberischen Sprachstamm aus, während andere Bergvölker, wie die Tuschen, Pschawen und Chewsuren sehr abweichende Dialekte von der alten Sprache der Grusianer reden. Alle diese Sprachen sind rauh und consonantenhäufend; im Abchasischen und Tscherkessischen scheint die Unlieblichkeit des Lautes ihren Gipfelpunkt erreicht zu haben.

Der Anfang des Vateruncers lautet in georgischer Sprache: Mamao tschweno, romeli char tzata schina tzminda, ickawn sacheli scheni, d. h. Vater unser, welcher bist Himmel in, heilig sei Name dein. — Eine so grammatisch durchgebildete Sprache, wie die georgische, lässt auch auf ein geistig hochstehendes Volk, so-

wie eine nicht unbedeutende Literatur schliessen. Diese begann erst nach der Einführung des Christenthums, und bestand anfangs in Uebersetzungen der Kirchenväter und der Bibel, welche unter der Leitung des Prinzen Wachucht, Sohn des Königs Wachtang V., 1743 zu Moskau aufs prächtigste herausgegeben wurde. Aehnlich wie am byzantinischen Hofe wurden die Wissenschaften an den Höfen der georgischen Fürsten nicht nur geschätzt, sondern es galt auch für ehrenvoll, sich mit der Literatur zu beschäftigen, selbst Könige, Prinzen und Prinzessinnen haben sich derselben gewidmet. Indess sind die meisten noch vorhandenen Schriftwerke erst seit dem 10. Jahrhundert verfasst worden, zu einer Zeit, als viele Gelehrte, die, aus Griechenland, der Bildungsstätte der Georgier, zurückgekehrt, Uebersetzungen veranstalteten. Noch strebsamer wurde die Literatur im 11. Jahrhundert, unter dem Könige Bagrat IV. gepflegt, wo sich besonders Giorgi Aphoni um die Reinheit der Sprache Verdienste erwarb. Joan Patrissi übersetzte einige Stücke aus Plato und Aristoteles.

Was die Poesie der Georgier betrifft, so besteht sie vorzüglich in Erzählungen, die theils in dem Geschmack der Märchen von Tausend- und Einer Nacht, theils in modernen Novellenstyle gedichtet sind. die älteste dieser Dichtgattung ist die Geschichte Tariels von Rousthwal, so berühmt unter den Georgiern, dass der König Wachtang IV. einen Commentar dazu schrieb. Andere geschätzte Dichter in dieser Dichtungsart sind Chawthal, Thamar, Sargis von Thmogwi u. A. Lyrische Gedichte übersetzte schon der bereits genannte Giorgi Aphoni aus dem Griechischen im 11. Jahrhundert. Der Patriarch Antoni veranstaltete eine Sammlung kirchlicher Gesänge. Ein scherzhaftes, in ganz Georgien beliebtes Gedicht ist „das Buch der Klugheit und List“. Von dramatischer Literatur ist nur eine Uebersetzung der Tragödie Alzira von Tschitschawadze bekannt. Im 12. Jahrhundert erschienen viel liturgische Schriften, Katechismen, Gebetbücher, Erklärungen der Bibel etc. Die Prosaliteratur blühte vorzüglich im 17. und 18. Jahrhundert. Bemerkenswerth ist das „Gesetzbuch des Königs Wachtang V.“ aus letztgenanntem Jahrhundert, welche eine Uebersetzung der Gesetze des griechischen Kaisers Leo des Tapfern enthält; dazu kamen

mehrere Gesetze armenischer Könige, und Wachtang selbst machte einige Zusätze. So wurde es das für ganz Georgien geltende Gesetzbuch, welches noch jetzt, neben den russischen Ukasen, in jenem Lande Geltung hat, und besonders von den Gebirgsvölkern als heiliges Buch geschätzt wird; auch werden nach demselben Streitigkeiten geschlichtet. Sehr reich ist die georgische Literatur an historischen Schriften. Das Hauptwerk ist Karthlis Tskhowreba, d. i. „Landesbeschreibung Karthlis“, so nämlich nennen die Eingebornen ihr Land. Dies ist eine vollständige Chronik, wie dieselbe auf Befehl des Königs Wachtang V. zu Anfang des 18. Jahrhunderts aus den Annalen und Klosterarchiven Mzchetha und Gelathi zusammengesetzt worden ist. Auch an grammatischen Schriften fehlt es nicht in der georgischen Literatur. Die älteste Grammatik ist von dem Philosophen Joan Petritsi, die aber in Georgien nicht mehr bekannt ist; die erste gedruckte ist die von dem Geistlichen Gajos, Kremetschung 1789. Auch an Uebersetzungen fehlt es nicht. So ist die Moral des Confucius, Bücher über Astronomie aus dem Arabischen und sogar der Telemach von Fénélon in das Georgische übersetzt worden. Indess sind die meisten georgischen Schriften noch nicht in Druck erschienen. Manuscripte finden sich, ausser im Lande selbst, vorzüglich in den Bibliotheken von Paris, Petersburg, Rom und Wien. Ein regeres Streben namentlich auf dem Gebiet der Wissenschaft, hat sich in neuerer Zeit kundzugeben begonnen, wie sich auch das Unterrichts- und Erziehungswesen unter der russischen Regierung hob, wo im Jahr 1802 die erste Schule in Tiflis eröffnet wurde. Von dieser Stadt aus bahnt sich auch in neuester Zeit ein grösserer Verkehr nach aussen hin an durch Anlegung von Eisenbahnen. Die Bahnstrecke von Poti bis Tiflis, der Hauptstadt der ganzen Provinz Grusien, ist seit 1872 schon vollendet und eine solche nach Baku am Kaspi projectirt, so dass in nicht langer Zeit der Kaukasus mit Eisenbahnen umgürtet werden wird.

Wir verweisen hier auf die Schriften des namhaften Orientalisten und gründlichsten Kenner der Sprache, Literatur und Geschichte Georgiens, nämlich Marie Félicité Brosset's, der die Uebersetzung einer georgischen Chronik (Paris 1831) und eine georgische Grammatik (Paris 1837) veröffentlicht hat, und ausser-

dem: Rapport sur un voyage archéologique dans la Géorgie et dans l'Arménie exécuté en 1847—48 (Pétersbourg 1850—51) ferner die Histoire ancienne de la Géorgie (2 Bde., Petersb. 1849) Additions (1851) und die Histoire moderne de la Géorgie, Pétersb. 1854—57.

Mehr sprachlich als literarisch erwähnenswerth ist die ossetische Sprache. Die Osseten oder Ossen, ein körperlich schönes und geistig begabtes Volk, sind den Russen unterworfen; sie bekennen sich gegenwärtig zum Islam; der aber mit Christlichem und Heidnischem stark gemischt ist. Sie wohnen auf den nördlichen Abhängen des mittlern Kaukasus. Ihre Sprache ist die iranische, demnach mit der persischen verwandt, welche inselartig von dem ganzen übrigen iranischen Sprachgebiete abgetrennt erscheint. Der Anfang des Vaterunsers im Ossetischen lautet: fid mach, kchazi de wol arwi, sihdag wond nom daw, d. h. Vater unser, welcher bist im Himmel, heilig sei Name dein. — Es lassen sich zwei Mundarten unterscheiden, nämlich die Mundart der Digorzen, 8000 an der Zahl, die digorische und die der Tagauren, gegen 1000 an der Zahl, die tagaurische. In neuerer Zeit haben die ossetische Sprache Rosen, Sjögren, Bopp, Schiefner und Fr. Müller wissenschaftlich behandelt. Die Sprachen der Lesghier, Bewohner des Landes Lesghistan, bei den Georgiern, Armeniern und Osseten Leki genannt, weichen oft sehr von einander ab. Jenes Land, welches den grössten Theil der Landschaft Daghestan, d. i. Bergland, ausmacht wird sowie die südwestlichen Landschaften, von vielen einzelnen Völkerstämmen bewohnt. Die Hauptsprache hier ist das Awarische mit seinen Mundarten bei den Awaren, Andi und Kabutschanern, sowie bei den Dido und Unsso. Sie ist sehr rauh, weil mit ungewöhnlichen Consonantenverbindungen und dumpfen, breit im Halse gebrochenen Vokal- und Kehllauten, wie tschi, Mensch, zza, Feuer, tschua, Fisch. — Der Anfang des Vaterunsers lautet: emen nedsher sovaldaisch bugewh, hallal bugabi dur zar, d. h. Vater unser, Himmel in seiend, heilig sei dein Name. — Andere nächstverwandte Sprachen sind das Akuscha, die Dargosprache u. a. Das Idiom des kleinen Stammes der Kubeschi ist gleichfalls ein dem Akuscha

nahestehender lesghischer Dialekt. Zweifelhaft ist noch, ob das Kürinische mit dem Tsachurischen und andern Dialekten zum lesghischen Stamme gehört. Die Sprachen der Dido und Beschit, sowie die der Uden werden nur in den Dörfern Wortaschen und Nidsch, im Gebiete von Scheki, die der Ardschi nur in dem gleichnamigen Dorfe gesprochen, und stehen, wie die von Budugh, Chinalugh, und Dschekei ganz vereinzelt; sie scheinen, wenn auch zum Theil unter sich, mit keinem der übrigen kaukasischen Stämme verwandt zu sein. Von neueren russischen Sprachforschern werden diese Sprachinseln als Ueberrest einer vorlesghischen Bevölkerung von Daghestan betrachtet.

Nur vorübergehend kann hier auf die neuere und neueste kaukasische Sprachforschung aufmerksam gemacht werden, wie solche seit Güldenstädt's Reisen durch Russland und im kaukasischen (Petersburg 1767, 2 Bd.) und Klaproth's Reisen im Kaukasus in den Jahren 1808 und 9 (2 Bd. Halle 1812—14) fortgesetzt worden sind, als G. Rosen in den Jahren 1843—45 seine vortrefflichen Arbeiten über die Sprache der Lazen, Osseten, Mingrelen, Suanen und Abchasen der Berliner Akademie vorlegte, welche dieselben in ihre Abhandlungen aufnahm, nachdem schon der vorerwähnte Güldenstädt nachgewiesen, dass das Abchasische mit dem Tscherkessischen verwandt ist, und Sjögren's Ossetische Sprachlehre 1844, erschienen war. Dieser verdiente Geschichts- und Sprachforscher hatte schon über die „finnische Sprache und ihre Literatur“ (Petersburg 1821 eine Schrift erscheinen lassen, und erlernte auf einer neuen wissenschaftlichen Reise nach dem Kaukasus bis 1838 das Tatarische, Türkische, Persische, Armenische, Georgische, Tscherkessische und Ossetische, worauf er im Jahre 1844 zum ausserordentlichen Akademiker für die Philologie und Ethnographie der finnischen und kaukasischen Völker ernannt wurde. Er starb 1855.

In neuester Zeit hat sich Schiefner durch seine Arbeit über das Awarische und über die Sprache der Uden 1862 hervorgethan. Indess wird Alles bis dahin durch Erforschung an Ort und Stelle Gewonnene an Richtigkeit, wie an sorgsamer Aufzeichnung und Verarbeitung des Materials bei weitem übertroffen

durch die Arbeiten des Barons Peter von Uslar. Er wurde 1816 auf dem väterlichen Gute Kurowo unweit Wyshnij Wolothok im Gouvernement Twer geboren, und hat sich bis zum Generalmajor der Suite des Kaisers emporgeschwungen, und auf dem Gebiet der kaukasischen Sprachforschung Bedeutendes geleistet. Er autographirt alle seine Entwürfe und lässt sie dann lithographisch, doch nur in sehr geringer Anzahl von Exemplaren abziehen; dessen ungeachtet sind sie von einem ausserordentlichen Umfange. So nimmt seine Arbeit über das Abchasische (1862) 302 lithographische Quartseiten ein. Demnächst wandte er sich dem Tschetschenzischen zu, welche Arbeit 416 Quartseiten umfasst, sodann dem Awarischen, worüber er 1866 einen Quartband von 699 Seiten niederschrieb; dem Kasikumükischen, das er die Lak-Sprache nennt, hat er über einen Quartband von 597 Seiten gewidmet; nachdem er die akusha-chaidakischen Mundarten, von welchen er die hürkilinische oder Hürkan-Mundart in einem Quartbande von 670 Seiten darstellte, behandelt hatte, ging er an die Sprache der Kürinen, welcher er im Jahre 1872 einen Quartband von 850 Seiten widmete. Gegenwärtig hat er sich das Tabesseranische zum Gegenstande seiner Untersuchungen gewählt. Sämmtliche Arbeiten sandte er zur Beurtheilung an die Petersburger Akademie ein, welche bereits im Jahre 1864 die beiden Werke über das Abchasische und das Tschetschenzische mit einem Demidow'schen Preise krönte, und ihn an Schleichers, des ausgezeichneten deutschen Sprachforschers Stelle, zum Correspondenten für Linguistik ernannte.

Da Uslar's treffliche und reichhaltige Sprachwerke in russischer Sprache geschrieben sind, so würden sie der gelehrten Welt unbekannt geblieben sein, hätten dieselben nicht in Anton Schiefner einen so tüchtigen Uebersetzer und Erklärer gefunden, der gegenwärtig als der gründlichste Kenner der grossen mongolischen turk-tatarischen, uralisch-finnischen Sprachfamilien, sowie der kaukasischen und tibetischen Sprachen gilt. Seit 1852 ist er als Mitglied in die petersburger Akademie aufgenommen, an welcher er seit 1863 auch die Stelle eines Bibliothekars bekleidet, und 1865 wurde er zum wirklichen Staatsrath befördert. Die Gebiete seiner besondern Forschungen bilden die tibetische Sprache und

Literatur, der Buddhismus in seinen verschiedenen Formen und die verschiedenen Idiome des Kaukàsus. Ausser seinen vielen sprachlichen Werken haben wir noch eine deutsche Uebersetzung des finnischen Nationalepos Kalevala (Helsingfort 1852) und eine rhythmische Bearbeitung der „Heldensagen der minussinschen Tataren“ (Petersb. 1859) hervor.

Uslars sämtliche und von Schiefner übersetzten Werke enthalten ausser Lautlehre, Flexionslehre und Syntax, auch sowohl Texte mit Uebersetzung als äusserst reichhaltige Wörterverzeichnisse u. a., so dass in denselben eine reiche Fundgrube für die kaukasische Ethnographie vorliegt. Ausser reinsprachlicher Bedeutung bieten Uslars Forschungen auch schon einige Aufzeichnungen aus dem Volksmunde, wie sich aus dem vor Kurzem von Schiefner in Text und deutscher Uebersetzung uns zugänglich gemachten Awarischen Texte (Petersb. 1873 etc.) ergibt. Wir finden darin volksthümliche Märchen und Erzählungen von sehr hohem Interesse, mögen sie immer ein sehr fremdartiges Gepräge theilweise an sich tragen, so versetzen sie den Leser doch geradezu mitten hinein in die frühere orientalische Märchen- und Zauberwelt. Was jedoch das reinsprachliche Verhältniss betrifft, in welchem die kaukasische Sprachenwelt zu den europäischen Sprachen steht, so ist diess ein noch nicht gelöstes Räthsel, welches auch bei einer so grossen Völker- und Sprachverschiedenheit und Mannichfaltigkeit ein solches mehr oder weniger bleiben dürfte.



Nachtrag.

Sinnsprüche.

A. Chinesische.

1.

Erzähle mir die Vergangenheit und ich werde dir die Zukunft erzählen.

2.

Die Vernunft ist für den Weisen, das Gesetz für den Unweisen.

3.

Zu viel Leim hält nicht fest, und mit zu vielen Worten richtet man nichts aus.

4.

Wenn Fuss und Arm wohlauf,
Das Haupt sich dann hebt auf,
Und alles beim Geschäft ist gut auf.

5.

Der Tugend folgen tausend Freuden,
Dem Laster folgen tausend Leiden:
Der Schatten folgt dem Baum entlang,
Im Thale hallt der Wiederklang.

6.

Diejenigen, die dir stehen fern,
Die schütze gern,
Und die Dir nahe stehn, die halte kurz,
So glänzt des Reiches Stern
Und du bewahrest es vor Schmach und Sturz.

7.

Ist das Haupt einsichtsvoll, ja!
Fuss und Arm sind trefflich, ja!
Jedes Werk geht herrlich, ja!
Ist das Haupt verwirrt, ja!
Faul werden die Glieder, ja!
Schlecht geht jede Arbeit, ja!

8.

Ein weiser Mann sieht viel voraus,
Was sich durch Weisheit lässt ersehen;
Doch anders sieht oft manches aus,
Ist's nah, ist's fern besehen.
Der ist der rechte weise Mann,
Der fassen sich und helfen kann,
Wenn was er nicht voraus gesehen,
Doch ist geschehen.

B Indische.

1.

Tugend, Tapferkeit und Aufopferung, das sind die grossen Eigenschaften eines Königs. Ein König, der sie nicht hat, wird gewiss getadelt.

2.

Selbst ein unwissender König kommt glücklich fort, wenn er einen berühmten Weisen bei sich hat, wie ein Baum, der nah am Wasser steht.

3.

Wer selbst keinen Verstand hat, was hilft dem die Lehre? Wer keine Tugend hat, was hilft dem ein Spiegel?

4.

Weise muss man ehren,
Auch wenn sie nicht Weissheit lehren.
Was ihnen nur fällt vom Munde,
Ist immer heilige Kunde.

5.

Selbst in edelen Absichten
Nach Reichthum streben, ist nicht gut;
Will man nicht in den Sumpf sinken,
Ist's am besten, man bleibt ihm fern.

6.

Unrechtes soll man niemals thun,
Selbst wenn das Leben in Gefahr,
Und vom Rechten niemals lassen:
Das ist das ewige Gesetz.

7.

Der Mensch erlangt Tugenden
Durch den Umgang mit den Guten,
Sünden durch den Umgang mit Schlechten,
Gleichwie der Wind, verschiedene Länder
Durchstreichend, bald liebliche, bald übele Gerüche.

8.

Sieben Dinge machen mir Verdruss :
Wenn der Mond am Tag den Glanz verlieret,
Wenn die Frauenschönheit welken muss,
Wenn der Lotus nicht die Teiche zieret,
Wenn die Thoren schwelgen im Genuss,
Wenn der Fromme nach dem Golde gieret,
Wenn die Tugend darbet und zum Schluss,
Wenn der Schlechte seinen Fürsten führet.

9.

Die Hoffnung ist ein milder Strom,
Sein hohes Ufer der Gedanke ;
Das Krokodil der Leidenschaft
Erreget der Begierde Scheune,
Und Lüste reissen wie die Wogen
Den Baum der Festigkeit hinab
In der Verblendung tiefen Strudel :
Doch oben schwebet die Vernunft
Als Vogel der Erkenntniss hin,
Und führt den Weisen an das Ufer.

10.

Was dir, o Mensch, hinieden
Vom Schöpfer ward beschieden,
Ob klein die Gabe oder gross :
Magst auf den Bergen thronen
Und in der Wüste wohnen,
Dein ist ein sich'res Erdenloos.
Du schöpfest an den Quellen
Und an des Meeres Wellen
Gleichviel in deinen Wasserkrug :
Drum hege keine Sorgen,
Für heute oder morgen,
Denn wer zufrieden, hat genug.

C. Persische.

(Aus Saadi's Rosengarten.)

1.

Verloren ist Verdienst und Kraft, wenn sie verborgen bleiben;
Das Rauchwerk riecht im Feuer nur, den Moschus muss man reiben.

2.

Wollte Gott der Katze Flügel geben,
Wäre bald kein Sperling mehr am Leben.

3.

Eine bittere Gurke, freundlich dargeboten, schmeckt
Besser als aus mürr'scher Hand das süsseste Confekt.

4.

Wer kann wissen, wer in diesem Kleide geht?
Der Schreiber weiss allein, was in dem Briefe steht.

5.

Haben wir kein Gut der Welt, so quält uns das Verlangen,
Haben wir's, ist unser Fuss in seiner Lust gefangen,
Unruhevoller ist doch nichts als der Genuss der Welt:
Ob man ihn besitzt, ob nicht: gleichwohl ist man gequält.

6.

Ein Eisen, dass der Rost gefressen,
Machst du nicht mit der Feile rein.
Was nützt's den Bösen zu ermahnen?
Der Nagel dringt nicht in den Stein.

7.

Was ist die Zung' im Munde? Ist sie nicht
Der Schlüssel zu des Weisen Schatzesthüre?
Ist sie verschlossen, kann man wissen, ob
Juwelen er, ob Trödel bei sich führe?
Mag das Schweigen für den Weisen passend sein,
Doch zur rechten Zeit muss er die Zunge lösen.
Schweigen, wo man sprechen soll, und sprechen dann,
Wo das Schweigen ziemte, Beides ist vom Bösen.

8.

Auf der Kuppel von Feridun's*) Palaste war geschrieben:
Nicht bei der Welt, o Bruder, kannst du die Treue finden;
Nur an den Weltenschöpfer darf sich das Herz Dir binden.
Es sei das Gut der Erde nicht Stütze dir und Stab:
Gleich dir beglückt es Viele und stürzte sie in's Grab.
Wird eine reine Seele dereinst dem Tod zum Raube,
Gleichviel, ob auf dem Throne sie starb, ob in dem Staube.



*) Ein fabelhafter König von Persien.

Manitius, Heinrich August,

Die Sprachenwelt in ihrem geschichtlich-literarischen Entwicklungsgange
zur Humanitaet zur den gebildeten Laien und die gereifte Jugend

Bd.: 1

Zofingen & Leipzig 1876

81.86213

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11330139-7